This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

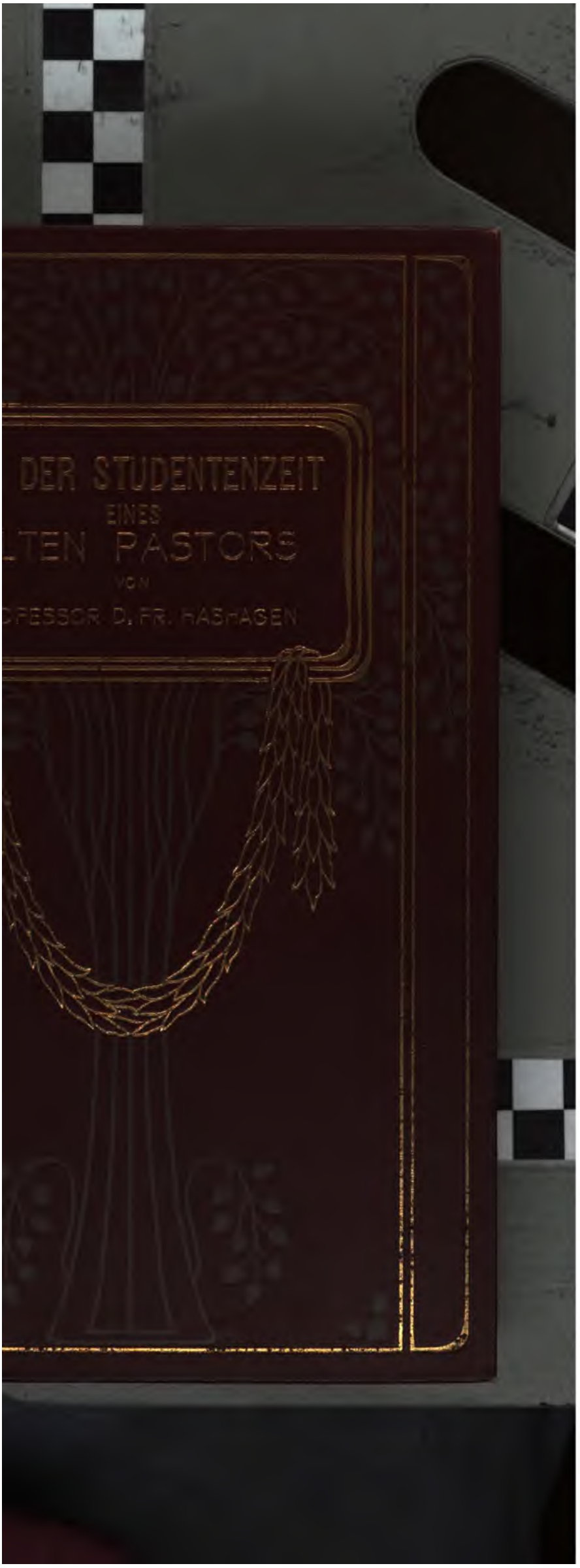
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

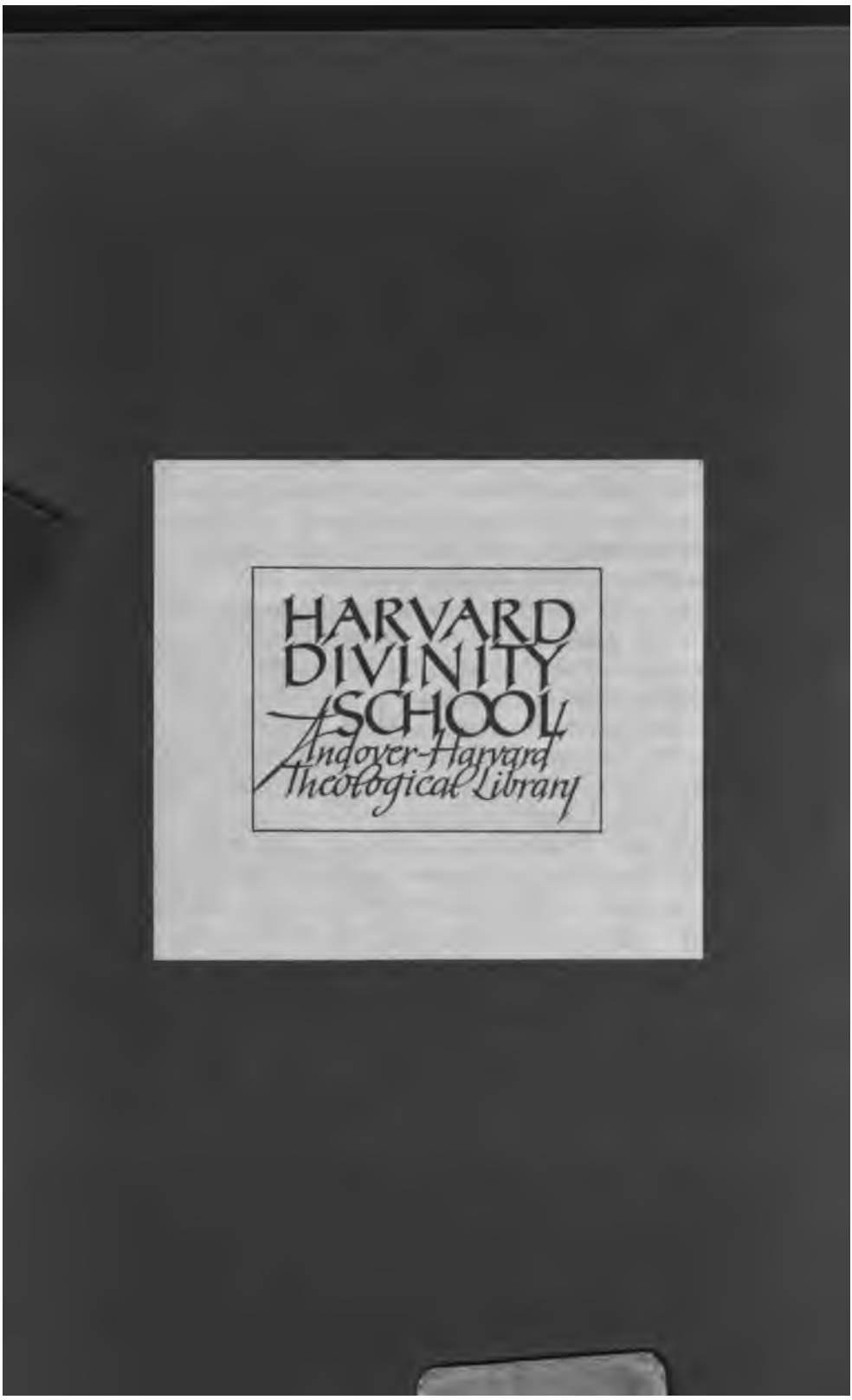
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


DER STUDENTENZEIT
EINES
LTEN PASTORS
VON
CFESSOR D. FR. HASHAGEN


HARVARD
DIVINITY
SCHOOL
Andover-Harvard
Theological Library

Aus der Studentenzeit eines alten Paſtors.

10 2 L

Aus der Studentenzeit eines alten Pastors

von

D. Fr. Hashagen,
Professor der prakt. Theologie und Universitätsprediger,
Rostock.

Wismar i. Meckl.
Verlag von Hans Bartholdi.
1908.

Alle Rechte vorbehalten.

BX
8080
.1126
A36

Den Kommilitonen

gewidmet.

Inhalt.

		Seite
Erstes Kapitel.	Zur Einführung	1
Zweites „	Der „Mulus“	14
Drittes „	Der „Fux“	61
Viertes „	Der „Bursch“	114
Fünftes „	Das „alte Haus“	172
Sechstes „	Nachlese und Schluß	255

Erſtes Kapitel.

Zur Einführung.

Auf dem Burggraben des alten Schönebecker Schloſſes, der ſich an einer Seite zu einem Mühlenteiche erweiterte, hatte ich einſt, etwa in meinem zwölften Jahre, rudern gelernt. Die erſten Verſuche in dem kleinen, leichten Boote fanden unter ſachkundiger Leitung ſtatt. Da der Teich durch den angrenzenden Hochwald gegen Wind geſchützt war und nur ausnahmsweiſe eine leiſe Strömung ſich geltend machte, lernte ich bald mit einem Ruder ganz gut fertig zu werden. Ich bildete mir nun ein, rudern zu können. Bei nächſter Gelegenheit, als ich einen Bootsmann von meines Vaters Schiffsbeſatzung beſuchte, der an der Weſer in Fähr wohnte, erbat ich mir von ihm ſeine Jolle, um meine neu erworbene Fertigkeit auf der Weſer zu verſuchen. Er ſetzte wohl voraus, daß ich rudern könne, willigte daher ohne weiteres Bedenken ein, und wohlgemut ruderte ich bald auf die Weſer hinaus. Es ging prächtig mit dem ſtarken Ebbſtrom den Fluß hinunter, ſo daß ich mich wunderte und freute, wie ſchnell ich weiter kam. Sobald ich indeſſen aus dem Schutze des hohen Ufers heraus war, merkte ich, daß ein ſtrammer Nordwind dem Ebbſtrom entgegenſtand. Die Wellen wurden nun recht kraus, das Rudern wurde mühſamer. Die Jolle wendete ſich mit dem Bug bald nach dieſer, bald nach jener Seite, ohne daß ich recht wußte, wie das zuging. Zunächſt machte mir das nur Spaß. Ich zog die Ruder aber kräftiger

an. Da ich indeſſen noch nie mit zwei Riemen gerudert hatte, ſo ſtießen nach wenigen Schlägen die Handgriffe der Riemen durch mein Ungeſchick in meinen Händen zuſammen und riſſen mir eine ziemliche Quetſchwunde in die linke Hand. Dies durfte nicht wieder vorkommen. Ich achtete demnach ſorgfältiger auf, ruderte aber mit der rechten Hand unwillkürlich ſtärker, als mit der linken, und anſtatt den Kopf gegen den Wind zu halten, ging das Boot herum und nahm zugleich ziemlich viel Waſſer über. Es galt beide Riemen gleichmäßiger zu gebrauchen. Indem ich dies tat und zugleich darauf ſah, daß die Handgriffe nicht wieder in meinen Händen zuſammenſtießen, vergaß ich, darauf zu achten, ob die beiden Riemen auch wirklich durchs Waſſer gingen, machte Luftſtreiche und ſtürzte rücklings ſo heftig von der Bank ins Boot hinunter, daß ich faſt die Beſinnung verlor. Das Boot war inzwiſchen wieder nach der entgegengeſetzten Seite herumgeſchlagen und hatte noch mehr Waſſer übergenommen. Ganz durchnäßt und faſt ſchwindelnd raffte ich mich wieder auf, um zu meinem Schrecken zu ſehen,, daß mein Boot auf die Kette eines dort ankernden Weſerkahns zutrieb. Unter krampfhafter Anſtrengung gelang es mir, davon frei zu kommen. Dabei aber flog mir ein Riemen aus der Dolle und aus der Hand und trieb weg. Nun war ich ganz hilflos, denn mit nur einem Ruder konnte ich nichts anfangen. Der Kahnſchiffer aber hatte meine Notlage erkannt, machte ſeine Jolle los und brachte mir raſch meinen wegtreibenden Riemen wieder. Als er meinen Zuſtand ſah, meinte er, das Beſte ſei, wenn ich ſofort an Land ruderе, ausſteige und das Boot vom Ufer aus an einem Tau wieder flußaufwärts an die Stelle ziehe, wo ich es losgemacht hätte. Dies tat ich denn auch. Unter großer Mühe und nachdem ich öfter durchs Waſſer hatte waten müſſen, kam ich etwa nach einer Stunde mit dem Boote wieder bei ſeinem Eigentümer an. Er hatte mich kommen ſehen und ſchon von weitem mich mit einer Menge von Titeln belegt, die meiner Eigenliebe nicht eben ſchmeichelten. Dann verband er ſorgfältig meine inzwiſchen dick angeſchwollene Hand. Seine Frau trocknete meinen Anzug am Herdfeuer, während ich mich ſolange ins Bett legen mußte. Nach einigen Stunden und nachdem ich noch ordentlich gefrüh-

stückt hatte, konnte ich den Heimweg nach Hause antreten, a sadder and a wiser boy.*) Das Rudern mit beiden Riemen und bei starkem Winde, der gegen starken Strom ansteht, war doch nicht so leicht und einfach, wie ich es mir gedacht hatte. Da ich diese Erfahrung an meinem eigenen Leibe machte, fühlte ich das Komische darin zunächst nur wenig, das Tragische und Entmutigende aber so stark, daß die Schreckniſſe dieſer mißlungenen Fahrt mir im Traume noch oft wieder vorkamen.**) Ich erzähle dies hier so ausführlich, weil ich, im Begriffe meine Studentenzeit zu beschreiben, mich in der Annahme nicht zu irren glaube, daß sehr viele Studenten ebenso, wie ich, mit Schmerzen inne werden müſſen, wie schwer es ist, nach einer ungenügenden Vorbereitung auf dem Gymnasium dann auf der Universität bei starkem Winde und starkem Gegenstrom in ihrem kleinen Boot mit beiden Händen und beiden Riemen so zu rudern, daß sie, heiler Haut, gleichmäßig vorwärts und ans Ziel kommen. Jedenfalls sind mir nicht wenige Studenten bekannt geworden, die später vom Ufer aus ihr Boot unter viel Mühe und Beschwerden an einem Tau wieder dorthin zogen, wo sie es losgemacht hatten, und Gott dankten, wenn sie einstweilen freund-

*) Vergl. Waverley von Sir Walter Scott, Tauchn. ed. p. 399. Scott hat eine so große Bedeutung für meine Jünglingsjahre gehabt, daß ich hier die Verse anfüge, in denen man auch ihn charakterisiert fand:

A man godfearing, loving God with heart,
With mind, with soul, true christian of the cross,
Faithful to king, to country and to friend;
A polished gentleman, all graceful without art,
Cheerful, yet grave; counting world gain a loss,
Wise, humble, constant, patient to the end!

**) Sich selber kann man schon auch nach langer Zeit noch kondolieren und wird darin bei sich selber immer das gewünschte Verständnis finden, obwohl hierbei überhaupt gilt „Lenit albescens animos capillus“ und ein humoristisches Moment nicht fehlen darf. Handelt es sich aber um ein Kondolieren, das man anderen Leuten ausspricht, die vor langer Zeit einen Verlust erlitten, so bewegt man sich auf recht glattem Boden. Als einst die Bewohner von Ilium dem Kaiser Tiberius ihre Teilnahme an dem Tode seiner Tochter aussprachen, nachdem schon eine lange Zeit nach diesem Todesfall verstrichen war, kondolierte der Kaiser in seinem Antwortschreiben ihnen zum Tode Hektors!

liche Herberge fanden, sei es auch unter Scheltworten. Die zweite Fahrt mochte ihnen dann schon besser gelingen.*)

Ehe ich indessen diese Beschreibung meiner Studentenzeit anfange, oder vielmehr, ehe ich die letzte Hand daran lege, um sie der Öffentlichkeit zu übergeben, habe ich wieder die Empfindung, als sei ich, wie einst als Knabe, jetzt als alter Mann von neuem im Begriff, eine Unternehmung durchzuführen, für die ich nicht, oder doch jedenfalls nicht genügend ausgerüstet bin. Die Erinnerungen „Aus der Jugendzeit eines alten Pastors" haben ja eine sehr freundliche Aufnahme gefunden. Das hat den alten Pastor sehr erfreut und auch sehr beschämt. Wenn ihm dann oft der Wunsch ausgesprochen wurde, er möge auch seine Studentenzeit usw. beschreiben, so konnte er nur zugeben, daß seine eigene Herzensneigung ihn stark und nachhaltig antreibe, diesem Wunsche Folge zu geben. Aber nötigte ihn die Ausführung nicht von dem Burggraben und Mühlenteich und aus dem Schutz des Hochwaldes hinweg und auf den offenen Weltstrom hinaus, der allen Winden und Wettern**) ausgesetzt ist? Hat er inzwischen auch wirklich gelernt, in seinem Boote mit zwei Rudern ordentlich zurechtzukommen?

Die Erinnerungen „Aus der Jugendzeit" waren unter

---

*) Bei meiner großen Vorliebe für die See zog mich alles sehr an, was im Wort das Meer und Meerfahrten schildert, Homer, Virgil, Gudrun, dann Shakespeare, Tegner, Heine u. a. Unter neueren Dichtern scheinen Tennyson und Victor Hugo mir die Palme davonzutragen. Vergl. z. B. Hugos Darstellung des Wesens der See:

Je suis la vaste mêlée,
Reptile, en étant l'onde; ailée
Étant le vent:
Force et fuite, haine et vie,
Houle immense, poursuivie
Et poursuivant. —

Unter modernen Prosadichtern steht auf diesem Gebiete „Pierre Loti" wohl an erster Stelle.

**) As cruel waves full ofte be found
Against the rockes to rore and cry,
So doth my heart full oft rebound
Against my breast full bitterly. —

Surrey, Elizabeth. age.

Anonymität erschienen. Ich hatte wenigstens versucht, ihnen den Charakter der Anonymität mitzugeben. Dieser Versuch gelang nicht, konnte auch, wie ich mir bald sagte, angesichts des Inhalts jenes Buchs nicht gelingen. Dieser Schleier mußte fallen. Warum ich ihn anzubringen mich bemühte, habe ich im Vorwort der zweiten Auflage besprochen und komme nicht darauf zurück. Jetzt indessen, bei dieser nicht mehr anonymen Fortsetzung stand ich auch vor allen den ernsten Bedenken, die mir sonst beim Lesen von Selbstbiographien anderer Leute so oft und so gewichtig entgegengetreten waren.

Während des letzten Jahrzehnts waren diese Bedenken obendrein von C. Hilty*) wieder sehr nachdrücklich auch in der Öffentlichkeit geltend gemacht worden. Er sagt: „Wie oft triefen Selbstbiographien von Eitelkeit!“ Oder, wenn sie das nicht tun, „wie oft verhüllen sie durch zu große Bescheidenheit ihren wirklichen Wert vor den Lesern!“ Oder „Alle Selbstbiographien sind Torheit“; „Jeder Subjektivismus ist Heidentum.“ Nach seiner Überzeugung „lebt der rechte Mensch, in späteren Jahren wenigstens, auf der Welt gar nicht für sich selbst und hat daher weder Zeit noch Lust, so viel an sich zu denken oder gar sich selbst zu beschreiben.“ Überhaupt sei ja „das Interessante an ihm nicht das für ihn und andere offen Darliegende, sondern das Geheimnisvolle seines Werdens und seines Zusammenhanges mit dem Ewigen, dem keine Biographie Worte verleihen könne!“ Diese Urteile machten einen um so tieferen Eindruck auf mich, als Hilty zu den Autoren der Gegenwart gehört, mit denen ich auf bestimmten Gebieten ganz besonders gern übereinstimme, wogegen ich höchst ungern von ihnen abweiche. So viel Richtiges indessen seine Kritik von Selbstbiographien bringt, wie sie im einzelnen vorliegen, und so beachtenswerte Warnungstafeln er hierin aufrichtet, so vermochte ich ihm in seiner prinzipiellen Geringschätzung und Verwerfung der Selbstbiographie doch nicht beizustimmen. Ist es denn wirklich so, daß der Mensch, zumal im Altern, auf der Welt gar nicht für sich selbst lebt, wenn er ein „rechter Mensch“ ist und, allgemein ausgedrückt, seinem Ideal

*) Prof. Dr. C. Hilty, „Lesen und Reden“ (Leipz. 1899) p. 24, Anm. 2; „Glück“ (Leipz. 1899) I. pag. 232, Anm. 2, und sonst öfter.

nachzukommen ſucht? Die evangeliſche Ethik*) beruht doch vielmehr immer und auch im Altern auf dem Grundſatz: „Du ſollſt deinen Nächſten lieben, als dich ſelbſt!“ Das chriſtliche Perſonleben hat ja ewigen Wert und reift einer ewigen Vollendung entgegen. Chriſten ſollen bei zunehmenden Jahren ſich in Gott nicht weniger, ſondern immer mehr ſelber angehören. Daß jemand dann in Wirklichkeit gar nicht mehr ſich ſelber**), ſondern nur für andere und anderes lebt, iſt mir bei geiſtig geſunden Menſchen überhaupt nie begegnet. Der von Hilty vertretene Grundſatz erſcheint mir als ein Widerſpruch in ſich ſelber, und wenn jemand ihn im wirklichen Leben durchzuführen ſucht, ſo wird er m. E., von anderem abgeſehen, bald in der Brandung an den Klippen eitler Selbſtüberhebung ſcheitern oder vom Maelſtrom der Selbſtverwerfung verſchlungen werden. Ebenſowenig konnte ich der

*) „Die Hingebung an das außer uns beſtehende Reich Gottes, an die Gemeinſchaft, an den Nächſten, an die geſamte Kreatur darf keine unbeſchränkte ſein, ſondern muß ihre Schranken, ihr Maß haben, bedingt durch die Hingebung an das Reich Gottes in uns ſelbſt, an mein eigenes, gottverordnetes Ideal, durch die Fürſorge für mein perſönliches Verhältnis zu Gott, mein Heil und meine Vollendung, alſo durch mein Beſtreben, das zu werden, wozu Gott gerade mich beſtimmt hat.“ (Martenſen, Chriſtl. Ethik, Gotha 1878, II, p. 338—341; 354—357 uſw.) — Wie ſtark übrigens die falſche Hingabe an die außer uns vorhandene Kreatur, der Altruismus (vivre pour autrui), in der Gegenwart theoretiſch ſich geltend macht, zeigt ſich z. B. auch darin, daß er in die Nationalökonomie eindringen konnte.

**) Der jüdiſche Geiſt, wie er ſich nach einer beſtimmten Seite wohl mit am durchſichtigſten in Moſes Mendelsſohn ausſpricht, ſieht im Leben Chriſti und ſeinem ſittlichen Prinzip gern falſchen Altruismus. Mendelsſohn fand an der Moral Jeſu eben nichts auszuſetzen, als daß er den erſten Grundſatz der ganzen Sittenlehre: „Liebe dich ſelbſt“ durch ſein eigenes Beiſpiel beſeitigt und ſich ſeinen Feinden nicht entzogen habe, obwohl ihm dies möglich geweſen wäre (Boyſen, Lebensbeſchreibg., Quedlinburg 1797, II. pag. 170 ff.). Mendelsſohn erkennt eben weder die Einzigartigkeit der Perſon des Herrn noch ſeinen einzigartigen Beruf. Auch iſt ihm das Weſen der ſich ſelbſt opfernden menſchlichen Liebe verborgen, die ſich ganz hingeben kann, ohne ſich zu verlieren, weil ſie in Gott ſich ewiglich beſitzt. — Im übrigen iſt nirgends geboten „Liebe dich ſelbſt!“ Die Selbſtliebe iſt vorausgeſetzt. Daher geht die Argumentation St. Pauli, Eph. 5, 29, darauf hinaus, daß es παρὰ φύσιν wäre, ſich nicht ſelbſt zu lieben. Vergl. Seneca, Ep. XIV: „Fateor, insitam nobis esse corporis nostri caritatem (Harleß, Eph. Br. ad loc.).

Behauptung zuſtimmen, die Selbſtbiographie als ſolche ſei unzuläſſig, weil ſie das eigentliche Weſen der Perſon und ihrer Entwickelung nicht zu erreichen vermöge, da dies unter dem Schleier eines undurchdringlichen Geheimniſſes liege. Wer dieſe Beweisführung anerkennt, müßte folgerichtig die Berechtigung aller menſchlichen Forſchung bezweifeln. Früher oder ſpäter langen eben alle unſre Forſchungen vor einem undurchdringlichen Geheimnis an, und wir müſſen immer wieder anerkennen: „Der Reſt iſt Schweigen!“ Um deswillen pflegt aber doch kein Forſcher von ſeiner Arbeit Abſtand zu nehmen! Auch iſt es am Tage, daß eine Selbſtbiographie, ohne ſich unmögliches anzumaßen, ſehr wohl imſtande iſt, das Weſen und die Entwickelung des Perſonlebens in wichtigen Einzelheiten zutreffend darzuſtellen und ſo wenigſtens unterrichtend, vielleicht auch erziehend zu wirken. Wenn allerdings über dem innerſten Weſen der Perſon und ihrer Entwickelung ein undurchdringliches Geheimnis ruht, ſo möchte nur der wirklich berechtigt ſein, dies für ſich anzuerkennen, der mit allem gebührenden Ernſt und Nachdruck bemüht war, dieſen Schleier zu lüften. —

Wenn ich demnach die prinzipielle Verwerfung der Selbſtbiographie nicht zu teilen imſtande war, ſo hatte ich damit die Widerſtände, die meiner eigenen Biographie in den Weg traten, doch nicht ſchon überwunden.

Gerade der Lebensabſchnitt, den ich zu ſchildern hatte, war ganz darnach angetan, mir die größten Schwierigkeiten zu machen. Bei meinem Abgang vom Gymnaſium hatte ich einzuſetzen. Zunächſt freilich folgten die Gedanken, die ſich daran knüpften, ohne weitere Mühe aufeinander. Sie hüpften wie Vögel leicht von einem Zweige zum andern. Bald indeſſen drängte ſich mir der Eindruck auf, daß jener Schluß meiner Gymnaſialzeit einen ſehr tiefen Einſchnitt in meine Lebensentwickelung machte. Was vor dieſem Zeitpunkte liegt, iſt für mich eine vergangene, ja eine untergegangene Welt; was nachher kommt, lebt weiter und iſt Gegenwart. Nicht ſoll damit geſagt ſein, daß meine Kindheit und erſte Jugend für mein innerſtes Perſonleben ihre Bedeutung und Wirkungskraft verloren haben. Sie ſind vielmehr grün, friſch und fruchtbar für mich geblieben. Aber die geiſtige und

äußere Umwelt hat seitdem eine ganz neue Gestalt und Bedeutung für mich gewonnen. Was im besonderen meine bewußte Eingliederung in die Kirche, meine Teilnahme an Wissenschaft, Kunst, Literatur, an gesellschaftlichen, vaterländischen, staatlichen Gütern und Aufgaben bedingte und bedingt, — das alles scheint mir in seinen ersten charakteristischen Anfängen irgendwie mit dem Tage verbunden zu sein, an dem Tage zu keimen und zu sprossen, an dem im Spätsommer des Jahres 1861 das gewaltige Dröhnen und Klingen der Domglocken in Verden mir als Gymnasiasten zum letzten Male die Ohren füllte und das Herz bewegte.

Ist das aber irgendwie nicht immer der Fall? Wird nicht der Übergang vom Jünglingsalter ins erste Mannesalter in dem Lebenslaufe jedes Menschen einen tiefen Einschnitt hinterlassen und einen einzigartigen Meilenstein aufrichten? Wird dies nicht in verstärktem Maße der Fall sein, wenn jener Übergang eben in die Studienzeit fällt? Dann macht sich doch auch wohl immer der Eindruck geltend, daß eine alte Welt zurückgedrängt, zu den Toten gelegt werde und daß eine neue, andauernd lebende Welt heraufsteige! — In einem bestimmten, beschränkten Maße ist das gewiß der Fall. Aber ich glaube, mich nicht zu irren in der Annahme, daß mit dem Anfange der sechziger Jahre im letzten Jahrhundert eine in außergewöhnlichem Maße neue Periode auf nahezu allen Lebensgebieten zunächst in meiner engeren Heimat Hannover, dann auch in unserm ganzen Vaterlande ihren Anfang nahm. Manche Altersgenossen und Landsleute werden, wie ich zu vermuten wage, denselben Eindruck empfangen, und im Vergleich mit späteren Lebensabschnitten seine hervorragende, überragende Bedeutung und Einzigartigkeit stets von neuem bestätigt gefunden haben.

Es war daher unmöglich, meine Studentenzeit einigermaßen lebenswahr zu schildern, wenn ich nicht zugleich auf diese sehr tiefgreifenden Veränderungen und Erschütterungen einging. Sie haben mich eben auch persönlich zu stark berührt und beeinflußt, als daß ich mit Stillschweigen darüber hinweggehen konnte. Um nur eins, allerdings die Hauptsache, hervorzuheben, so stand nach meinem unverändert bis jetzt festgebliebenen Eindruck meine Kindheit und erste Jugend wissentlich und un-

wissentlich unter dem Einfluß der Autorität, die bei mir, in meiner Umgebung, im öffentlichen Leben trotz mancher Widerstände zuletzt doch alles unter sich beugte. Dies war die ursprüngliche Autorität*) Gottes und die abgeleitete menschliche Autorität auf Grund des vierten Gebotes in seinem ganzen Umfange und seiner Tiefe. Was im Jahre 1848 diese Autorität angegriffen und erschüttert hatte, schien, abgesehen von einer bestimmten Presse und von bestimmten Vereinen, ganz wieder zurückgetreten zu sein und übte jedenfalls in dem Gesichtskreise, der mir offen stand, keinen beachtenswerten Einfluß mehr aus. Um den Anfang der sechziger Jahre indessen wurde dies anders; und der Beginn jener neuen Periode kennzeichnet sich mir wesentlich darin, daß nun an die Stelle der Unterordnung unter die Autorität die freie Selbstbestimmung, an die Stelle des Gebundenseins an höhere sittliche Gewalten und daraus erwachsene Grundsätze nunmehr Ideen traten, die jede Bindung als Knechtung fühlten und verschmähten.

Wie weit ist aber Geist und Gemüt eines einzelnen empfänglich für die Aufnahme, geschickt und berufen für das Wiedergeben solcher tiefdringenden und weitreichenden Veränderungen? Die Beantwortung dieser Frage hat mir viel Not gemacht. Sie hängt selbstverständlich von der sachgemäßen Erledigung mancher schwieriger Vorfragen ab. Unter allen Umständen ist dabei die Natur der Dinge, um die es sich handelt, und die Natur des Menschen, der sie erlebt und darstellt, immer im Auge zu behalten. Das Ergebnis wird dann wohl ein reichhaltiges, aber ebenso gewiß von engen Grenzen eingeschlossen sein, die nur mit Unrecht überstiegen werden können. Ist es nun möglich und geraten, aus einem Kreise von Eindrücken, die, an sich genommen, wahr sind und denen eine gewisse Reichhaltigkeit nicht abgesprochen werden mag, die aber jedenfalls sehr individuelle Natur haben,

*) Der Grundsatz „In auctore auctoritas", der aus Thomas von Aquino so oft in der Reformation und bei Luther wieder aufleuchtet, ist in der Gegenwart von F. W. P. Guizot (Méditations sur l'Essence de la Religion chrétienne, 1866) zum Ausgangspunkt der Apologie des Christentums genommen worden. — Daß im Text nicht jede bestehende Autorität auch ohne weiteres als berechtigt anerkannt werden soll, liegt auf der Hand.

ein Bild zu gestalten, das zugleich den begründeten Anspruch erhebt, einen Beitrag zu der Darstellung der Zeitbewegung im allgemeinen zu liefern?

Im Anfange meiner Studentenzeit hörte ich zum ersten Male die Zither spielen und hatte meine große Freude daran, die noch andauert. Aber eine Zither ist und bleibt ein kleines Instrument. Ist nun das wunderbar gebaute Instrument, das wir Seele nennen, nicht durchweg den Musikinstrumenten gleich, die nur über wenige, auch nur über schwache Stimmen und über eine geringe Zahl von Oktaven verfügen? Es würde Torheit sein, große Kompositionen mit solchen kleinen Instrumenten auffassen und wiedergeben zu wollen. Eine Zither vermag eben nicht ein Oratorium zu reproduzieren. Mag sie auf dem ihr zuständigen Gebiete noch so Liebliches und Schönes leisten, so muß sie an dieser zu schweren Aufgabe scheitern. Wird dem entsprechend eine Menschenseele von Eindrücken berührt,*) die in ihrem Wesen und ihrer Stärke zu den Stimmen, den Tönen, die der Seele eigentümlich sind, nicht passen oder gar jenseits ihrer Skala und ihres Empfindungsvermögens liegen, so reagiert sie darauf entweder überhaupt nicht oder gibt wenigstens keinen Widerhall, den man irgendwie als musikalisch bezeichnen könnte. Sie schweigt oder sie schreit. Diesen dumpfen Mangel an jeglichem Bewegtwerden und an dem Ausstrahlen eines Bewegtwerdens, dann auch die krampfhaften und doch erfolglosen Bemühungen, etwas wiederzugeben, was man nicht recht hatte aufnehmen können, überhaupt die Stummheit ruhiger Saiten und, was zerrissene Saiten verlauten lassen, wird jeder früher oder später an sich selber zur

*) Meine Individualität war ohnehin immer sehr empfänglich dafür, daß alles Irdische, Kreatürliche wesentlich auch „ein Gleichnis" ist. Vergl. Milton, Parad. lost, book V, v. 576 ff.:

What surmounts the reach
Of human sense, I shall delineate so,
By likening spiritual to corporeal forms,
As may express them best; though what if earth
Be but the shadow of heav'n, and things therein
Each to other like, more than on earth is thought? —

Vergl. Rich. Chevenix Trench, Notes on the Parables etc., London 1892, p. 11—30.

Genüge wahrnehmen können. — Unter allen Umständen ergibt sich aber aus derartigen Tatsachen und Beobachtungen die unabweisbare, ernste Verpflichtung, solche Lebensschilderungen, wie ich sie schreiben wollte und schrieb, eben nur als ein Miniaturbild, nicht aber als ein umfassendes Gemälde der Zeitbewegungen im allgemeinen hinzustellen.

Allerdings trifft jener Vergleich der Menschenseele mit einem Musikinstrumente andererseits doch auch wieder nicht zu. Denn sie ist in eigentümlicher Weise befähigt, durch wahre, persönliche Aneignung der Dinge, für die sie zuständig ist, ihre Aufnahmefähigkeit selbst zu erweitern und zu vertiefen, so daß sie nun auch Dinge, für die sie bis dahin nicht zuständig war, in bestimmtem Maße aufnehmen und wiedergeben kann. In der Geschichte der Menschenseele kommt eben in Wirklichkeit vor, was in der Geschichte der Musikinstrumente nur im übertragenen Sinne stattfindet: Eine Hirtenflöte wird zu einer Orgel und eine Zither zu einem Orchester!

Wie weit indessen diese Entwickelung durch Vertieft- und Bereichertwerden in Wirklichkeit vorliegt, kann theoretisch niemals und am wenigsten von dem Selbstbiographen bestimmt werden.

Man wird grundsätzlich sich innerhalb der Grenzen der eigenen persönlichen Erfahrung halten. Jedenfalls ist dies mein ernstes Bemühen gewesen. Vorbildlich war mir in manchen Beziehungen die Kleinkunst jener alten niederländischen Maler, die etwa nur sehr geringe Vorgänge im Menschenleben oder auch nur einige Schafe, Kühe usw. darzustellen liebte.*) Sie setzte in dieser Liebe eben ihr Alles daran, diese an sich geringen Objekte in ihrem Wesen und ihrer Erscheinung vollkommen zu erfassen und malerisch darzustellen. Und was ist es, das diese

*) N'est-il pas vrai, que tout le charme de la peinture hollandaise disparaîtrait, si vous pouviez soupçonner un seul instant, à l'ironie d'un seul coup de pinceau, que ces vieilles femmes sur le pas de leur porte, que ces moutons dans la prairie, que ces pots de fleurs au rebord d'une fenêtre n'ont pas été peints avec amour, comme choses connues et aimées parce qu'elles sont connues, parce qu'elles sont en quelque sorte tissues dans la trame de l'existence journalière et du bonheur quotidien? Brunetière, Le roman naturaliste, Paris 1896, p. 217 ff.

Kleinkunst so groß macht? Jeder kleinste Zug, jedes Haar in diesen Tierbildern legt sein Zeugnis davon ab, mit welcher Hingebung und Liebe der Künstler malte! Sein starker Realismus vermittelt die Offenbarung seines wahren künstlerischen Idealismus. Er ist völlig vertraut mit dem, was er malt. Er lebt mit seinem Gegenstande in inniger Gemeinschaft verbunden. Er lebt sich in ihn hinein und liebt ihn eben; und diese Liebe führt seinen Pinsel und malt jeden Strich. Wer nun ein Auge und ein Herz dafür hat, fühlt aus dem Bilde, sei es noch so klein und sein Objekt noch so gering, diese Liebe heraus, die in einer Sphäre lebt, erhabener als selbst die Kunst, und dabei doch vollkommen imstande ist, sehr deutlich und ansprechend zu zeigen, daß z. B. an einem Schafe, an dem Schafe eines solchen Künstlers mehr ist, als die Wolle. Damit eröffnet diese Kleinkunst zugleich Perspektiven, die so weit hinaus, so tief hinab, so hoch hinauf zeigen, daß man sich stets von neuem darüber wundern muß und sich herzlich daran erfreut.

Diese Vergleiche möchten in aller gebotenen Kürze veranschaulichen, welcher Beschränkungen und zugleich welcher Bestrebungen, welcher Unmöglichkeiten und doch auch wieder welcher Hoffnungen ich mir beim Aufzeichnen der nachstehenden Erinnerungen bewußt war. Ebenso möchten sie die Ursachen andeuten, warum ich so ausführlich schrieb und Anmerkungen anfügte, die nicht bloße Nachweise und Belege bringen, sondern die Aussichten und Einsichten, die der Text zu vermitteln bemüht war, noch weiter auszugestalten und eindringlicher zu betonen suchen.*)

*) Der Zweck der Anmerkungen wird dem Leser in jedem einzelnen Falle hoffentlich klar aus dem Zusammenhange entgegentreten. — Wenn ich auch manche Zitate aus englischen und französischen Autoren bringe, so möchte ich dadurch zugleich etwas zur Beseitigung der dicken Scheuklappen beitragen, die manchen Studenten und gebildeten Landsmann hindern, die Literatur unserer Nachbarn besser kennen zu lernen und gerechter zu würdigen. — Allgemeiner bekannte Zitate suchte ich zu vermeiden. — Sämtliche derartige Noten sind selbstverständlich meinen Tagebüchern entnommen und haben in einer näheren oder ferneren Beziehung zu meiner geistigen Entwickelung gestanden, obwohl es mir oft unmöglich war, diese Beziehung genauer nachzuweisen oder einen bestimmten Zeitpunkt dafür anzugeben.

Viel Widerſtand und Kampf gab es in dem allen. Doch damit darf ich nun den freundlichen Leſer nicht weiter beſchweren. Zuletzt ſchlug bei mir immer wieder ein alter Spruch durch, der auch dem Leſer dies Buch, wie ich hoffe, am beſten öffnen wird:

Humani*) generis mores tibi nosse volenti
Sufficit una domus!

„Der Menſchheit Sitten forſchſt du aus, wenn du erforſchſt ein einzig Haus!“ —

*) Juvenal. XIII, 159. — Allerdings wird dieſer Spruch vom Dichter dort in Verbindung mit anderen Beweggründen und zu anderen Zwecken gebildet! —

Zweites Kapitel.

Der Mulus.

Nach dem Abiturienten-Examen ſah die Welt mich mit ganz anderen Augen an. Ich ſelber hatte, wie mir vorkam, plötzlich auch ganz andere Augen bekommen, um die Welt anzuſchauen. Das Wort „Weltanſchauung“ war ohnehin in unſerm Freundeskreiſe, beſonders in unſerm literariſchen Verein „Iduna“, nicht ſelten aufgetaucht und hatte einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Es kam mir großartig vor. Doch konnte ich nicht recht damit fertig werden. Eine leiſe Stimme in mir proteſtierte unabläſſig dagegen. Hatte ich denn wirklich eine Weltanſchauung? Konnte ich erwarten, mir jemals etwas anzueignen, das den Namen Weltanſchauung mit Recht trage? Ich ſah doch in Wirklichkeit immer nur meine Welt, meine eigene kleine Welt, die ein ſo unendlich geringer Teil der Welt war. Selbſt meine eigene Welt ſah ich nur undeutlich und mußte in jugendlichem Sturm und Drang oft meine Zuflucht zu Gottes Wort oder auch zum Worte eines Dichters*) nehmen, um einigermaßen ins Reine zu kommen.

*) Shelleys Verſe ergriffen mich ſehr, obwohl ihr Schluß mir unheimlich war und blieb:

O man, hold thee on in courage of soul
Through the stormy days of thy worldly way;
And the billows of clouds, that round thee roll,
Shall sleep in the light of a wondrous day,
When heaven and earth shall leave thee free
To the universe of destiny.

Meine Verdener Welt war nun jedenfalls im Untergehen. Die Domglocken läuteten dazu. Ich hatte sie in ihrer hohen Behausung in Liebe besucht. Jetzt hallten sie feierlich über die Stadt her, als ich, von lieben Freunden begleitet, zum Bahnhof ging. Ihre mächtigen Töne geleiteten wohl „einen Wand'rer auf dem letzten Wege". Aber auch ich fühlte ihr Geleit. In einem beschränkten, doch sehr bedeutungsvollen Sinne war mein Weg ja ebenfalls ein letzter.

Ich fuhr nun in die „Mulus-Zeit" hinein, die ich so heiß ersehnt hatte. Diesen Namen konnte ich allerdings nicht gerade schön finden. Aber im ganzen wird die „Mulus-Zeit", die Periode zwischen dem Abgange vom Gymnasium und dem Beziehen der Universität, für einen Lebensabschnitt gehalten, in dem das Glück sein Füllhorn in einer Weise über den zukünftigen Studenten ausgießt, wie sonst selten oder nie wieder vorkommt. Meine eigene „Mulus-Zeit" war recht mannigfacher Art und reich an sehr verschiedenen Erlebnissen, aber eine sehr glückliche Zeit war es doch auch. —

I.

Viel Glück hatte ich zuletzt in Verden im Examen gehabt; und Glückwünsche hatte es von allen Seiten für mich geregnet. Mir gefiel dies ausnehmend, und ich nahm all die Glückwünsche dankbar und mit Freuden hin. Eine Mißstimmung regte sich allerdings in mir, wenn ich daran dachte, daß der Platz, der mir zuteil geworden war, nach unser aller Urteil, eigentlich meinem Freunde Stisser gebührt hätte und ihm nur durch ein zufälliges Unglück während der mündlichen Prüfung entgangen war. Dies dämpfte meine Hochgefühle. Dazu kam ein anderer Umstand, der erst recht eine große Freude nicht aufkommen lassen wollte. Mehrere von meinen Mitschülern hatten die Abgangsprüfung nicht bestanden. Darunter war auch der Sohn eines alten, gebrechlichen und bedürftigen Dorfschullehrers, der nur mit großen Opfern seinen Sohn auf der Domschule hatte erhalten können und nun erleben mußte, daß er durchs Examen fiel. Das traurige Gesicht des Vaters trat mir oft wieder vor die Seele und betrübte mich mitten in meinem „Glück". Erst als

ich zu Hause angelangt war und bemerkte, wie sehr sich besonders mein lieber Onkel, Kapitän J. Fr. Volkmann, über meine gute Nummer freute, trat dies alles, auch der Abschied von den Freunden, ganz zurück, und ich war guter Dinge.

Noch oft habe ich an dies Glück im Examen zurückdenken müssen, das obendrein eine ganze Reihe von guten Folgen nach sich zog. Später ist mir wiederholt ähnliches Glück, mehrfach aber auch das Gegenteil in einer Weise widerfahren, daß mein Unglück unter meinen Bekannten fast sprichwörtlich wurde. Eine eigentümliche Stellung zu Glück und Unglück nahm nun meine liebe Mutter ein. Einerseits hielt sie uns in der Kindheit fest dazu an, auswärtigen Verwandten und naheſtehenden Freunden zum Geburtstage und zu Neujahr geschriebene Glückwünsche zu schicken. Wir erhielten dazu einen schönen, mit goldenen Strichen umsäumten Bogen; und es steht mir noch lebhaft vor Augen, daß ich dann oftmals mich darauf verschrieb oder Tinte anbrachte, wohin sie nicht gehörte, und unter Tränen meine Glückwünsche zuletzt auf einem ganz gemeinen Briefbogen niederschreiben mußte. Andrerseits mochte meine Mutter von Glück und Unglück eigentlich nichts hören und konnte unwillig werden, wenn mit Nachdruck erzählt wurde, jemand habe Glück oder habe Unglück. Sie deutete auch wohl darauf hin, daß eine bestimmte Art, Glück zu suchen, am Glück zu hangen, Glück zu wünschen, ganz besonders das oft vorkommende Verzweifeln im Unglück nichts anderes als Heidentum sei. Sie berief sich dafür auf Sprüche der heiligen Schrift und las uns auch Stellen aus Bengel, Anna Schlatter und Collenbusch*) vor. Ich verstand zunächst herzlich wenig davon, aber ihre Grundsätze blieben mir haften, bis ich allmählich auch in die Erfahrung hineinwuchs, daß sie im Evangelium von Gottes Vaterliebe und väterlicher Fürsorge für alle seine Kinder wurzelten.

*) S. Collenbusch, Erklär. bibl. Wahrh., 2. Bd., 1. Heft, p. 85 (Elberfeld 1811). Seine Schriften haben neuerdings wieder eine größere Aufmerksamkeit auf sich gezogen, weil die Menkensche Versöhnungslehre sich in ihren Wurzeln bei ihm findet oder zu finden scheint. Damals traten seine Eigentümlichkeiten in der Lehre ganz zurück. Dagegen für innerliche christliche Erkenntnis und fürs Leben bot er Kernhaftes.

Collenbuſch zog mich, als ich älter geworden war, beſonders an. In einem Bändchen, das vorn auf dem weißen oder vielmehr altersgrauen Blatt den Namen M. Poſt trägt, las ich eine Auslegung von ihm zu Pſalm 17, 4: „Ich bewahre mich im Wort deiner Lippen vor Menſchenwerk auf dem Wege des Mörders.“ Im Text und in der Erklärung war manches, das über mein Bedürfnis und Verſtändnis hinausreichte; daß indes in Glück und Unglück Gott mich bewahre und ich mich zu bewahren habe in dem Worte ſeiner Lippen, leuchtete mir ſehr ein. Überhaupt gewann ich aus Collenbuſch wohl den Eindruck, daß der ſchmale Weg freilich anfangs kaum genügend Platz zu bieten ſcheint, um den Fuß darauf zu ſetzen, daß er aber für den, der wirklich darauf wandelt, bald genügend Raum und genügende Sicherheit auch zum Laufen und Springen gewährt, mehr als der breite! —

Das Elternhaus und das Leben auf dem Lande wuchs mir von neuem eng ans Herz. Seit ſechs Jahren war ich nicht mehr ſolange von der Schule frei und zu Hauſe geweſen. Und dieſe Heimkehr war ja überhaupt eine andere, als die in früheren Zeiten, wenn ich die Schulferien daheim verlebte. Damals fühlte ich mich eben doch nur zeitweilig vom Schulzwange frei; und allerlei Hintergedanken von bevorſtehenden neuen Schulaufgaben wollten kein rechtes Freiheitsgefühl aufkommen laſſen. Jetzt endlich war ich „ledig aller Pflicht“ und gab mich dieſer Wonne auch ganz hin. — Ohnehin pflegte ich auf der Schule unter dem Eindrucke zu leiden, daß ich dort eigentlich wenig oder nichts wirklich erlebte und daß mir dagegen Stelzen angeſchnallt wurden, auf denen ich dann immer weiter durch das Leben hinſtapfen ſolle, den Kopf wenigſtens um einige Fuß über die Menge emporgehoben. Nicht, daß ich damit meinen Lehrern einen Vorwurf machen wollte! Aber wenn wir nach der Schulordnung unabläſſig in den Gedanken- und Gefühlskreiſen andrer Menſchen und in der Aneignung ſachlichen Wiſſens leben mußten, ohne daß der lebendige Familienverkehr zu Hauſe und ſonſt der Umgang mit Menſchen ein Gegengewicht in die Wagſchale unſres Gemütes legte, ſo konnten wohl Befürchtungen entſtehen, man werde zuguterletzt noch alle Beziehung zum wirklichen Leben außerhalb

der Bücher und auch alle Originalität im eigenen persönlichen Wesen einbüßen und zu einer bloßen Kopie werden. Derartige Naturen meinte ich schon verschiedentlich angetroffen zu haben, die eben innerlich hohl und bloße Kopien sind, mit den Augen anderer sehen,*) mit den Ohren anderer hören, mit dem Sensorium anderer fühlen und sogar die Träume anderer träumen und mit dem Appetit anderer essen. Würde es mir auch noch einmal so gehen? Gewiß erlebte ich ja bei alledem die sogenannten „klassischen Ereignisse". Ich sah die Sonne aufgehen, scheinen, untergehen, sah Arbeiten und Ruhen, Säen und Ernten usw., auch alles, was auf dem Gebiete des seelischen und geistigen Lebens dem entspricht. Aber das alles kam nur an mich hinan, nicht aber in mich hinein. Gegen meine persönliche Anteilnahme daran schien die Tür von innen verriegelt zu sein. Dagegen gab es eine immer offene, ebene Bahn für jenen Stelzengang! — Im Elternhause nun wanderten die Stelzen sofort in die Ecke, und ich stand wieder mit meinen eigenen Füßen auf der wirklichen Erde, mitten im wirklichen Leben. Wenn die liebe Mutterstimme durchs Haus klang: „In allen meinen Taten laß ich den Höchsten raten," so lag darin auch die herzandringende Erinnerung, woher die beste Hilfe zum Feststehen und zum Vorwärtsgehen komme. Der letzte Vers des Liedes**) ist mir angesichts jener Furcht, eine bloße Kopie zu werden, besonders teuer geworden:

So sei nun, Seele, deine
Und traue dem alleine,
Der dich geschaffen hat.
Es gehe, wie es gehe,
Der Vater in der Höhe,
Der weiß zu allen Dingen Rat.

Darin konnte man frei und tief aufatmen, weit umher,

*) Seneca, De brevit. vitae, Cap. XIX: Quidam dormiunt ad alienum somnum, . . . ad alienum comedunt appetitum; amare et odisse, res omnium liberrimas, jubentur.

**) Ernst Curtius, den ich später in Göttingen ehren und lieben lernte, sagt von der ersten Zeile im Schlußverse: „Vielen ganz unverständlich, mir wie aus dem Herzen gesprochen, ein teures Lieblingswort" (vergl. Ernst Curtius, ein Lebensbild in Briefen, herausgegeben von Friedrich Curtius, Berlin 1903, p. 693). — Unsere Gesangbücher drucken meistens leider: „So sei nun, Seele, seine."

hoch hinaufſchauen und ſich des „Lebens“ freuen. Auf dem Gymnaſium waren derartige Gemütsbewegungen immer in den Hintergrund gedrängt und, wenn eine direkte Erinnerung daran verlautete, nicht ſelten mit Verachtung und auch mit Spott bedacht worden. Dies hatte mich, ſo gern ich ſonſt meinen Schulaufgaben oblag, im innerſten Gemüte angeödet. Jetzt im Elternhauſe war dieſer peinliche Druck völlig verſchwunden. Hier wurde ich von neuem und mit hoher Freude inne, daß ein wirklich perſönliches Leben in gebührender Urſprünglichkeit, Eigentümlichkeit und Selbſtändigkeit jedem ermöglicht und gewährleiſtet wird, der in Gott ſich ſelber angehören will. Ich glaubte nun auch beſſer zu erfaſſen, warum von altersher die Menſchheit dem Herdfeuer eine beſondere, unantaſtbare Weihe und Aſylrecht beigelegt hatte. — Das wahre chriſtliche Familienleben reinigt, bindet und befreit in einzigartiger Weiſe. Hier prägt ſich unter anderem unauslöſchlich der Grundſatz ein, daß man niemals ſein Lebensglück darf erkaufen wollen mit einer Summe, die man einem anderen entwendete. Ebenſo wird hier in Erfahrung, im wirklichen Erlebnis gewiß, daß unſre wahre und höchſte Freiheit im Dienſt der Liebe gegen Gott und Menſchen beſteht. — So hatte ich denn mit Freuden das alte Wappen auch der Niederſachſen an der Unterweſer vor Augen: Auf einem niedrigen häuslichen Herde vier brennende Eichenblöcke, die mit ihren Flammen ein großes ehernes Gefäß umarmen; und auf den einzelnen Blöcken die Inſchrift „Leewer — dood — as — Slaav!“ Wie die Väter dieſen Wahlſpruch auf manchem Schlachtfelde mit ihrem Blute unterſchrieben hatten, davon zeugte die nahe und fernere Vergangenheit deutlich genug. Aber für mich gewann jenes alte Wappen und ſein Spruch auch eine beſondere Bedeutung in dem geiſtigen Kampfe um die wahre perſönliche Selbſtändigkeit und Freiheit*), in den ich mich, wenn auch oft nur teilweiſe bewußt, immer ernſter verwickelt fand. —

*) In der Gegenwart haben Dichter aus den Verein. Staaten von N.-Amerika der wahren, perſönlichen Selbſtändigkeit und Freiheit wohl das ſchönſte Lob geſungen. Vergl. z. B. Lowell (früher amer. Geſandter in London):

He, that of such a height has built his mind
And rear'd the dwelling of his thoughts so strong,

Mit jenem, wie ich glaube, wahren Freiheitsgefühl verband sich anfangs in mir der Entschluß, daß ich nun auch gar nichts mehr mit Schulsachen zu tun haben wolle. So überraschte es mich denn, als ich eines Tages, allerdings mochte es gerade regnen, mich ganz interessiert beim Tacitus fand und mich auch bemühte, seine großartigen, charaktervollen Sentenzen in einigermaßen entsprechendem Deutsch wiederzugeben. Dies gelang nur sehr mäßig. Später lernte ich ja Luthers Schrift an die Ratsherren aller Städte deutschen Lands kennen und fand darin eine so geistvolle und tiefsinnige Würdigung der Kenntnis der alten Sprachen, zumal für einen Theologen, daß ich allen Gegnern der humanen Gymnasien das Studium dieser Schrift aufs dringendste empfehle. Aber schon damals ahnte ich etwas von der einzigartigen und in ihrer Weise unvergleichlichen Bildungskraft, die von einem in der Grundsprache gelesenen und verstandenen klassischen Autor auf uns ausgeht. Keine Übersetzung oder Erklärung vermag dies wirklich zu ersetzen. Wenn Luther in jener Schrift ausruft: „Wie*) die sonne gegen dem schatten ist, so ist die Sprache (die Grundsprache der Bibel) gegen aller väter glosen", so konnte dies Wort zweifellos auch in Beziehung auf Tacitus in einem bestimmten Sinne gelten. Jedenfalls freute es mich sehr, daß ich bei den unbefriedigenden Ergebnissen meiner Übersetzungskunst,**) seine einzelnen gewaltigen

---

As neither fear nor hope can strike the frame
Of his resolved powers, nor all the wind
Of vanity nor malice pierce to wrong
His settled peace, or to disturb the same —
What a fair seat has he, from whence he may
The boundless wastes and wilds of man survey! —

Gegen charakterlose Menschen kann Lowell mit schärfster Satire vorgehen, wie in seinen bekannten Versen im amerik. slang:

A merciful providence fashioned them holler
In order, that they might their principles swaller!

*) Weim. Ausgabe XV, p. 41.

**) Jetzt sind ja die ersten eigenhändigen Niederschriften Luthers in seiner Bibelübersetzung in größerem Umfange der Öffentlichkeit übergeben, und es ist von hohem Interesse, ergreifend und rührend, wie der gewaltige Sprachmeister in seiner Übersetzung zuerst lallt, um dann deutsch zu reden. So gibt er z. B. Psalm 23, 2, zuerst wieder durch „Er lesst mich weyden

Sentenzen in der Grundſprache als meinen geiſtigen Beſitz fühlen konnte. Mit Tacitus*) tauchten dann auch allmählich andere Schulbücher wieder auf und wurden von neuem zur Hand genommen, darunter auch ein Heft über Logik, das uns Direktor Plaß in Verden diktiert hatte, bei deſſen Leſen ich mir ſeine Stimme und Vortragsweiſe noch immer am beſten vergegenwärtige. Mit meinem vorhin genannten Entſchluß, nichts mehr mit den Schulaufgaben zu tun haben zu wollen, ſtimmte dies alles freilich nicht überein. Indeſſen ich freute mich über dieſe Inkonſequenz und fühlte, daß der Unterricht an einem Human-Gymnaſium ſeine Probe aufs Exempel dann am beſten beſteht, wenn er ſeinen Schülern eine Liebe für klaſſiſche Lektüre mitgibt, welche die Schulzeit und den Schulzwang freudig überdauert. — Überhaupt fing leiſe und allmählich ein gewiſſer Schimmer an, ſich über die vergangenen Schuljahre zu verbreiten, den ich während der Dauer derſelben eigentlich nie bemerkt hatte. Beſonders als ich mit einem Bekannten vom Bremer Gymnaſium einmal wieder zuſammentraf, friſchten wir alte Erinnerungen gern wieder auf und wurden ganz lebendig dabei und auch gerührt. Der Humor forderte allerdings ebenfalls ſein Recht. So hatte einſt unſer dortiger Direktor eine Rede vor der ganzen

---

ynn der wonung des graſes und füret mich zum waſſer gutter ruge" (Weim. Ausg. Deutſche Bibel, I. Band 1906, p. 475) und in ähnlichen Verſuchen. Es klingt allerdings anders, wenn ſeine Überſetzung ſpäter lautet: „Er weidet mich auf einer grünen Aue und führet mich zum friſchen Waſſer." Franz Delitzſch überſetzt wortgetreu: „Auf grünen Auen lagert er mich; an ruhevollen Waſſern gängelt er mich." Aber mir iſt nie vorgekommen, daß der Hirte Schafe gängelt.

*) Unter meinen Auszügen finde ich z. B. ſeine Charakteriſierung des Tiberius, die mir immer als höchſt wertvoll für die allgemein menſchliche Seelenkenntnis erſchienen iſt: Tiberius egregius vita famaque in imperiis sub Augusto; subdolus in fingendis virtutibus, donec Germanicus et Drusus superfuere; idem inter bona malaque mixtus, incolumi matre; instabilis saevitia, sed obtectis libidinibus dum Sejanum dilexit timuitve; postremo in scelera simul et dedecora prorupit, postquam remoto pudore et metu suo tantum ingenio utebatur. — Am meiſten zog mich indes ſein Agricola an. — Mommſens Charakteriſtik ſchien mir ſehr treffend zu ſein, daß Tacitus in einer Zeit lebt, in der die Namen nicht den Sachen und die Sachen nicht den Namen entſprechen.

Schule im hohen Pathos mit den Worten angefangen: „Der göttliche Plato sagt!“ Dann trat eine Pause ein, lang und länger, bis er endlich mit langsamer Handbewegung sein Konzept aus der Brusttasche seines Rockes zog und etwas herabgestimmt wiederholte: „Der göttliche Plato sagt.“ Diesmal kam nun auch wirklich heraus, was er sagte, und es war etwas sehr Tiefsinniges und Schönes, das in dem weiteren Vortrage sehr ansprechend ausgeführt und angewendet wurde. Immerhin stand des ersten Anfanges Pathos mit der profanen Handbewegung zur Brusttasche in einem eigentümlichen Verhältnis. Mein bremischer Freund, der eine vorzügliche Imitationsgabe besaß, stellte nun in verschiedenen Wiederholungen den ganzen Vorgang dramatisch dar, so daß sein großer Leonberger, den er sich von Heidelberg mitgebracht hatte, und ich, als seine beiden Zuschauer und Zuhörer, sehr entzückt davon waren. Wenn die tollen Sprünge und das freudige Bellen des schönen Hundes ein Bild der Stimmung darboten, so waren wir bei dieser Aufführung jedenfalls ein sehr lustiges Trio. — Ja, auch das Gymnasium trägt, wie andere Leute, seinen Schatz in irdenen Gefäßen. Doch wird der Schüler es am besten treffen und den größten Gewinn haben, welcher den Schatz durch das irdene Gefäß sich nicht verdunkeln läßt und wegen des Schatzes das irdene Gefäß in Ehren hält, soweit das irgend tunlich ist.*)

*) Da ich später auf diese sehr wesentlichen Faktoren in meiner Entwickelung nicht mehr ausdrücklich zu sprechen komme, bitte ich, aus meinen Sammlungen hier einige Belege dazu bringen zu dürfen. Oft, ja in unzähligen Fällen zog mich unter verständiger Leitung meiner Lehrer schon der Rhythmus der klassischen Sätze, der Wohlklang der Verse usw. so sehr an, daß bei meinem treuen Gedächtnis diese Sachen ganz mit mir verwuchsen. Unter meinen Auszügen finde ich z. B. von Menander (ed. Meineke ex Aldo):

Βροτοῖς ἅπασιν ἡ συνείδησις θεός.

oder aus Ovid (Metam. I, 91): Die Gesetze der Römer,

Verba minantia fixo
Aere legebantur.

Ich verglich damit gern die verwandten Aussprüche der Kirchenväter, z. B. Tertull. (de test. anim. c. 5): Conscientia optima testis divinitatis, oder (De anima, c. 41): Consciencia obumbrari potest, quia non est Deus; extingui non potest, quia est a Deo; Lactant. (De vero cultu lib. VI, c.

II.

Sehr häufige Wanderungen durch Wald, Feld und Heide unternahm ich in jenen erſten Wochen. Es ſchien mir dabei, als ob die herrſchende Freudenſtimmung, in der ich mich befand, mich in eine beſonders fühlbare, innige Verbindung mit der Landſchaft in der nächſten Umgebung und der ganzen Kreatur*) verſetzte. In meinem ganzen Leben habe ich das Bedürfnis, in jedem Jahre wieder ins Weite zu reiſen, nie verſtehen können. Wenn Geſundheitsrückſichten dazu veranlaſſen, ſo iſt das freilich eine Sache für ſich. Sonſt aber kam jenes Reiſebedürfnis, das nicht ſo ganz ſelten zu einer förmlichen Reiſewut ausartet, mir etwa ſo vor, als wollte ein Menſch am liebſten aus der Konditorei leben. „Noord un Süd, Oſt un Weſt, — to Huus dat Beſt" — dieſer alte niederſächſiſche Spruch iſt mir immer

---

24): Im Gewiſſen meminerit homo, Deum se habere testem i. e., ut ego arbitror, mentem suam, qua nihil Deus homini divinius dedit; Ambro. (De Abrah. lib. II, c. 4): Dum sumus in quadam delinquendi libidine, nebulis quibusdam mens obducitur, ne videat eorum, quae concupiscit, deformitatem. Sed cum omnis nebula transierit, gravia tormenta exercentur in quodam male conscii secretario, vergl. Tacit. Annal. XIV, 10: Perfecto demum scelere, magnitudo eius intellecta est. Demgegenüber wiederum August. Contra ep. Parm. lib. II, c. 13, das Wort des Donatiſten Tichonius „Quod volumus, sanctum est." — Für derartige Vergleiche, wie hier in Sachen des Gewiſſens angedeutet iſt, und die mir für die Erkenntnis „moderner" ſittlicher Bewegungen bedeutungsvoll wurden, war Auguſtin mir oft maßgebend z. B. Ut Deo serviat, quidquid utile, puer didici (Conf. l. I. c. 15), oder: Christianus domini sui intellegit, ubicumque invenerit veritatem (De doctr. christ. II, 18). Vergl. etwa noch Aristot. Eth. Nik. I. c. 1: *Πεπαιδευμένου γάρ ἐστιν ἐπὶ τοσοῦτον τ'ἀκριβὲς ἐπιζητεῖν καθ' ἕκαστογένος, ἐφ ὅσον ἡ τοῦ πράγματος φύσις ἐπιδέχεται· παραπλήσιον γὰρ φαίνεται μαθηματικοῦ τε πιθανολογοῦντος ἀποδέχεσθαι καὶ ῥητορικὸν ἀποδείξις ἀπαιτεῖν.*

*) Abaelard. Introdud. ad Theol. II, 2. In tantum vero in ipsa factura delectatur Deus, ut frequenter in ipsis rerum naturis, quas creavit, se figurari magis, quam verbis nostris, quae nos confinximus aut invenimus, exprimi velit; ut magis ipsa rerum similitudine, quam verborum nostrorum gaudeat proprietate; ut ad eloquentiae venustatem ipsis rerum naturis, juxta aliquam similitudinem, pro verbis Scriptura malit uti, quam propriae locutionis integritatem sequi (zitiert bei Trench, a. a. O. p. 17, Anm. 1).

aus der Seele geschrieben gewesen. Während meiner „Mulus-Zeit" war nun damals meine liebe Tante Volkmann von einem längeren Aufenthalt in einem süddeutschen Badeorte heimgekehrt und hatte mir lächelnd erzählt, sie sei am Abend ihrer Rückkehr noch im Dunkeln in ihren Garten gegangen und hätte gern jeden Baum besonders in ihre Arme geschlossen vor lauter Freude, endlich wieder zu Hause zu sein. Mir ging es ähnlich. Mein sehr treues Gedächtnis ließ dabei auch viele Erinnerungen an Jean Paul, Novalis, Uhland, Matthissson, Mörike und vor allem an Matthias Klaudius in mir aufleben zu meiner innersten Erquickung. Unser feinsinniger, sehr kenntnisreicher und urteilsfähiger Lehrer in Literaturgeschichte, Friedrich Ruperti, hatte sich einst vergeblich an uns Tertianern und Sekundanern auf der Gelehrtenschule in Bremen abgemüht, um ein wahres Gefühl für die Schönheit der lyrischen und elegischen Dichtung in uns zu wecken. Wenn ich aber jetzt mir solche Gedichte selbst im Texte wiederholte, lebten auch seine Bemerkungen dazu wieder in mir auf, und ich empfand etwas davon, daß die Worte eines berufenen Dichters nicht nur bedeuten, was sie sagen, sondern in einer ebenso geheimnisvollen wie anziehenden und begeisternden Weise sind, was sie sagen. Mochten sich dann z. B. Matthissons Elegien, wie Ruperti auch betont hatte, immerhin an der Grenze bewegen, so vertieften und bereicherten sie doch das unmittelbare Naturgefühl, und beim Anblick eines blutroten, unaussprechlich tragischen Sonnenuntergangs konnte ich mich dem Eindrucke so völlig hingeben, daß unwillkürlich der Gedanke mich anstieß: Diese Sonne kann nie wieder aufgehen!*)

In der Regel indessen hatte ich lieber mit Sonnenaufgang, als mit Sonnenuntergang zu tun. Meine im ganzen gesunde und auch derbe Natur bewahrte mich ohnehin vor aller weichlichen Naturschwärmerei und leeren Sentimentalitäten. Eines Morgens war ich vor Sonnenaufgang aufgewacht mit dem Eindruck, genug geschlafen zu haben, und trotzdem mit dem

*) Soles occidere et redire possunt;
Nobis, cum semel occidit brevis lux,
Nox est perpetua una dormienda.
Catull. Carm. V.

Wunſche, noch weiter zu ſchlafen. Mancher Leſer kennt wohl ähnliche Erfahrungen. Ich rief mir aber ins Gedächtnis, daß ich mir für dieſen Morgen eine weite Frühwanderung vorgenommen habe, und dies trieb mich dann doch hinaus. Wie fremdartig iſt zu ſolcher frühen Stunde das bekannte Haus! In den ſtillen, dunklen Zimmern weckt man auch mit leiſem Schritte einen Widerhall, der am Tage ſelbſt bei feſtem Auftreten nicht vernommen wird, und faſt mit zitternder Hand ſchließt man die Haustür auf und zieht den Riegel weg, um in eine wunderbar neu gewordene Welt*) hinauszutreten. Iſt es dann nicht ſo, als ob draußen alle Häßlichkeit und Sünde noch unter Schloß und Riegel gehalten werden und ſich nicht rühren dürfen? Ich las ſpäter eine dichteriſche Beſchreibung nach der andern über ſolche Morgenwanderungen. Am meiſten war mir aus der Seele geſprochen, daß man zunächſt ſtill ſteht, übernommen und gewiſſermaßen erſchrocken, denn dieſe reine, blühende Schönheit iſt uns zu groß. An jenem Morgen war es draußen bereits ganz hell. Doch ſtand nur der leuchtende Mond am Himmel. Gerade dieſe eigentümliche Beleuchtung, bei der freilich die kommende Sonne mit half, gehörte offenbar weſentlich mit dazu, um den Morgen-

*) Die innige Freude an der Stille, Einfalt und Schönheit der Natur in der alltäglichen Umgebung und dem gewöhnlichen häuslichen Leben findet einen ſchönen Ausdruck in den Verſen:

My life is full of sweetness and of peace,
Full of all fair proportion and calm days.
In it all duty is the nearest ease,
For duty is the nearest joy always.
And never force or storm or any stress
Can beat upon my walled-in garden-home,
For God himself walks here to heal and bless;
And where he is, not any ill can come.
Within is all, may feed the want of men;
There work and wealth and intellect are found.
And love is still the deep foundation plan;
And love makes all, he builds, on holy ground.
If Love within my garden keeps such store.
Can any Love without offer me more!

(From December to December; The Daybook of Melissande, London 1905).

wanderer recht einzuführen und tief einzutauchen in den reinen, ſtillen Frieden der in ſich ſelbſt verſunkenen Morgenlandſchaft, die ihren Schöpfer lobte. Bekannte Bibelworte wurden nun in meiner Seele wach und fingen auch an zu leuchten. Es iſt kein eitler, „frommer“ Wunſch, wenn man unter ſolchen Eindrücken gleich für immer heimfahren möchte. Gottes Gedanken ſind aber auch hierin oft ſo ganz anders als unſere Gedanken. Darin kann eine nicht leichte Prüfung für ſeine Kinder liegen. Doch iſt es auch eine ſehr notwendige Prüfung. Denn das innige Wohlgefallen an den Werken ſeiner Hand und an den Gaben ſeines Himmelreichs und das daraus erwachſende wahre Verlangen, bei ihm daheim zu ſein, täuſchen uns nicht ſelten über andere weniger himmliſche Gefühle und Wünſche, die in der Tiefe unſeres Weſens zweifellos vorhanden und, wenn ihre Stunde kommt, ſehr wirkſam ſind. Jedenfalls wird jeder aufrichtige Chriſt oft die Erfahrung machen, daß in der Freude an Gott, ſoweit ſie auf übermächtigen, von außen her empfangenen Eindrücken beruht und weſentlich Sache des natürlichen Gefühls iſt, an ſich genommen noch keine genügende Kraft zum Bleiben in Gott und in ſeinem Dienſte geboten wird. Auf jenen freudevollen, wonnevollen Morgen, den ich zu ſchildern verſuchte, folgte z. B. ein Tag, an den ich nur mit wundem Gewiſſen zurückdenken konnte. — Damit will ich aber jene Freude an Gottes Werken, im beſonderen an ſeinen ſichtbaren Werken, durchaus nicht entwerten. Sie iſt doch immer eine Hilfe. Dann wird man gerade im Anblick und Genuß der unfaßbaren Schönheit der Kreatur ja auch tief ergriffen von der Gewißheit, daß im Verborgenen Elend und Tod an ihr zehren und daß nur zu bald auch offenbar Leiden und Schmerzen ſich wie ein ſchwarzer Vorhang davor herabſenken werden. Der Apoſtel ſagt davon: „Das ängſtliche Harren der Kreatur wartet auf die Offenbarung der Kinder Gottes“ (Röm. 8, 19). In all ihrem Elend, wie in ihrer Schönheit, iſt die Kreatur eine Prophetin der kommenden Vollendung und Verklärung. Und jedes Kind Gottes iſt an ſeinem Teile mit dazu befähigt und berufen, der Kreatur auf dieſem Wege vorwärts zu helfen. Gewinnt unſer Leben und Wirken dadurch nicht einen neuen, eigentümlichen Inhalt und

hohe Bedeutung? Wir empfangen so viel von der Kreatur und sind oft so unempfänglich für die Ansprüche, die sie an uns zu stellen berechtigt ist! Wenn die heilige Schrift die mechanischen Bewegungen der Kreatur durch Gottes Gedanken und Willen mit geistigem Leben und Sehnen erfüllt, so stehen wir dem in der Regel sehr verständnislos und fühllos gegenüber. Aber ein alter schöner Vergleich mag uns eines Besseren belehren und unser Empfinden vertiefen: Eine Nährmutter hatte einen Königssohn*) auferzogen fern von seines Vaters Herrlichkeit. Als er aber mündig und Mitregent seines Vaters ward, — wie freute sie sich mit ihm und welche königlichen Gaben empfing sie von ihm! Unsere Nährmutter, die Kreatur, wird sich auch noch einmal der Offenbarung der Kinder Gottes erfreuen und von ihnen erfreut werden. —

III.

Bei diesen Wanderungen mußte ich mich stets von neuem verwundern, wie treu mein Gedächtnis die Gestalt aller der einzelnen Stätten und Dinge bewahrt hatte, die mir zum Teil seit einer ganzen Reihe von Jahren nicht mehr vor Augen und auch nicht mehr in den Sinn gekommen waren. Um größere Sachen ganz wegzulassen, so kannte ich noch jede Krümmung und Vertiefung in den Landwegen, jeden Baum, jeden Zaun, und wenn ich mich auf der alten Brücke über die „Aue" niedersetzte, um einmal die Angel wieder auszuwerfen, so wußte ich noch ganz gut, daß ihr Geländer an einer Seite geflickt war und ihre Eichenbohlen unten ein faustgroßes Astloch zeigten, durch das man ins Wasser hinabsehen konnte. Das Flüstern der Erlen am Bache und der Geruch, der vom Wasser und den Wiesen aufstieg und seine besondere Eigentümlichkeit hatte, berührten mich auch als etwas so völlig Bekanntes und Vertrautes, als ob ich immer dort gesessen habe. —

Was ist es um das Gedächtnis? Mein Leben lang habe ich darüber nachgedacht und nachgeforscht und bin zu keinem vollbefriedigenden Ergebnisse hindurchgedrungen.

Ein Arzt, der als Anhänger des Materialismus galt, er-

*) Chrysostomus zu Römer 8, 19

widerte mir auf meine bezüglichen Fragen, man sei gezwungen, das Erinnerungsvermögen auf materielle Eindrücke in der Gehirnmasse zurückzuführen. Er berief sich dabei auf Schopenhauer, der das Gedächtnis mit einem Tuche vergleiche, das die Falten, in denen es einmal gelegen hat, später selbsttätig stets von neuem annimmt. Mir leuchtete dies zum Teil auch ein. Später vorgenommene Studien bestätigten mir ebenfalls, daß, wie ja wohl allgemein angenommen wird, die Übungsfähigkeit, bekannte Vorstellungen in sich zu erneuern, nicht ohne materielle Grundlagen im Gehirn gedacht werden kann. Indessen jener Schopenhauersche Vergleich schien mir doch im letzten Grunde unzutreffend und unhaltbar zu sein. Stelle ich mir einen Teil des Gehirns als ein Tuch vor, das durch bestimmte äußere Eindrücke auf mechanischem Wege in bestimmte materielle Falten gelegt wird usw., so ist doch am Tage, daß dies begrenzte, in Wirklichkeit sehr kleine Tuch durch die materiellen Eindrücke, die es empfängt, in Millionen und Abermillionen, in unzählige Falten gelegt wird, die obendrein in allen denkbaren Richtungen kreuz und quer laufen und sich gegenseitig schneiden. Es ist daher unvorstellbar, daß dies Tuch die zahllosen und widerspruchsvollen Falten, in denen es einmal gelegen hat, später von selber wieder annehme. Als ich ungefähr in diesem Sinne dem Arzte meine Bedenken aussprach, meinte er lächelnd, man dürfe einen Vergleich nicht zu sehr pressen. Er hatte seine Schweizer Spieldose gerade aufgezogen und verwies, als sie zu musizieren anfing, auf die stiftgespickte Walze darin, die den klingenden Zungen beim Umgedrehtwerden die kompliziertesten Melodien entlocke. In ähnlicher Weise könne man sich auch das Erinnerungsvermögen veranschaulichen. Der Menschengeist drehe eben die mit Stiften besetzte Walze des Gedächtnisses um und erneuere im Klange der Zungen früher empfangene Vorstellungen in seinem Bewußtsein. Wiederum leuchtete mir dies zunächst ein. Indessen gab er damit nicht zu, daß dem Menschengeiste eine wesenhafte Selbständigkeit zukomme im Unterschiede von der Materie? Und erklärte er damit schon genügend das Unberechenbare, Launenhafte usw. in den Äußerungen des aktiven Gedächtnisses? Traf es wirklich zu, daß der Menschengeist die stiftgespickte Walze des Erinnerungsvermögens in gesetzmäßiger

Weiſe umdrehe und dadurch in den Stand verſetzt werde, ſich die Vorgänge in ſeinem vergangenen Leben immer wieder ab- und vorzuorgeln? Über dieſe Probleme hatte ich einige populäre Darſtellungen geleſen und war alſo etwas gerüſtet. Der Arzt war über das Ab- und Vororgeln ſehr heiter geworden. Ich machte dann noch geltend, daß, wenn eine Muſikwalze mir mein Erinnerungsvermögen abbilden könne, ich dasſelbe ebenſogut und beſſer etwa am Fliegenfangen zu veranſchaulichen vermöge. Die vergangenen Dinge umſummten uns doch immer, wie Fliegen, und ſtächen auch oft genug. Dann komme das aktive Gedächtnis und haſche eine Fliege im Sitzen, die anderen im Schwirren. Wenn man dabei oft fehlgreife und die dickſten Fliegen entkommen, ſo paſſe dies erſt recht ſchlagend auf manches Mißlingen des aktiven Erinnerungsvermögens. Er entgegnete, ich ſei ein Hauptkerl; aber, wenn ich einmal weiter auf Vergleiche für das Gedächtnis eingehe, ſo wolle er doch noch mit einem beſſeren, als dem des Fliegenfangens, aufwarten. Er nahm meine Angelrute, die ich in der Hand hatte, da ich gerade vom Fiſchen kam, und machte die Bewegung des Angelwerfens mit einigen Zuſätzen, die mir in der Tat am beſten gefielen von allem, was er geſagt hatte. Denn wer ſeine Vergangenheit im Sein, Wachſen, Werden, Reifen erforſchen will, wirft ſeine Angel ins Waſſer, nachdem er den beſten Köder daran geſteckt hat. Dann verſchwinden Angel und Köder vor unſern Augen, wie beim wirklichen Fiſchen. Und wiederum, wie man beim wirklichen Fiſchen am Korke merkt, ob die Fiſche unten in der verborgenen Tiefe nur mit der Angel ſpielen oder ordentlich anbeißen, ſo hat unſer gegenwärtiges Ich ein eigentümliches Organ, das uns ſagt, ob wir mit unſerm Fiſchen in den verborgenen Tiefen des vergangenen Lebens keinen Erfolg oder einen bloßen Scheinerfolg oder einen wirklichen und großen Erfolg haben werden. Doch dies Organ iſt keineswegs untrüglich. Mancher hat ſchon nach den Andeutungen, die es gibt, einen Lachs an der Angel zu haben gemeint und einen Knurrhahn herausgezogen, oder, wenn der Strom mit im Spiel war, auch wohl eine tote Katze. Dort unten iſt eben vieles unberechenbar, unbeſtimmbar, geheimnisvoll. Wie oft kommt es vor, daß jemand bei ſorgfältigſtem,

aufmerksamstem Angeln stundenlang nichts fängt und wenn er, müde geworden, sich abwendet, um sich eine Pfeife anzuzünden, und die Angel nachlässig hangen läßt, dann beißt ein großer Fisch und reißt ihm die Rute fast aus den Händen! Machen wir nicht immer wieder ähnliche Erfahrungen mit unserm aktiven Erinnerungsvermögen? Ja, gewiß, wir kennen alle den schönen Vergleich, daß unser gegenwärtiges Geistesleben wie ein Spiegel die vergangenen Dinge in sich aufnimmt und uns zeigt! Aber gerade damit berühren wir den allergeheimnisvollsten Punkt. Wie der Spiegel alles wiedergibt, nur sich selber nicht, so gibt unser Geist uns Bilder von allen Dingen, doch sein eigen Bild fehlt darunter. — Es ist demnach nicht viel damit geholfen, vielleicht aber manches dadurch zerstört, wenn jene naturalistische Psychologie, um das Erinnerungsvermögen so fest und zuverlässig, wie nur irgend angeht, uns darzustellen, ihre Zuflucht zu mechanischen Dingen nimmt. Die Wirkung derartiger Vergleiche ist im letzten Grunde nicht Veranschaulichung, sondern Erniedrigung des unsichtbaren, geheimnisvollen Vorganges. Er wird dadurch nicht deutlicher und sicher, wohl aber entstellt. Der alte persische Dichter*) hat jedenfalls die Aufgaben auf diesem Gebiete zutreffender, als mancher moderne naturalistische Philosoph erfaßt, wenn er sagt:

Die Sinnenwelt ein Schatten ist der Geisteswelt,
Herab von dieser jener Nahrungsmilch entquellt.
Gefühle sind gefangene Monarchen,
Die in der Worte Kerker sich verbargen.
Tritt das Unendliche ins Herz des Weisen,
Muß flugs hinweg er zum Verstande reisen,
Der muß die Schattenbilder ihm gewähren,
Damit er könn' Unendliches erklären.
Doch nimmer ist das Abbild ganz vollkommen;
Nur Selbstverständnis kann dir wahrhaft frommen:
Denn ziehst aus jedem Bild du Konsequenzen,
Mußt hier du vieles wegtun, dort ergänzen!

Zweifellos übt unser Erinnerungsvermögen eine reproduzierende Tätigkeit aus. Doch die produzierende Tätigkeit unserer Phantasie ist dabei immer mit im Werke. Unser Ich

*) Tholuck, Blütensammlung aus der morgenländischen Mystik, p. 216.

in früheren Zuſtänden und Entwickelungen empfängt oft ſeinen eigentlichen Inhalt und Wert erſt aus unſerm gegenwärtigen Ich, das vermittelſt der Phantaſie den früheren Zuſtänden und Stufen des Wachſens und Werdens, die tatſächlich nicht mehr vorhanden ſind, neues Leben einhaucht und ſie als lebendige Faktoren für einen lebenden, perſönlichen, gegenwärtigen Organismus zur Geltung bringt. Eine beſtimmte Art von „Ich-Literatur", von „egoiſtiſchen" Büchern kann nur geſchrieben und verſtanden werden, wenn man dieſem Mitwirken der Phantaſie ſeine relative Berechtigung zuerkannt hat.

Um zu jener Unterhaltung mit dem Arzte zurückzukehren, ſo trennten wir uns in aller Freundſchaft. Seine ſchließlichen Äußerungen hatten indes längſt nicht mehr ſo materialiſtiſch geklungen, wie die am Anfange. Später nahmen die Darſtellungen Hermann Lotzes in Göttingen in ſeiner Vorleſung über Pſychologie gerade auch auf dieſem Gebiete meine Aufmerkſamkeit aufs ſtärkſte in Anſpruch. Doch darauf muß ich zu ſeiner Zeit genauer eingehen. —

IV.

Meine vielen Wanderungen in jenen erſten Wochen der „Mulus-Zeit" brachten mir übrigens auch ſehr lebhaft und zuweilen ſehr ſchmerzhaft empfundene Berührungen mit dem Menſchenleben, wie's in Wirklichkeit iſt. Es war damals Hochſommer; aber die Ernte hatte ſich ſehr verzögert, und ein Teil ſtand noch auf den Feldern. Als ich nun eines Morgens ſehr früh einen ſchmalen Landweg in vielen Krümmungen zwiſchen hohen Knicks hinaufging, kamen mir anſcheinend wandelnde Garben entgegen, von denen ein Bündel etwas höher, zwei andere niedriger, nahe an der Erde getragen wurden. Ich ahnte gleich, was ich vor mir hatte. Bei meinem Hinzutreten erkannte ich einen Tagelöhner aus einem benachbarten Dorfe mit ſeinen beiden Kindern, einem etwa zwölfjährigen Knaben und achtjährigen Mädchen. Offenbar hatte er die Garben von einem naheliegenden Felde geſtohlen. Ich ſtand bereits dicht vor ihm, als er mich wahrnahm. Mit einem Fluche warf er nun die Garben zur Erde, ſah mich mit einem böſen Blicke an, und, obgleich ich noch kein Wort geſagt hatte, verſprach er ſofort mit vielen

Worten, er wolle die Garben wieder auf das Feld zurückbringen, von dem sie herstammten, nur möchte ich ihn nicht anzeigen! Ich war damit einverstanden. Wir gingen nun schweigend nebeneinander zum Felde zurück. Das kleine Mädchen schluchzte und konnte die Garben kaum tragen. So nahm ich sie ihr ab. Der Junge schielte von der Seite mich trotzig und frech an. Ich nahm einen Anlauf, dem Mann sein Unrecht vorzuhalten, hatte aber keinen Erfolg damit. Er antwortete nur mit brummigen Worten und mit Flüchen. Auf dem Felde angekommen, sah ich, daß er von jeder Hocke nur eine Garbe genommen hatte, um seinen Diebstahl weniger auffällig zu machen. Wir brachten nun die Garben wieder an Ort und Stelle, und er ging dann mit den Kindern an der Hand mürrisch und ohne Abschied fort. Noch weithin konnte ich ihn verfolgen. Am selben Morgen wurde dann die Ernte auch von diesem Felde, dem letzten im weiten Umkreise, eingefahren, sodaß der Mann seinen Diebstahl zunächst nicht wieder versuchen konnte. Als ich einige Tage später mich, ohne Verdacht zu erregen, bei dem Lehrer in seinem Dorfe nach seinen Verhältnissen erkundigte, lautete die Antwort traurig genug. Der Mann selber hatte früher fleißig gearbeitet und sparsam gelebt, aber seine unordentliche, träge, vergnügungssüchtige Frau hatte ihn verdorben. Allmählich war er nachlässig geworden und an den Trunk gekommen, hatte dann auch seine Kinder aus der Schule zurückgehalten, um sie zum Betteln und zum Stehlen zu gebrauchen. Der Lehrer erzählte noch, das kleine Mädchen sei von dem Vater wiederholt gemißhandelt, weil sie ihm gesagt hatte, stehlen sei Sünde. Mir war aufgefallen, daß das Kind blutrünstige Stellen im Gesicht hatte. Wie oft sind mir ähnliche furchtbare physische und sittliche Notstände vor Augen gekommen! Vor kurzem fiel mir eine statistische Übersicht in die Hände, daß in dem einen Jahre 1904 vor den Gerichtshöfen in England über 50000 Fälle von Grausamkeit gegen Kinder zur Verhandlung kamen. Wie hoch würde die Zahl steigen, wenn Verführung der Kinder zum Bösen in Frage stände? Ist das öffentliche Gewissen auch nur einigermaßen aufgewacht für diese schrecklichen Übel? Jedermann weiß, wenn er es wissen will, daß ein Kind seinem

Weſen nach einen ſtarken Trieb zur Nachahmung hat, oft wenig Verantwortlichkeitsgefühl beſitzt und auch wenig Klarheit über die Grenzen zwiſchen Gut und Böſe. Daher wollen die Übertretungen von Kindern doch aus einem beſonderen Geſichtspunkte, nach einem beſonderen Maßſtabe und vor allem in einem beſonderen Verfahren beurteilt werden. Gewiß erkennen wir dankbar an, daß wir jetzt auf dieſem ganzen Gebiete beſſere Geſetze haben, als früher. Aber ein ſehr böſes Übel beſteht vielfach noch ungeſtört weiter: Die Vergehen und Verbrechen von Kindern werden ſehr oft in denſelben Gerichtsverhandlungen erledigt, wie die Vergehen und Verbrechen von Erwachſenen! Damit iſt naturgemäß verbunden, daß das ganze Verfahren gegenüber dem ſtrafmündigen Kinde, das, genau beſehen, vielleicht im höchſten Grade ſtrafunmündig iſt, ebenſo objektiv gehalten wird, wie bei Erwachſenen. Außerdem kommt das angeklagte Kind in der gewöhnlichen, öffentlichen Gerichtsverhandlung in den Bereich einer Menge von Einflüſſen, die gerade auf das Gemüt des Kindes aufs bösartigſte einwirken; und eine gewiſſe Preſſe bringt ſpäter etwa noch einen Bericht über den Prozeß, der mit ſeinen Spöttereien das Gewiſſen des Kindes nur um ſo mehr irreführt oder abſtumpft. Iſt es nicht dringend notwendig,*) daß Sachen, die gegen Kinder vorliegen, einem beſonderen Richter zu einer beſonderen Verhandlung unter Ausſchluß der Öffentlichkeit und Herbeirufung von ſolchen Teilnehmern überwieſen werden, die das bisherige Leben des Kindes genau kennen und für ſein Wohl und ſeine Rettung ein Herz haben? Gewiß wird dann ja niemand etwa die Rechte der Eltern über ihre Kinder ohne zwingende Notwendigkeit antaſten wollen. Doch können Eltern

*) Vergl. z. B. Bericht über die Verhandlungen des Allgemeinen Fürſorge-Erziehungs-Tages am 11.—14. Juni 1906 zu Breslau, p. 71—99, den trefflichen Vortrag von Inſpektor Wicher-Wohlau über „Fürſorge-Erziehung oder Gefängnis?“ mit der ſehr eingehenden Diskuſſion. Von engliſchen Schriften ſind etwa zu nennen: Juvenile offenders, Howard-Association report, 1900; The treatment of juvenile offenders by Rosa M. Barrett, London 1900; The law, relating to children by Clarke Hall, London, Stevens, 1894. — Kongreß für Kinderforſchung und Jugendfürſorge in Berlin, 1906, 1.—4. Oktober; Vorträge von Landger.-Rat Kuhlemann, Bremen, Profeſſor Bagynski.

mit ihren Kindern anfangen, was sie wollen? Die Leiden und Gefährdungen von Kindern dürfen nicht unbeachtet bleiben. Das Schluchzen jenes armen mißhandelten Mädchens unter dem gestohlenen schweren Garbenbündel, der Seufzer der geängsteten und gefährdeten Kinderwelt fordert größere und energischer tätige Teilnahme, als ihm in der Regel gewährt wird. —

Jener Lehrer, den ich um Rat fragte, war ein früherer Schulkamerad von mir. Durch die plötzliche und völlige Verarmung seiner Eltern und wiederholte schwere Erkrankungen vom Besuch des Gymnasiums zurückgehalten, hatte er mit Mühe den Kursus in dem Lehrerseminar eines benachbarten kleinen Staats durchgemacht und war bei seiner vorzüglichen Begabung und seinem großen Fleiße kurze Zeit vorher mit einem ausgezeichneten Zeugnisse entlassen worden. Er mochte etwa drei Jahre älter sein als ich. Es war ein eigentümliches Wiedersehen mit ihm. Mein Leben stand so ganz und gar im grünen Blatt und seins offenbar bereits im gelben. Wenn ich mit ihm sprach, konnte ich oben an seinem Halse zuweilen die heftigen Aderschläge wahrnehmen, die von seinem andauernden schlimmen Herzübel verursacht wurden. Er machte mich auch selber darauf aufmerksam. Das von ihm besuchte Seminar*) wurde in modern-freigeistigem Sinne geleitet, hatte dabei auf naturwissenschaftlichem und pädagogischem Gebiete ausgezeichnete Lehrkräfte. Er sprach mit großem Dank von seinen Lehrern, fügte aber gleich hinzu: „Wie danke ich Gott, daß er mich auch dort bei seinem Wort und Glauben erhalten hat!“ In seiner schweren Leidenszeit war er

*) J. Fr. Herbart hatte seiner Zeit (1806) seine allgemeine Pädagogik „seinem Freunde Johann Smidt, Senator der freyen Reichsstadt Bremen, mit treuem Herzen“ gewidmet. Ich möchte daraus folgern, daß Herbart besonders lebendige Beziehungen mit Bremen unterhielt, bin aber leider nicht weiter darüber orientiert. In manchen ansprechenden Eigentümlichkeiten der bremischen Lehrer habe ich indessen später die Früchte seiner pädagogischen Maximen zu erkennen gemeint und zwar ebenso bei Volksschullehrern, wie bei Gymnasiallehrern. Als ich Herbart kennen lernte, kam es mir so vor, als sei ich in pädagogischen Dingen unbewußt seit langer Zeit Herbartianer gewesen. Seine Zurückstellung des christlichen Unterrichts und der religiösen Erziehung schien mir seiner Pädagogik zu widersprechen, hat aber tatsächlich in Bremen auch wohl stark nachgewirkt.

offenbar weit über seine Jahre hinaus ein gereifter Christ geworden. Große Anfechtung war ihm eine Zeitlang, als er in einer streng calvinistischen Familie in Ostfriesland lebte, durch die Lehre von der Prädestination erwachsen. Er hatte mit seinem scharfen Verstande sie zu bekämpfen gesucht, aber selbst gefühlt, daß ihm dies nicht gelingen wollte. Ich konnte ihm in seinen Ausführungen nicht ordentlich folgen, behielt aber wohl, daß er sich auf das alte Wort berief: „In den Wunden Christi siehe deine Erwählung!" Wenn er dann noch darauf zu sprechen kam, daß nach streng reformierter Lehre die ewige Prädestination zur Seligkeit und zur Verdammnis allein imstande sei, die Ehre Gottes vollkommen zu wahren, so berief er sich dem gegenüber zuversichtlich auf Luthers Wort: „Gottes Ehre ist seine Liebe!"

Dieser Besuch und mehrere ähnliche Besprechungen zu Hause und sonst hinterließen tiefe Eindrücke in mir. —

V.

Nachdem ich mich einige Wochen daheim immer mehr wieder eingelebt hatte, mußte nun doch auch der Frage näher getreten werden, welche Universität ich denn beziehen wollte. Auch war ein Studienplan mit sachkundigen Leuten zu besprechen, und da einer meiner Lehrer in Verden mir geraten hatte, mich gleich anfangs mit einer kleinen Bibliothek auszurüsten, war es mir Bedürfnis, mich auch in dieser Hinsicht etwas genauer zu orientieren.

Die jüngere Generation der Theologen und Pastoren im nördlichen Hannover hatte damals in der überwiegenden Mehrzahl zunächst in Erlangen studiert, um dann nach kürzerem Aufenthalt etwa in Tübingen oder Halle, in Göttingen das Studium abzuschließen. Was ich in diesen Kreisen hörte, ließ mich nicht im Ungewissen bleiben, daß es das Beste für mich sein werde, wenn ich zuerst nach Erlangen gehe. Jeden norddeutschen Studenten zieht es zunächst wohl nach dem Süden auch aus Gründen, die mit dem Studieren selbst nicht direkt verbunden sind. Man will doch Land und Leute kennen lernen außerhalb der Grenzen, in denen das bisherige Leben verfloß, und hat mit innerster Zustimmung zu oft gesungen: „Wem Gott

will eine Gunſt erweiſen, den ſchickt er in die weite Welt!“ Bei meinen lebhaften Intereſſen für Literatur, Kunſt und Geſchichte bot der Beſuch einer ſüddeutſchen Univerſität mir obendrein die willkommene Möglichkeit, daß ich dann manche Landſtriche würde durchſtreifen und manche Städte würde beſuchen können, die für das geſamte Leben unſeres Volkes eine hervorragende Bedeutung haben. Daß bei ſüddeutſchen Studenten ein ähnlicher Trieb nach dem Norden vorhanden wäre, iſt mir nie beſonders entgegengetreten. Ein Badenſer Bekannter, den ich ſpäter einmal darauf anredete, zuckte die Achſel und meinte, die norddeutſche Ebene ſei doch gar zu einförmig und öde, auch gäbe es dort eigentlich gar keine hiſtoriſch und künſtleriſch intereſſante Stätten und Städte. Er ſei einmal durch das mittlere Brandenburg und Hannover, dann durch den ſüdlichen Teil von Oldenburg und Oſtfriesland uſw. gefahren und auf dieſer Reiſe habe er nur am Schluß ſich gefreut und zwar darüber, daß Baden ſeine Heimat und er glücklich wieder zu Hauſe angekommen ſei. Als ich unwillig ihm von unſeren alten Hanſaſtädten, von Heide und Moor, von Marſch und Meer erzählte und vorſchwärmte, gab er freilich zu, ſeine damalige Reiſe möge durch beſonders ungünſtige Landſtriche geführt haben und ſei auch nur eine recht flüchtige geweſen. Doch hatte ich nicht den Eindruck, daß er mehr geneigt worden wäre, dem Norden eine eigentümliche Anziehung einzuräumen. Recht oft bin ich damals auf eine ähnliche Abneigung und Zurückhaltung ſüddeutſcher Studenten, beſonders auch Theologen, gegenüber dem Norden geſtoßen. Ohne Zweifel wirken dabei auch manche zwingende Gründe finanzieller Natur, Einrichtung von Konvikten, Stiften uſw. an den heimiſchen Univerſitäten mit. Keineswegs aber trifft dies immer zu. Und wenn ich bedenke, welchen Gewinn ich von dem Leben und Reiſen in Süddeutſchland gehabt habe, ſo kann ich das Bedauern nicht unterdrücken, daß die ſüddeutſchen Kommilitonen, wie mir ſcheinen will, auch jetzt noch recht oft ohne genügende Urſachen darauf verzichten, ſich einen entſprechenden Gewinn aus Norddeutſchland zu holen. — Der entſcheidende Grund, weswegen ich eine ſüddeutſche Univerſität und Erlangen wählte, lag übrigens in dem Charakter der dortigen theologiſchen Fakultät. Unſer alter

Direktor in Verden bezeichnete freilich in einer öffentlichen Rede Erlangen einmal als eine „Winkeluniversität", weil er die dortigen theologischen Professoren nicht leiden konnte. Was wir indessen von früheren Erlangern hörten, gab uns ganz andere Eindrücke. Wenn wir unsern alten Direktor auch sehr ehrten und liebten,*) so fühlten wir doch, daß bei jener geringschätzigen Äußerung über Erlangen die Parteileidenschaft mit ihm durchgegangen war. Wir ließen uns dadurch nicht beeinflussen. Es kam uns im Gegenteil nunmehr fast als Pflicht vor, im Protest gegen jene unwürdige Entstellung jetzt erst recht nach Erlangen zu gehen. Allerdings machte ein junger, ausgezeichnet tüchtiger und eifriger Pastor mir auch Andeutungen, daß ich z. B. über die Inspiration der heiligen Schrift und über die stellvertretende Genugtuung im Leiden des Herrn manches in Erlangen hören werde, was dem Zeugnis der Schrift und dem schriftgemäßen Bekenntnis der Kirche seiner Ansicht nach nicht entspreche. Doch riet er um des willen nicht von dem Besuche Erlangens ab. Er las mir dann noch den Abschnitt aus Paul Gerhardts Testament vor, in dem dieser seinem Sohne Weisungen über sein theologisches Studium gibt, und entließ mich mit dem Wunsche, ich möge auch als Theologe Christi Knecht bleiben und nie eines Menschen, auch nie eines theologischen Lehrers Knecht werden. — Mit den gleichzeitigen Abiturienten vom Bremer und Stader Gymnasium wurde über die Wahl der Universität auch viel mündlich und schriftlich verhandelt. Wir erhitzten uns ordentlich über die Vorzüge der verschiedenen Universitäten, ohne eigentlich zu wissen, warum es sich in Wirklich-

*) In Direktor Plaß verbanden sich für uns, seine Schüler, in seltenem Maße Autorität und Liebe. Seine Autorität war auch nicht etwas allmählich und mühsam Erworbenes, sondern stand von vornherein fest und blieb unerschütterlich. Seine Liebe konnte zu einer zu großen Nachsicht ausarten. Wenn unter anderem Primaner bei ihm wegen schlechter Streiche verklagt wurden, pflegte er ohne weiteres zu erklären: Das haaben meine Primaaner nich gedaan! Aber selbst durch diese zu große Nachsicht übte er auf empfänglichere Gemüter einen stark erziehenden Einfluß aus, weil eben im letzten Grunde doch Liebe daraus zu uns sprach. Man schämte sich vor ihm der Dummheiten, die begangen waren. — Um so schmerzlicher war uns seine negative Stellung in christlichen Dingen.

keit dabei handelte. In der Regel blieb jeder bei seiner Meinung, und die einzelnen Glieder eines weiteren Bekanntenkreises zogen in der Folge nach verschiedenen Richtungen auseinander. In den meisten Fällen trat von jener Zeit an auch eine innerliche Entfremdung und Trennung unter uns ein, die mir und gewiß auch den anderen schwer wurde, aber doch keine wirkliche Heilung wieder gefunden hat. —

Mein Studienplan war bald bestimmt. Was die älteren theologischen Bekannten mir darin empfahlen, mochte meistens selbstverständlich sein; aber ich habe es doch schon als einen Gewinn erkannt, daß ich gleich am Anfange wußte, was ich unter allen Umständen hören und studieren müsse. Unnützes und schädliches Schwanken war nun von vornherein ausgeschlossen und Mißgreifen unmöglich. Später lernte ich einen Studenten kennen, der als Theologe im ersten Semester mit dem Hören philosophischer Ethik begonnen hatte, daran gescheitert war und dann alle Neigung zum theologischen Studium verlor. Er wendete sich der Medizin zu, studierte hier nach einem allgemein geltenden, vernünftigen Plan und ist ein tüchtiger Arzt geworden. Ein so arges Vergreifen am Anfang des theologischen Studiums wird ja sehr selten vorkommen. Immerhin sind mir doch wiederholt Studenten der Theologie begegnet, welche augenscheinlich die „akademische Freiheit" so aufgefaßt hatten, als ob man dadurch befähigt wäre, das Gebäude seines Studiums nicht beim Fundamentieren, sondern gleich oben beim Dache anzufangen. — Von besonderem Wert ist mir der Ratschlag meiner theologischen Freunde geblieben, daß das Studium der Bibel in allem A und O bilden müsse und alle anderen Disziplinen sich dem am besten ein- und unterordnen würden. Außerdem empfahlen sie mir, wenigstens in den ersten Semestern neben den Fachvorlesungen auch philosophische und historische Studien zu pflegen. Wenn ich mich nur erinnere, welche Bedeutung Heinrich Ritter und Hermann Lotze für mich gewonnen haben, so sagen schon diese beiden Namen mir deutlich genug, daß ich auch für diesen letzten Rat alle Ursache habe, dankbar zu sein. — Einen eigentümlichen Zug aus jenen Besprechungen möchte ich noch anführen. Zwei tüchtige jüngere Pastoren, die ich gerade zusammen traf, be-

dauerten übereinſtimmend, daß ſie mehrere Semeſter hindurch ſich mehr der Begeiſterung für die Perſon und Bedeutung des Dozenten, als der Sache hingegeben hätten, die behandelt wurde. Ich verſtand ſie erſt nicht recht, habe aber ſpäter an mir ſelber die Erfahrung machen müſſen, wie ſehr ſie recht hatten. So überaus wertvoll und in ſeiner Weiſe unerſetzlich es iſt, daß man durch die Perſon des Dozenten in ihrem ganzen Weſen, ihrem Wiſſen und Darſtellen gepackt, eingeführt und auch begeiſtert wird, ſo gefährlich kann es werden, wenn man in ſeiner Bewunderung für den Dozenten die Sache ſelbſt mehr und mehr aus den Augen verliert und als Theologe die Kirche und ihren Dienſt als quantité negligeable anſieht, um nur dem Dozenten durch Dick und Dünn folgen zu können. Selber aus dieſer Gefahr noch einigermaßen, ſozuſagen, mit einem blauen Auge herausgekommen, mußte ich ſpäter an zwei lieben Kommilitonen es nur zu deutlich erkennen, daß man eben als Theologe es ernſt nehmen muß auch mit dem Worte des Herrn: „Ihr ſollt niemanden Vater heißen auf Erden“ (Matth. 23, 9). Der eine hatte in Erlangen eine grenzenloſe Bewunderung für Hofmann in ſich aufgenommen. Er ſchwor auf ihn und zwar gerade am meiſten in den Dingen, die ſehr ſpezifiſch hofmannſch waren und von anderen älteren theologiſchen Studenten auch wohl mehr aus kritiſchem Geſichtspunkte angeſehen wurden. Nach ſeinem Weggange von Erlangen hörten wir etwa ein Jahr ſpäter, daß er völlig umgeſchlagen ſei. Wiederum nach einem Jahre traf ich mit ihm zuſammen und mußte bald zu meinem Schmerze gewahren, daß er nun ebenſo rückhaltlos für Albrecht Ritſchl begeiſtert war. Am peinlichſten berührte es mich, wenn er jetzt Hofmanns prinzipielle Stellung und grundlegenden Argumentationen geradezu verhöhnte. Seine Seelen- und Geiſtes-Entwickelung war mir ein unheimliches Rätſel. Er kam dann auf einige beſonders wunde, wenigſtens fragwürdige Punkte in der Theologie Hofmanns zu ſprechen, und ich merkte nun: Solange die Perſönlichkeit Hofmanns ihn in Erlangen beherrſchte, hatte er ſich des eigenen Urteils in unzuläſſiger Weiſe begeben; ſobald aber dieſer Einfluß fehlte und ein anderer bedeutender Gelehrter ſich ſeiner bemächtigte, trat eine paſſionierte, bittere

Reaktion ein. Anstatt zu erkennen, daß er früher Hofmann in falscher Weise angehangen habe, in einer Weise auch, die Hofmann selber niemals gebilligt haben würde; anstatt also die Schuld bei sich selber zu suchen, meinte er nun, das Rechte zu tun, wenn er auf den Trümmern eines Götzen, den er zerbrochen hatte, ein neues Götzenbild aufrichtete. In der Theologie rächt es sich am bittersten, wenn man, von anderem jetzt abgesehen, die Ideen anderer Menschen sich in einer Weise aneignen will, die über die eigenen Geisteskräfte hinausgeht. Ohne Zweifel ist diese Aneignung in einem bestimmten Maße wohl möglich. Aber sobald nun diese Ideen die Probe im Kampfe bestehen sollen, kommt an den Tag, daß sie dem, der sie im letzten Grunde doch nur entlieh, nicht wirklich zu eigen gehören;*) und er setzt sich nun weit schlimmeren Niederlagen aus, als wenn er ohne jene fremde Rüstung mit vielleicht viel geringeren, doch eigenen Waffen zu Schutz und Trutz in den Kampf eingetreten wäre. — Der zweite Fall ging mir noch tiefer. Er betraf meinen nächsten Freund, der eine Zeitlang mit mir in Erlangen zusammen war, dann aber nach Tübingen ging und dort von Tobias Beck völlig hingenommen wurde. Ich selber schätzte Beck als Schrifttheologen und Prediger sehr hoch, und wenn die Briefe meines Freundes aus Tübingen seines Lobes voll waren, so freute ich mich zunächst nur darüber. Bald aber fühlte ich, daß mein Freund in seiner Begeisterung für Beck das Maß verlor. Die einzelnen Stufen auf diesem Wege zu beschreiben, würde zu weit führen. Als aber fünf Jahre später mein teurer Freund vor der Ordination stand, kam er fast verzweifelt zu mir

*) Herbarts Grundsatz: „Wer die Zöglinge regiert, ohne sie zu erziehen, erdrückt die Gemüter" hätte von einigen unter meinen akademischen Lehrern auch mehr beherzigt werden können. — Außerdem wurde ich später sehr betroffen, als ein alter juristischer Freund mich nach meinen ersten Semestern fragte: Wer von euren Professoren schmeichelt euch denn am meisten? Ich erwiderte: Keiner schmeichelt uns! Aber, als er genauer auf die Sache einging und wissen wollte, ob mir schon jemals einer der Professoren, denen ich näherstände, etwas gesagt habe, das mich unangenehm berührt, im besonderen gedemütigt hätte, konnte ich keine Antwort finden und fühlte, daß er in der Tat seinen Finger auf ein böses Geschwür im akademischen Leben lege!

und erklärte, er könne keine Kinder taufen und ganz beſonders auch die agendariſch-feſtſtehenden Formen dabei nicht gebrauchen. Wir laſen nun die Schriftſtellen über die Taufe, die Bekenntniſſe, Luther, die Dogmatiker, die Agenden; aber ſeine Antwort war immer: Beck vertritt andere Überzeugungen! Ich bezweifelte, daß er Beck ganz richtig verſtanden habe. Er entgegnete, daß er vollkommen überzeugt ſei, im Geiſte Becks zu handeln, wenn er unüberwindliche Bedenken gegen die Kindertaufe im kirchlichen Vollzuge hege. Er trat zunächſt von der Ordination zurück. Es dauerte noch über ein Jahr, bis er etwas mehr von ſeiner unbedingten Hingabe an Becks Perſönlichkeit und Art frei wurde und ſich der Ordination unterziehen konnte. In den erſchütternden Beſprechungen, die ich mit ihm hatte, denn ſein ſehnlichſtes Verlangen wendete ſich dem geiſtlichen Amte zu, war ich mehrfach über die Menſchenvergötterung bei Theologen in grimmigen Zorn geraten, der dann auch nur zu oft weder zu ſagen noch zu tun pflegt, was vor Gott recht iſt. — Wenn irgendwo, ſo gilt jedenfalls hier: „Verlaßt euch nicht auf Fürſten; ſie ſind Menſchen, die können ja nicht helfen. Denn des Menſchen Geiſt muß davon, und er muß wieder zur Erde werden, alsdann ſind verloren alle ſeine Anſchläge.“ (Pſalm 146, 3.)

Was endlich die Bücher anbetraf, die ich mitnehmen ſollte, ſo konnten es ja nicht viele ſein, und die wenigen ſollten ſehr gut ſein. Die getroffene Auswahl hat ſich mir ſo gut bewährt, daß mehrere von dieſen ausgeſuchten Büchern noch jetzt auf meinem Schreibtiſch ſtehen. Darf ich hier ein herzliches Wort für Bengels Gnomon einlegen? Er pflegt allerdings hoch gerühmt zu werden; aber, ſoweit mein Blick reicht, wird er doch längſt nicht genug geleſen und ſtudiert. Und doch ſind ſeine tiefſinnigen, gewichtvollen Sentenzen auch für die Studenten der Theologie oft die kräftigſte Ernährung und heilſamſte Arzenei. Dabei enthalten ſeine ausgereiften Garben eben immer die Samenkörner, die, in einen neuen Boden ausgeſtreut, ſofort keimen und eine neue Ernte verheißen. Wenige Auslegungen der Schrift verpflanzen mit ihren fertigen, abgeſchloſſenen Gaben zugleich in den Leſer einen ſo ſtarken Antrieb zum ſelbſtändigen Weiterforſchen, wie er. Durch ihn wird man auch erfahrungsmäßig

im vollen Ernſte des Wortes ein Schüler der heiligen Schrift und bleibt vor der kläglichen Vermeſſenheit bewahrt, ihr Meiſter ſein zu wollen. In einem Punkte, in ſeinem Chiliasmus habe ich allerdings nie mit ihm gehen können. Er hat ſich darin offenbar ſchwer vergriffen; aber in ſeinem Bewußtſein und Willen iſt er, wenn ich meinen Eindruck von ihm hier ausſprechen darf, doch nie von der evangeliſchen Demut und Lauterkeit, von der chriſtlichen Kreuzesgeſinnung gewichen. Er kann uns daher wohl ein willkommener Beleg ſein, wie Gottes Erbarmen die guten Gaben ſeiner Knechte zur vollen Wirkſamkeit kommen läßt und ſegnet, während er das, worin ſie in gutem Glauben irrten, immer mehr in den Hintergrund drängt und verdeckt. — Außer Bengel fanden ſich in den Anfängen meiner Bibliothek Auguſtins Konfeſſionen, Thomas a Kempis, Joh. Gerhards Meditationen, Kommentare von Harleß, Philippi, Hengſtenberg, Delitzſch, kirchengeſchichtliche Werke von Hagenbach, Neander, Guericke u. a. Sehr vertraut und lieb wurden mir mehrere unter dieſen Büchern. Wir ſtehen nahezu in einem perſönlichen Verhältnis zueinander, der von ihrer Seite ſelbſt durch den Einband ſchon geltend gemacht wird. Es iſt eben doch etwas ſo ganz anderes, wenn ein wertvolles Buch uns als Eigentum immer zur Hand iſt, als wenn es nur ein Gaſt bei uns ſein kann und bald ſeine äußere Stätte bei uns wieder verlaſſen muß! — Die Bücher, die ich vom Anfang meiner Studienzeit an mir ſammelte, ſind dann der Kern zu einer beſtändig wachſenden Bibliothek geworden, die auch einen beſtändig wachſenden Wert für mich erhielt. Wenn ich ſpäter auf vielen Reiſen in viele Pfarrhäuſer kam, bin ich nicht ſelten erſchrocken, ſo auffallend wenig und obendrein wenig wertvolle Bücher in der Bibliothek des Paſtors zu finden. Auf meine Nachfrage erhielt ich dann wohl die Antwort, daß man keine Mittel habe, ſich eine beſſere Bibliothek anzuſchaffen. Aber ich glaube, ſagen zu dürfen, daß, wenn nur der ernſte Wille vorhanden iſt und man rechtzeitig, d. h. als Student und Kandidat, anfängt, ſo iſt es bei verſtändigem Vorgehen jedem ermöglicht, ſich ohne große Koſten eine genügende theologiſche und auch ſonſt gut ausgeſtattete Bibliothek anzulegen. Vielleicht darf hier auch ein Wort über die Vererbung einer ſolchen Bibliothek an-

gefügt werden. In den alten bremiſchen Rumor- und Wacht-Ordnungen fanden ſich beſondere Beſtimmungen, daß die volle Rüſtung des Bürgers nach ſeinem Ableben niemals unter ſeinen Erben im einzelnen verteilt werden durfte. Dies „Heergewette“ hatte einen ſo hohen Wert, daß es vollſtändig in allen ſeinen Teilen auf den nächſten männlichen Erben übergehen mußte. Für die Behandlung des geiſtigen „Heergewettes“ liegt darin meines Erachtens ein Wink, der, wenn nicht die Not zu anderen Maßregeln zwingt, aller Beachtung wert iſt.

VI.

Außer dieſen Ratſchlägen für mein Studium empfing ich als „Mulus“ von vielen Seiten eine ganze Menge von Winken und Ermahnungen, wie ich mein Leben auf der Univerſität einzurichten habe. Sie waren von verſchiedenem Werte und Gewichte, und bei meiner reizbaren Natur meine ich, bei einigen dieſer Auflagen auch etwas „gebockt“ und ausgeſchlagen zu haben, wie das ja bei einem Maultiere vorzukommen pflegt, wenn es zu ſchwer belaſtet wird.

Freilich, bei meinen Eltern, meinem Onkel und meiner Tante Volkmann erfuhr ich, wie immer, nur die ſelbſtloſeſte, treueſte Liebe und Fürſorge. Mein Onkel ſtattete mich mit einem reichlich bemeſſenen Wechſel aus und was er mir ſonſt vorhielt, ſchloß er in das Wort zuſammen: „Es iſt dir geſagt, Menſch, was gut iſt und was der Herr von dir fordert, nämlich Gottes Wort halten und Liebe üben und demütig ſein vor deinem Gott.“ (Micha 6, 8.) Meine Eltern ſtimmten ihm darin vollkommen bei. Im beſonderen gaben ſie mir keine beſtimmten Vorſchriften, welchem ſtudentiſchen Kreiſe ich mich anſchließen ſolle. Sie ſagten nur, daß ſtudentiſches Leben ihnen eben unbekannt ſei und ſie mir daher in einzelnen Dingen keine beſtimmten Wünſche ausſprechen könnten. Auch ſei ich nun ſoweit erwachſen, daß ich in eigener Verantwortung meinen Weg ſuchen müſſe. Nur möge ich jeden wichtigen Schritt vor Gott und mit guten Freunden überlegen und nichts wider das Gewiſſen tun. Ich fühlte mich ſehr glücklich, daß mir, wie ich übrigens nicht anders erwartet hatte, viel Freiheit gelaſſen war, und verſprach, ſie gewiſſenhaft zu gebrauchen.

In Bremen warnte mein verehrter und geliebter Paſtor Rudolf Vietor*) mich bei einem Beſuche beſonders vor einem zu abgeſchloſſenen und einſamen Leben. Er erzählte mir dann aus

*) Daß ich im erſten Teile dieſer Erinnerungen weder ihn noch ſeine Brüder, die Kaufleute, genauer zu charakteriſieren imſtande war, iſt mir ſchwer geweſen. Möchte doch, ehe es zu ſpät iſt, eine berufenere Feder ſich finden, um die Erinnerung beſonders an Johann Karl, Friedrich Martin und Rudolf Vietor der Nachwelt zu übermitteln! — Bei Paſtor D. Vietor war es mir ſchon in jener Zeit beſonders intereſſant, daß er immer etwas „erlebte". Mir ging es ja ebenſo. Dann war Ernſt und Humor bei ihm einzigartig verbunden. Erzählte er ſeine Erlebniſſe, ſo war ein beſtändiges Wetterleuchten auf ſeinem Geſichte. Einmal traf ich ihn nahezu „unter Tränen lachend!" Eine Jugendfreundin von ihm, die als bejahrte, kinderloſe Witwe in Bremen lebte, hatte ihm immer einen ſchönen Beitrag für die Miſſion gegeben, ich meine etwa 200 Taler jährlich, die er perſönlich von ihr abzuholen pflegte. Da ſtarb ein entfernter Verwandter dieſer Dame, und ſie, vorher ſchon wohlhabend, erbte von ihm ein großes Vermögen. Als nun zu dem gewohnten Termin, etwa drei Monate, nachdem ſie ihr Erbe angetreten hatte, Paſtor Vietor bei ihr erſchien, begrüßte ſie ihn gleich mit den Worten: „Dit Maal kriggſt Du nix!" Auf ſeinen Proteſt und als er ihr ſeine Hoffnung ausgeſprochen hatte, ſie werde ihre gewohnte Gabe jetzt vergrößern, erwiderte ſie ſehr kühl: „Jejajija! Vorrher hulp dat doch nix; do gew ick Di 200 Doaler; awer nu helpt dat wat; nn nu kriggſt Du nix!" Sie wollte damit ſagen, daß bei ihrem früheren mäßigen Vermögen es nicht der Mühe wert geweſen ſei, von den Zinſen etwas zurückzulegen, und ſo habe ſie damals freigebig ſein können. Jetzt dagegen, als Millionärin, könne ſie große Summen von den Zinſen zurücklegen, und ſo müſſe ſie nun auf Freigebigkeit verzichten. Vergebens ſuchte der Paſtor in Ernſt und Scherz ſie zu einer andern Anſicht zu bringen. Er mußte ſich überzeugen, daß ſie einen feſten Entſchluß gefaßt hatte, und verließ ſie bald, weil es ihm unangenehm war, in einer, ſozuſagen, eigenen Angelegenheit ihr weiter zuzuſetzen. Übrigens hatte er ihr gleich einen neuen Beſuch in Ausſicht geſtellt. Nun erzählte er davon: „Fritz, ick hevv weent; un nu mutt ick lachen. De ole elaatſche Deern! Un wenn ick nu lach, paß man up, ob ick nich noch wedder weenen mutt!" Er kam dann auf das Wort zu ſprechen: „Wer Geld liebt, wird Geldes nimmer ſatt" (Pred. Salom. 5, 9). Dann kam „Abdallah am Quell der Wüſte", auch das Sprichwort: „Avarum irritat pecunia, non satiat," endlich Horaz (Epist. II, 2, 171):

Tanquam
Sit proprium quidquam, puncto quod mobilis horae
Nunc prece, nunc pretio, nunc vi, nunc morte suprema
Permutet dominos et cedat in altera jura!

Als ich wegging, war er wieder ſtill und ſehr ernſt geworden.

seiner Studienzeit in Bonn unter anderem, daß er zunächst unbefangen im Kreise seiner alten Bekannten vom Bremer Gymnasium her weiter verkehrt habe, obwohl er sich zu den meisten unter ihnen keineswegs besonders hingezogen gefühlt hätte. Ihm sei es überhaupt in seinem Leben so vorgekommen, daß man in diesen Dingen am besten an gegebene Verbindungen wieder anknüpfe und gewiesene Wege gehe, solange sie gangbar wären. Gerade in dem Kreise seiner bremischen Bekannten hätten sich dann auch einige andere Studenten je und dann eingefunden, mit denen er einen engeren Freundschaftsbund habe schließen können, der noch immer bestehe und ihm von hohem Werte geblieben sei. So möge ich nur ruhig mit älteren Bekannten von der Schule her wieder anknüpfen und abwarten, was sich daraus entwickele. Unter allen Umständen aber dürfe ich mich nicht absichtlich und willkürlich abschließen und für mich allein leben wollen. Er erinnerte mich schließlich an das alte Wort: „Wer allein ist, der ist entweder Gott oder der Teufel oder ein Tier; aber ein Mensch ist er nicht.“ Unter seinen herzlichen Segenswünschen ging ich von ihm.

Ein anderer Besuch in Bremen hinterließ einen weniger angenehmen Eindruck. Er galt einem reichen, verwitweten Bauunternehmer, der sich von seinem Geschäfte zurückgezogen hatte und ebenso bekannt war durch sein eigentümliches ostensives Christentum pietistischer Art, wie durch seine luxuriöse Lebensweise und besonders die glänzenden Diners, die er zu geben pflegte. Wenn er nicht selber Gäste bewirtete, nahm er an anderen Gastereien teil, so daß fast jeder Tag in dieser Weise bei ihm besetzt war, bis seine bis dahin robuste Gesundheit plötzlich zusammenbrach. Er fing gleich, nachdem ich ihn begrüßt hatte, in scheltendem Tone an, über studentisches Leben zu sprechen und mir die stärksten Ermahnungen ans Herz zu legen, daß ich mich von jeder Teilnahme an studentischen Vergnügungen fernhalten müsse. Ein ernster Christ, zumal ein Theologe, habe auf alle derartigen Genüsse zu verzichten, wenn er seiner Herzensüberzeugung treu bleiben wolle. Was er sagte, kam mir zum großen Teil auch ganz begründet vor, aber von seinem Munde ausgesprochen, hinterließen seine Worte doch einen bösen Geschmack bei mir.

Als ich bald wieder fortging, kam ich an seinem offenstehenden Speisesaal vorüber, in dem gerade eine stattliche Tafel gedeckt wurde. War denn nun dies Schlemmerleben, wie er es führte, etwa weniger gefährlich für einen ernsten Christen, als Studentenkneipen? Ich fühlte mich erleichtert, als ich sein Haus im Rücken hatte und seine polternde Rede nicht mehr zu hören brauchte. Sein Bild ist indessen in meinem Leben nicht vereinzelt geblieben. Ich habe mir auch öfter die Frage vorlegen müssen, welchen Eindruck es im besonderen auf die dem Evangelium Fernerstehenden machen muß, wenn wir als Christen bestimmte, an sich genommen nichtsündliche Genüsse, bestimmte „Mitteldinge" aufs schärfste verwerfen, abgesehen immer von den Genüssen und Mitteldingen, welchen wir selber ergeben sind! Die Antwort brauche ich wohl nicht hinzuschreiben.

Ganz anderer Art wieder waren meine letzten Unterhaltungen mit einem frommen Handwerker aus herrnhutischem Kreise, der mir immer wieder die Hand schüttelte und mit dem ernstesten und herzlichsten Nachdruck sagte, ich möge als Student doch niemals vergessen, daß Christum lieb haben viel besser sei, als alles Wissen. Er fügte auch hinzu: „Das Wissen bläset auf, aber die Liebe bessert" (1. Kor. 8, 1) und verstand dies offenbar so, daß es für einen Christen doch eigentlich unerwünscht, gefährlich und schädlich sei, dem Wissen nachzujagen und im Wissen zu wachsen. Ohne weiteres nahm er an, daß, wer viel wisse, um deswillen weniger Liebe haben werde. Nicht selten habe ich besonders bei Christen, die einen außergewöhnlich ernsten Weg in der Erweckung und Bekehrung durchmachten, dieselbe Ansicht gefunden. Sie waren fast immer der Überzeugung, daß der Apostel den Satz: „Das Wissen bläset auf, aber die Liebe bessert (erbauet)" als einen allgemein geltenden aufgestellt habe, der ohne Rücksicht auf den Zusammenhang so, wie er lautet, Gesinnung und Verhalten der Kinder Gottes bestimmen müsse. Zwischen dem Christsein und dem Wissen bestehe demnach an sich genommen ein Widerspruch; und um ein wahrer Christ zu sein, dürfe man eben ja nicht zu viel wissen wollen! Ich hatte nun von vornherein den Eindruck, daß dies unmöglich der Sinn jener Schriftstelle sein könne. Dazu hält die Bibel und im besonderen St.

Paulus Wiſſen und Erkennen doch ſonſt viel zu hoch! Und wäre der Chriſtenglaube nur dem „Unwiſſenden“ möglich, ſo würde er bald hinfallen müſſen, wie ja alles dem Untergange geweiht iſt, was auf Unwiſſenheit und damit auch auf Irrtum beruht! Bengels Gnomon zeigte mir in dieſer Bedrängnis freilich nicht gleich die volle Löſung, wohl aber die Richtung, in welcher ich die Löſung zu ſuchen habe, und den Weg, welcher mich zur Löſung hinführen werde. Er verweiſt eben auf den Zuſammenhang. Und nun wurde mir zuerſt klar, daß Paulus an dieſer Stelle nicht vom Wiſſen überhaupt, ſondern von einem ganz beſtimmten religiöſen Wiſſen handelt. Daß „ein Götze nichts iſt“, daß es „keinen anderen Gott gibt, als den einigen,“ wußten die korinthiſchen Chriſten aus der Predigt des Apoſtels. Eben dies Wiſſen hat der Apoſtel im Auge, wenn er ſagt: „Das Wiſſen bläſet auf, aber die Liebe beſſert.“ Von dem ſonſtigen natürlichen Wiſſen wird hier gar nicht geſprochen, wie denn auch gar keine Veranlaſſung vorliegt, davon zu ſprechen. Als ich dies verſtanden hatte, freute ich mich, und dann ſuchte ich, es jenem frommen Handwerker deutlich zu machen. Er war erſt etwas mißtrauiſch. Er trieb nun zugleich Imkerei und ſtudierte die Lebensgewohnheiten der Bienen aufs eifrigſte und ſorgſamſte. Als ich ihn daher fragte, ob ſeine Bienenwiſſenſchaft ihn je aufgebläht und lieblos gemacht habe, verneinte er dies lächelnd und zeigte mir eine Verbeſſerung an ſeinen Bienenkörben, die von ihm ſeinen Nachbarn mitgeteilt ſei und von dieſen ebenfalls mit gutem Erfolge angebracht werde. Ich hatte nun einen offenen Weg, um ihm darzuſtellen: Natürliches Wiſſen könne wohl aufblähen und tue das oft; aber es müſſe doch nicht aufblähen. Er las dann die Stelle nochmals durch und erklärte: allerdings müſſe er zugeben, daß der Apoſtel hier nicht vom natürlichen Wiſſen rede; aber wenn er vom chriſtlichen Wiſſen ſpreche, wie ich ſelber zugegeben habe, ſo würde ich, wenn ich nun Theologie ſtudieren wolle, durch das apoſtoliſche Wort ja nur um ſo ſtärker getroffen und um ſo ernſter verwarnt. Ich war indeſſen auf dieſen Einwurf gefaßt und entgegnete, wenn Paulus vor chriſtlichem Wiſſen überhaupt habe warnen wollen, ſo ſtände das in Widerſpruch mit ſeiner ganzen

apoſtoliſchen Tätigkeit und Predigt. Als ich einzelne Belege dazu angeführt hatte, gab mein alter Freund auch das zu und bemerkte nur noch, daß der Apoſtel, wie ihm jetzt deutlich werde, nur den Mißbrauch des Wiſſens im Auge habe und vor allem bekämpfen wolle, daß jemand ſich auf ſein Wiſſen allein verlaſſe. Damit waren wir dann ganz einig wieder geworden. — Aber die hier berührte Streitfrage wirbelt ſonſt noch immer Staub genug auf. Die Vertreter des „undogmatiſchen Chriſtentums“ haben auch nicht unterlaſſen, den großen Apoſtel auf Grund dieſer und ähnlicher Ausſprüche als ihren Geſinnungsgenoſſen hinzuſtellen. Jene Entdeckung, die ſeit dem 18. Jahrhundert ſo hell aufleuchtet, daß Religion nichts mit Theologie zu tun habe, verſucht ebenfalls, ſich mit dieſem apoſtoliſchen Worte eine bibliſche Legitimation zu verſchaffen, ſoweit man darauf noch Gewicht legt. Wird chriſtliches Wiſſen an ſich genommen ſo niedrig geſchätzt, um nicht mehr zu ſagen, ſo kann endlich der Agnoſtiker doch jedenfalls mit erhobener Stirn ſeine Sache vertreten, und niemand hat das Recht, ihm deswegen Vorwürfe zu machen und gar darauf zu dringen, daß übernatürliche Tatſachen im Wiſſen feſtſtehen müſſen, wenn jemand wirklich ein Chriſt ſein will. Allen dieſen Angriffen gegenüber muß ich mit einem hervorragenden Theologen*) daran appellieren, daß Paulus unmöglich den Chriſten in Korinth hat ſagen wollen: „Was ich euch von Gottes Weſen und Eigenſchaften, von Chriſti Perſon und Werk uſw. verkündigt habe, iſt von nebenſächlicher Bedeutung, wenn nicht gar ſchädlich für euer eigentliches chriſtliches Leben. Bekümmert euch alſo nicht weiter darum! Legt vielmehr alles Gewicht darauf, daß ihr frommen Gefühlen euch ganz und gar hingebt!“ Dies würde, von allem andern abgeſehen, ja den Grundſatz aufſtellen, daß es Wirkungen gibt ohne Urſachen und Bewegungen des Gemüts ohne Bewegendes. Der Apoſtel hätte dann die Gemeinde verpflichtet, in Liebe zu leben, ohne den zu kennen, dem dieſe Liebe ſich zuwenden muß. Das iſt aber nicht mehr Liebe, ſondern nur ein warmer Dunſt erträumter Gefühle. Eine Religion, die nicht auf dem Wiſſen

*) L. Magee, Archbishop of York, The Gospel and the Age (London 1891), p. 241—255: „Knowledge without Love.“

von Tatſachen beruht, hat mir immer ſo vorkommen wollen, wie eine Botanik ohne Pflanzen oder eine Aſtronomie ohne Sterne. In Wirklichkeit bekämpft der Apoſtel in jenem Ausſpruch offenbar doch nur die Geſinnung, welche ſich an dem iſolierten chriſtlichen Wiſſen genügen läßt und dann dem Gerichte verfallen muß, daß ſie ſich in Hochmut aufblähet. Chriſtliche Geſinnung und chriſtliches Leben beruhen eben in der harmoniſchen Entfaltung aller Gaben der Perſönlichkeit durch die Kräfte des Evangeliums. Die Heiden beteten ja auch Götter an, von denen jeder einzelne eine einzelne menſchliche Eigenſchaft, die vergöttert wurde, ohne durch eine andere Eigenſchaft gemäßigt zu ſein, in ſich repräſentierte. „Daher finden wir in einem Gotte übergroße Macht ohne Gerechtigkeit, alſo Tyrannei; in einem andern Mut ohne Mitleiden, alſo Grauſamkeit; in einem dritten Leidenſchaft ohne Zartgefühl, alſo böſe Luſt; in einem vierten Wiſſen ohne Aufrichtigkeit, alſo Heimtücke.“ Daher muß der Apoſtel ſagen, daß die Opfer der Heiden den Teufeln und nicht Gott dargebracht werden. In der Tat ſteht es auch bei einem Menſchen ſo, daß wenn irgend eine einzelne Eigenſchaft ihn unbedingt beherrſcht unter Ausſchluß aller anderen Eigenſchaften, er ſelbſt dem Teufel ſo ähnlich wird, wie das nur einem Weſen von Fleiſch und Blut auf Erden möglich iſt. Jenes iſolierte chriſtliche Wiſſen bewegt ſich auf dieſer abſchüſſigen Bahn. Damit noch zu rechter Zeit Halt geboten werde, iſt vor allem andern die Liebe aufzurufen. Sie iſt ſchon als natürliche Liebe am meiſten befähigt, den Stolz auszutreiben, und um wieviel mehr iſt die chriſtliche Liebe berufen und begabt, dieſen Kampf zum Siege durchzuführen! Der Stolz des iſolierten Wiſſens um religiöſe und chriſtliche Wahrheiten mag noch ſo ſtark und gut ausgerüſtet ſein, ſo iſt er doch niemals imſtande, der chriſtlichen Liebe gegenüber das Feld zu behaupten, die vor allem an dieſer Stelle als Liebe zum Nächſten erfaßt ſein will. In dieſem wichtigen Sinne, unter der Mithilfe des Zuſammenhangs verſtanden, iſt der Ausſpruch des Apoſtels eine gottgeſegnete Wahrheit, die der einfachſte Chriſt wie der durchgebildete Theologe nicht genug beherzigen kann. Dagegen wirken ſolche gewaltigen Worte oft furchtbar zerſtörend, wenn man ſie aus ihrem Zuſammenhange reißt und

ihnen eine allgemeine, eine absolute Bedeutung beilegt. Nun werden sie zu einem grellen Blitz, der zerschmettert und in dessen Licht, sei es noch so leuchtend, doch niemand seinem Berufe nachgehen kann. Gottes Gnadenoffenbarung soll aber von seinen Kindern vielmehr als ein stiller und milder, nicht plötzlich kommender und dann verschwindender, sondern bleibender Sonnenschein erfaßt und gebraucht werden. Gerade solche Aussprüche, wie der vorliegende, die an sich genommen uns sehr ernste Schwierigkeiten machen müssen und zu eingehender Erforschung nötigen, werfen, wenn sie wahr, sei es auch nur annähernd wahr erfaßt wurden, ein himmlisches Licht auf bestimmte Grenzen und Ecken des Lebens im Glauben, die sonst recht finster und gefährlich bleiben und den Schwachen wie den Fernerstehenden zu schwerem Anstoß werden könnten.

VII.

Jene Besprechungen mit dem frommen Handwerker hatten ja den Erfolg, daß ich seinen Angriff abschlug und seine Position erobern konnte. Das behagte mir schon. Indessen ein Stachel war daraus doch in mir haften geblieben, und einige Bemerkungen meiner Mutter drückten diesen Stachel mir noch tiefer ins Herz. Ich hatte wohl mit gutem Recht und guten Gründen dafür gestritten, daß die göttliche Offenbarung das Wissen weder unterschätzt noch gar verwirft. Aber besaß ich denn nun auch wirklich die Liebe oder etwas von der Liebe, die nach Gottes Wort über alles Wissen und Erkennen unendlich weit hinausragt? Konnte ich zuversichtlich hoffen, diese Liebe werde sich in mir so stark erweisen, daß alles etwaige Wissen sich bei mir nicht mehr isoliert geltend machen und mich nicht mehr aufblähen könne? Das Wissen vermochte die Wahrheit über Gott in beschränktem Maße zu haben, die Liebe allein hatte Gott selber! Das Wissen war und blieb immer approximativ, die Liebe allein war etwas Ganzes, Vollkommenes. Und hierin kamen mir brennende Mängel zum Bewußtsein! Ohne daß ich etwas Derartiges erwartet hatte und darauf gefaßt war, schlossen sich hieran neue Beunruhigungen, ob ich innerlich mich auch wohl zum geistlichen Amte eigne. Mir stand klar genug vor der Seele, daß die rechte, am Herdfeuer Gottes entzündete Liebe

ganz beſonders auch das wahre Verlangen nach der Freude in Gott und in himmliſchen Gütern mit ſich bringe, ebenſo auch das wahre Vermögen, um dieſer himmliſchen Gaben willen alles andere opfern und für Schaden halten zu können. Nur in ſolcher Liebe konnte das geiſtliche Amt wirklich geiſtlich geführt werden. War wenigſtens ein Anfang davon in mir vorhanden? Daß ich Theologie ſtudieren werde und müſſe, ſtand mir bis dahin aus dem Grunde vor allem feſt, weil ich dies Studium für mich ſelber und für meine Seele als heilſam und notwendig anſah. Offenbar gab es aber doch auch noch andere Dinge dabei zu bedenken, im beſonderen war eben die Frage zu erledigen, ob ich mir irgendwie zutrauen könne, daß ich mich den Aufgaben des Amtes einigermaßen mit der Liebe und Freude hingeben werde, deren Inhalt nicht irdiſche, ſondern himmliſche Güter bilden. Ein Vorgang bei meinem Abſchied von Verden hatte dieſe Überlegungen bei mir auch wohl mitveranlaßt. Nach meinem Examen hatte man mir dort von glänzenden Ausſichten geſprochen, wenn ich ein anderes Fach als Theologie wähle. Das mochte jetzt nachwirken. Mein Vater hatte mich aus einer beſtimmten Veranlaſſung auch einmal gefragt, ob ich mir nicht einen Beruf gewählt habe, der mir zu ſchwer werden könnte, weil er viel freudige Selbſtverleugnung vorausſetzte! Bei einer ſeiner Jagden war er nämlich mit Bekannten an einem Sammelpunkte, mehrere Stunden von unſerm Dorfe entfernt, zuſammengetroffen, und zu ſeinem Erſtaunen hatte ſich der dortige Paſtor ihnen angeſchloſſen. Schon im Winter vorher, in der Faſtenzeit, war dies bereits einmal unter erſchwerenden Umſtänden der Fall geweſen. Der Paſtor war gerade aus dem Paſſionsgottesdienſt gekommen, hatte ſeinen Talar ſchnell abgeworfen, ſeine Flinte ergriffen und eiligſt mit den anderen Jägern ſich nach dem etwas abgelegenen, ſumpfigen und moorigen Landſtriche begeben, um Schnepfen zu ſchießen. Dies hatte damals Anſtoß gegeben und dem Paſtor einen Verweis vom Konſiſtorium eingetragen. Aber jetzt, als im Herbſte die Jagd wieder offen wurde, fand er ſich alſo doch wieder dazu ein. Meinen Vater hatte dies ſehr befremdet, und er äußerte unwillig, Jagen ſei keine Sünde; aber ein Paſtor habe beſſeres zu tun, und, wenn er obendrein Anſtoß durch ſein Jagen gäbe,

ſo müßte er ſich ſchämen. Jener Paſtor ſei übrigens ein unglücklicher Menſch, da er offenbar Liebhabereien, um nicht zu ſagen Leidenſchaften hege, die zu ſeinem Beruf paßten, wie die Fauſt aufs Auge. In Verbindung mit dieſem unangenehmen Vorkommnis hatte er mir dann die vorhin erwähnte Frage ans Herz gelegt. Obwohl ich ihm zunächſt antwortete, daß es mir nicht zu ſchwer ſein würde, wenn ich als Geiſtlicher auf manche Dinge verzichten müſſe, machte mir die Sache wenigſtens während einiger Tage doch manche Gedanken. Bei einer Fahrt die Weſer hinunter ſprach ich in allgemeineren Andeutungen darüber mit einem älteren Studenten der Theologie aus Oldenburg, der ſehr freundlich gegen mich geweſen war, und zu dem ich Vertrauen gefaßt hatte. Er verſtand mich auch ſofort und meinte, er ſelber ſäße öfter in derſelben Ecke, die mir Not mache, und fürchte ſich davor, ein ungeiſtlicher Geiſtlicher zu werden. Das ſtudentiſche Leben auf der Univerſität ſei auch nicht gerade darnach angetan, einen jungen Mann die rechten Wege zu führen. „In meines Vaters Gemeinde lebt ein früherer Schneider, der Segelmacher geworden iſt und jetzt zur See fährt. Der erzählt immer davon, daß er auf der Wanderſchaft in Halle und Göttingen länger gearbeitet habe, wo man auch „die Paſtoren mache". Seitdem er mit eigenen Augen geſehen hätte, welchen Lebenswandel die Studenten, die ſpäter Paſtoren würden, auf der Univerſität führen, ginge er in keine Kirche mehr." Mein Freund fügte ſonſt nicht viel mehr hinzu, betonte aber doch, daß das ganze Leben aus einem Guſſe ſein müſſe, und wer nicht von Herzen Gott mit Freuden im geiſtlichen Amte dienen könne, ſolle lieber davon bleiben. Die Hauptſache ſei Aufrichtigkeit. Man müſſe ſich dann auch auf Gottes Gnadenbeiſtand verlaſſen. Als wir in Elsfleth Paſſagiere abgeſetzt hatten, begrüßte ihn ein Mann, offenbar ein Kahnſchiffer, der vom Anleger in einem mächtigen Sprunge noch auf das Dampfſchiff herübergeſetzt war, nachdem dies, ſchon wieder im Abfahren begriffen, ſich bereits erheblich weit vom Anleger entfernt hatte. Der Sprung gelang gut; und mein theologiſcher Bekannter wurde plötzlich ganz animiert und ſagte mir, den Mann müßte ich kennen lernen, der habe wirklich einen Freudenſchatz in göttlichen Dingen im Herzen, um den man ihn beneiden könnte, wenn

das möglich wäre. Wir gingen also in die zweite Kajüte und trafen den kühnen Springer inmitten andrer Kahnschiffer und Matrosen, von denen einer ihn gerade spöttisch fragte, ob sein alter oder sein neuer Mensch den Sprung gemacht habe! Er antwortete nur: „Gott sei Dank, daß es gut ging!“ Ein andrer Matrose indes schlug den Spötter derb auf die Schulter und rief: „Du Traanblood, du kannst knapp awer'n Winworpsbulten huppen und wullt mit Braue (so hieß der Springer) anbinnen? Wenn he nu mal di de Knaaken schuddelte!“ Braue indessen machte Frieden und setzte sich dann mit uns in eine Ecke. Er war ein großer, schlanker und breiter, offenbar bärenstarker Mann mit Gesichtszügen, die wohl zu einem alten Vikinger gepaßt hätten, aber mit Augen, die einen sehr warm und liebevoll anschauten. Zuerst sprach er nur davon, daß sein Sprung doch keine Vermessenheit gewesen wäre. Er könne weit springen, habe dies oft an den Gräben in der Marsch erprobt und so gute Zuversicht gehabt, er würde auch diesen Sprung ohne Vermessenheit wagen dürfen. Dann kamen wir auf andere Dinge zu sprechen. Er erzählte uns davon, daß es ihm eine große Herzensfreude sei, wenn er mit seinem Kahn in Bremerhaven liege, dort in der kleinen lutherischen Kirche den Pastor Ruperti predigen zu hören, der nicht nur am Sonntag, sondern auch in der Woche Gottesdienst halte: „Ihr könnt euch nicht denken, was für schöne Stunden das sind. Ich gehe immer hin und habe zuweilen die Vorflut schon etwas auflaufen lassen, um nur noch einer solchen Bibelstunde bis zum Ende beizuwohnen. Dann bin ich aber schnell an den Vorhafen gerannt, bei meinem Kahn an Bord gegangen und habe ordentlich Segel gesetzt, mir auch sonst alle Mühe gegeben, um die andern, die mit Anfang der Flut abgegangen waren, noch wiederzukriegen. Ist mein alter Kahn unter Segel und fängt an zu baukoppen, so gehe ich ans Steuer. Manchmal dunkelt es schon, aber in mir ist es sehr hell. Ich wiederhole mir nun die Predigt, die immer ganz voll vom Herrn Jesu ist und doch auch immer etwas bringt, woran ich noch nie gedacht habe. Das leuchtet und brennt mir dann im Herzen; und ich muß singen. Zuerst ging es nur holperig und langsam; aber die Gedanken und Worte, die

Reime und Verse kamen mir bald so reich und stark, wie wenn der Topf auf dem Feuer in der Kombüse überkocht, so daß ich mir die ganze Predigt vorsingen kann. Am schönsten geht es natürlich vor dem Winde oder wenn ich bei dem Winde weit hinausfliegen kann. Beim Kreuzen geht es aber doch auch noch, nur muß ich beim Wenden dann eine Pause machen. Wie oft bin ich bei dunkelndem Abend so die Weser singend hinaufgesegelt! Liege ich dann vor Anker, so kommen die stillen Lieder; aber lebendiger bin ich, wenn's mit frischer Brise vorwärts geht, je stärker, desto besser. Ja die alte Weser ist mein See Genezareth. Zuerst konnte ich eigentlich nur vier Melodien ordentlich singen, „Wer nur den lieben Gott läßt walten", „Wie schön leucht't uns der Morgenstern", „Jesus, meine Zuversicht" und „Freu' dich sehr, o meine Seele". Auf diese Melodien richtete ich meine ersten Lieder ein. Später habe ich eine Menge andrer Melodien zugelernt, auch ganz schwere. Ich helfe mir mit einer Harmonika. Die andern meinen oft, ich könnte beim Singen nicht ordentlich auf den Kahn und auf das Fahrwasser passen; aber meistens bin ich einer der ersten, die oben an der Stadt ankommen, und meine Ladung habe ich auch noch immer gut abgeliefert." So erzählte er uns noch viel, auch aus seinem sonstigen Leben und Beruf, der zweifellos zu den mühsamsten gehörte und dabei recht wenig lohnend war. Aber die Freude am Herrn gab ihm, wie er mit einem alten Seemannsspruch ausdrückte, immer „Ruum Hart un klaar Kimming." Später bin ich Jahre hindurch oft mit ihm zusammengekommen. Er hatte inzwischen allmählich eine große Zahl Lieder, darunter auch manche, die am Lande ihm entstanden waren, in einem sauber geschriebenen Hefte gesammelt. Auf seinen Wunsch wurden im Jahre 1876 durch meine etwas ungern gewährte Vermittlung in Hermannsburg hundert davon gedruckt. Sie haben mehr epischen als lyrischen Charakter und können in ihrem eigentlichen Wesen und Werte nur dann recht gewürdigt werden, wenn man die Person des Dichters und die Art ihrer Entstehung mit in Betracht zieht. Mein theologischer Freund aus Oldenburg, der sein Landsmann war, hatte übrigens vollkommen recht, wenn er ihn für einen Mann hielt, der in besonderem Maße an göttlichen Dingen

innige Herzensfreude hatte und um dieſer Freude willen kein Opfer als zu groß, keine Laſt als zu ſchwer anſah. Sein Weg wurde ſpäter oft noch ſehr dunkel. Nach dem Jahre 1880 hörte ich nicht mehr von ihm. In jenen für mich oft recht unruhigen Überlegungen war er mir eine Hülfe und Stärkung. Ich hatte an ihm einen Zeugen vor mir, daß ein einfacher Mann geringen Standes in einem verſuchungsvollen, ſchweren Berufe die Freude am Herrn als ſeine Sonne und ſeinen Schild bewährt erfand.

Im übrigen ſteht mir noch deutlich vor Augen, daß ich die neu aufkeimenden Zweifel über meine Berufswahl damals nicht wirklich durchkämpfte und erledigte. Ich hielt ſie vielmehr abſichtlich fern von mir, ſoweit das irgend anging. Von allem anderen abgeſehen, wäre es mir ſehr unangenehm geweſen, vom theologiſchen Studium zurückzutreten, weil ich fürchtete, dann für einen Menſchen zu gelten, der nicht recht wiſſe, was er wolle. Außerdem aber fühlte ich mich auch zu keinem anderen Studium etwa ſtärker hingezogen. In ſpäterer Zeit ſetzten dieſe Kämpfe mir ſchärfer zu. Es war wohl eine gnädige Fügung Gottes, daß ſie damals, als ich ihnen noch gar zu wenig gewachſen war, mich nicht tiefer bewegen durften. Die Umgebung, in der ich war, mochte auch helfen. Im Elternhauſe und bei meinem Onkel ſtand immer die Hauptſache, das Eine, was not iſt, im Mittelpunkt; aber jedem verzagten Grübeln war man ebenſo feind, wie jeder ſchwärmeriſchen Übergeiſtigkeit.

VIII.

Ein tragikomiſcher Vorgang in einer benachbarten Gemeinde, bei dem eine gewiſſe Übergeiſtigkeit, wenn auch anderer Art, mit im Spiele war, machte damals viel von ſich reden. Zuerſt lachte man ſehr darüber; aber wenn nun an den Tag kam, daß doch auch göttliche Dinge dabei dem Spotte verfielen, regte ſich bei chriſtlich geſinnten Leute heftiger Verdruß.

Auf dem Heimwege von der ſtundenweit entfernten Stadt war der ſehr treue und eifrige Paſtor einer kleinen Gemeinde in der Nachbarſchaft in Herbſtſturm und Regen von dem Wagen eines reichen Bauern aus ſeiner Gemeinde eingeholt worden, der ſelbſt fuhr und ihn einlud, neben ihm auf dem Wagen Platz

zu nehmen, damit er doch aus dem Wetter ſchneller nach Hauſe käme. Der Paſtor war gern aufgeſtiegen, merkte aber an dem lallenden Sprechen, den roten Augen und dem tollen Fahren ſeines Nachbarn bald, daß dieſer zu viel getrunken hatte. Nachdem er nun mit Mühe ihn zu gemäßigterem Tempo gebracht hatte, machte er ihm ernſte Vorwürfe wegen ſeines Betrunkenſeins. Der Bauer behauptete aber, er wäre nicht betrunken. Eine Zeitlang ſtritten ſie ſich ſo hin und her. Plötzlich mit einem Ruck hatte der Fuhrmann dann die Pferde angehalten und dem Paſtor geſagt, er möge nur wieder abſteigen, denn auf ſeinem eigenen Wagen wolle er ſich nicht weiter von ihm ausſchelten laſſen. Der Paſtor war alſo abgeſtiegen, und der Wagen war fortgejagt. Hinten im Stroh des Wagens hatte des Bauern Hütejunge gelegen, ohne übrigens vom Paſtor bemerkt worden zu ſein. Dieſer, ein durchtriebener Schlingel, erzählte die ganze Geſchichte weiter unter höchſt komiſchen Imitationen der Stimmen und der Haltung der beiden, die auf dem Bock ſaßen. So kam die Sache in Umlauf. Abgeſehen von der unwillkürlichen Heiterkeit, die ſie hervorrufen mußte, diente ſie nicht zum Guten. Der Paſtor beſonders hatte viel Verdruß davon. Freilich der Bauer bat am andern Tage ihn um Verzeihung, gab dabei auch zu, daß er wirklich betrunken geweſen ſei, und zeigte Reue. Aber als nun die Geſchichte in aller Mund kam und man ihn damit neckte, überwog doch der Ärger, daß er ſich lächerlich gemacht habe. Der Hütejunge bekam eine tüchtige Tracht Schläge, womit in der Öffentlichkeit die Sache eher noch ſchlimmer wurde, bis ſie dann allmählich in Vergeſſenheit geriet. Auch in unſerm Familienkreiſe wurde einmal darüber geſprochen, und jemand äußerte die Anſicht, der Paſtor habe nur ſeine Pflicht getan, denn der Apoſtel Paulus habe Prediger und Seelſorger angehalten, zur rechten Zeit und zur Unzeit ihres Amtes zu warten (2. Tim. 4, 2). Ich wurde als künftiger Theologe auch um meine Meinung gefragt, wußte aber nicht viel zu antworten. Als ich mit dem plattdeutſchen Sprichwort aufwartete, man ſolle einem Betrunkenen aus dem Wege gehen, wie einem Fuder Heu, wurde mir entgegengehalten, der Paſtor habe ja nicht gewußt, daß der Bauer betrunken ſei, als er zu ihm auf den Wagen ſtieg. Mehr Ge-

wicht hatte eine Erinnerung an das Wort des Herrn: „Ihr sollt das Heilige nicht den Hunden geben und die Perlen nicht vor die Säue werfen“ (Matth. 7, 6) und an die Ermahnung des Apostels Paulus zum vorsichtigen Wandel (Eph. 5, 15). Immerhin blieb dann doch ein Widerspruch bestehen, denn in der entscheidenden Stelle schien eben nicht von Vorsicht geredet, sondern kurz und bündig geboten zu sein, auch zur Unzeit solle der Prediger seines Amtes warten. Ich konnte mich bei diesem Stande der Sache nicht beruhigen. Gottes Weisheit, das stand mir fest, tut alles zur rechten Zeit; und das muß das Vorbild auch für seine Knechte bleiben. Bengels Gnomon, zu dem ich meine Zuflucht nahm, wollte den Ausdruck „Zur rechten Zeit und zur Unzeit“ als eine sprichwörtliche Redensart verstanden wissen, die besage, der Diener am Worte solle unablässig eifrig seinem Berufe nachkommen, nicht nur in den für den Gottesdienst festgesetzten Stunden, sondern auch sonst, nicht nur, wenn es ihm und den Hörern passe und bequem sei, sondern immer, ohne nach Bequem oder Nichtbequem zu fragen. Dies gab mir mehr Licht. Indessen, was unter „Zur Unzeit“ verstanden werden müsse, wurde mir doch erst viel später wirklich klar. „Zur rechten Zeit und zur Unzeit“ soll als sprichwörtlicher Ausdruck, wofür Bengel schon eine Anzahl interessanter Belege bietet, zunächst sicherlich nur betonen, daß man im Dienst am Wort überhaupt nicht viel darnach fragen dürfe, ob es rechte Zeit dafür sei oder nicht, denn „über*) derartigem Kalkulieren geht die beste Zeit oft verloren und der alte Adam beschönigt seine Trägheit und Feigheit obendrein immer gern damit, es sei nicht die rechte Zeit dazu.“ Dann aber ist in jenen Worten auch besonders betont, daß der Geistliche nicht darnach fragen solle, ob die Zeit seiner Verkündigung dem Hörer als eine gelegene vorkommt. Denn dieser wird, solange er dem Reiche Gottes fern steht, immer sagen, die Zeit passe ihm jetzt nicht (Apostelg. 24, 25). Dagegen ist in dem „Zur Unzeit“ durchaus nicht gesagt, daß der Diener am Worte seines Amtes warten müsse auch zu einer Zeit, die wirklich dafür ungeeignet ist. Tut er das dennoch, so setzt

*) Richard Rothe, Entwürfe zu Abendandachten über d. Briefe Pauli an Timotheus und Titus, Wittenberg 1876, p. 261—265.

er sich dem aus, daß er sein Amt und sich selber, den oder die Hörer und die Gemeinde schwer schädigt, obwohl er die besten Absichten haben kann. —

Jene „Muluszeit" zwischen Gymnasium und Universität brachte mir, alles in allem genommen, schon mancherlei recht wichtige und eindringliche Vorlesungen im Hause und auf dem Felde, von Land- und Wasserstraßen, aus Dorf und Stadt. Später habe ich es manchmal schmerzlich empfunden, daß der Pastor, der nicht Kind eines Pastorenhauses ist, manchen Sitten und Anschauungen, wie sie sich für einen Pfarrer geziemen, etwas fremd gegenüber steht und sich nicht ganz ungezwungen dahineinfinden kann. Der rechte Takt, besonders in den kleinen Dingen des alltäglichen Lebens, wie der Geistliche es in seinem Hause und in der Gemeinde zu führen hat, wird Durchschnitts-Naturen in der Regel nur dann mitgegeben, wenn sie von Kindheit an durch die erziehende Kraft der nächsten Umgebung und durch andauernde Gewöhnung gelernt haben, in jeder Lage das Angemessene zu sagen und zu tun und in ihrer ganzen Haltung die notwendige Selbständigkeit und die gebührende Rücksicht auf andere zu beweisen. Wer in einem rechten Pfarrhause aufgewachsen ist, hat in diesen Beziehungen immer einen Vorzug. Auf der anderen Seite mußte ich allerdings auch einsehen, daß gerade die Jugend, die außerhalb eines Pfarrhauses durchlebt wurde, dem künftigen Pastoren eine Menge von Möglichkeiten bietet, das Leben, wie es wirklich ist, und im besonderen auch die geistlichen Bedürfnisse der Menschen besser kennen zu lernen. Gott bereitet seine Werkzeuge eben auf mancherlei Weise zu seinem Dienste vor; und die rechte Weisheit und Demut des Christen wird hier darin bestehen, daß er die Wege, welche Gott in seiner Vorsehung ihn geführt hat, in Aufrichtigkeit geht und die ihm anvertrauten Gaben treu gebraucht. Der oberflächliche, undankbare Sinn will recht oft mit der Vorsehung rechten und möchte ihr alle möglichen Vorwürfe machen. Geändert, gebessert wird dadurch nichts, verhindert und verdorben viel. In jener Zeit fing man an der Unterweser an, eiserne Schiffe zu bauen, und mein Vater nahm mich mit, um eine der neuen Werkstätten zu besehen. Wir hatten darin eine Menge von Einrichtungen,

Maſchinen und Werkzeugen vor uns, die uns bis dahin völlig unbekannt geweſen waren. Aber es kam uns doch nicht in den Sinn, die Zweckmäßigkeit derſelben von vornherein zu bezweifeln. Verſtanden wir dieſe Vorkehrungen und Inſtrumente nicht, konnten wir ſie nicht gebrauchen, ſo gab es andere Leute, die beides beherrſchten, wie das ſtattliche eiſerne Schiff bewies, das draußen auf dem Helgen ſtand und bald ablaufen ſollte. An dieſe Beſichtigung und ihre Eindrücke erinnerte mich ſpäter ein Ausſpruch Auguſtins: „Du wirſt einem Grobſchmiede keine Vorwürfe machen, wenn du in ſeiner Werkſtatt allerlei ſiehſt, was du nicht kennſt und was du etwa an einem andern Orte unterbringen würdeſt; und du machſt Gott in ſeiner Vorſehung und Weltregierung Vorwürfe!“ —

„Pereunt et imputantur“ — ſo lautete die Inſchrift an einer alten Sonnenuhr. Die Stunden verſchwinden, gehen unter, aber ſie werden uns doch angerechnet. Anfangs hatte jene Zwiſchenzeit, wie das ſo zu gehen pflegt, mir als unendlich lang vor Augen geſtanden; dann kam ihr Ende und die Stunde des Abſchieds plötzlich heran. Ich hatte ſie gefürchtet und in einer beſtimmten Hinſicht erſehnt. Gefürchtet, denn Elternhaus und Heimat war mir von neuem ſehr teuer, ja ſo teuer geworden, wie noch nie! Und ich wußte ja, daß ich jetzt länger von Hauſe abweſend ſein werde, als je zuvor. Erſehnt, denn der Abſchied ſollte mich zur Univerſität führen! Von allen Eindrücken aber, die ſich bei mir gerade in jener Zeit geltend machten, war wohl der ſtärkſte, daß ich ein höchſt unfertiges Weſen ſei. Ich freute mich daher unbändig auf die Univerſität, von der ich erwartete, ſie würde mich zum Manne machen. — Solche widerſpruchsvolle Gefühle ſind mir an entſcheidenden Wendepunkten in meinem Leben ſehr oft gekommen. Ähnliche Erfahrungen wird jeder machen. Sie können ſehr peinlich werden; und ich habe nie einen andern wirklichen Ausweg daraus finden können, als den, daß ich mein Herz vor Gott ausſchüttete und vor ihm zu ſtillen ſuchte.

Immerhin ſtand damals das, was ich erreichen wollte, hoch und ideal vor mir. Das Licht ſchien mir immer entgegenzukommen, und ich ſchien immer dem Lichte entgegenzugehen.

Später habe ich beim Aufgang und Untergang der Sonne auf See oft ein Bild von dieſer eigentümlichen Gemütsſtimmung vor Augen gehabt. Jedesmal, wenn bei klarem Himmel die Sonne niedrig am Horizont ſteht, kommt direkt von ihr her eine funkelnde Lichtbahn im Waſſer gerade auf den Beſchauer zu, und wenn ſonſt das weite Meer anſcheinend lichtleer und freudelos auf und abwogt, ſo wird doch dieſe ſeine Lichtbahn ihn tröſten und erfreuen. —

Drittes Kapitel.

Der „Fux“.

I.

Die Reiſe nach Erlangen nahm von Bremen aus etwa 16 Stunden in Anſpruch. Ich fuhr mit meinem Freunde Adolf Philippi zuſammen, der auch ſein erſtes Semeſter in Erlangen antreten wollte. In Verden waren viele unſerer früheren Mitſchüler am Bahnhofe. Noch jetzt kann ich einige Geſtalten mir deutlich vergegenwärtigen, wie ſie daſtanden und bei unſerm Abfahren uns die letzten Grüße nachwinkten. Mehrere von ihnen habe ich nie wiedergeſehen.

Südlich von Hannover kamen wir durch Landſtriche, die uns unbekannt waren und ſtets Neues und Intereſſantes boten, beſonders, als nun allmählich die Gegend hügeliger und bergiger wurde. In Kaſſel ſtiegen einige Jäger zu uns in den Wagen und weckten in mir Erinnerungen an Wald und Heide zu Hauſe. Der Herbſt hatte hier ſeine leuchtenden Farben in den Wald gebracht ſo ſchön, wie wir es noch niemals meinten geſehen zu haben.

Zuweilen gab es etwas längeren Aufenthalt; und wir hatten dann unſern Spaß daran, von den Leuten im Bahnhof immer wieder einen andern Dialekt ſprechen zu hören. Wenn wir unſere Rechnung bezahlen wollten, ſo merkten wir an dem verſchiedenen Münzfuße, daß wir wieder in einem anderen ſouveränen deutſchen Staate angelangt ſeien. In Bremen war ja nach

Groten in Goldwährung, in Hannover und Oldenburg nach Groten, Silbergroschen, Gutegroschen in Silberwährung gerechnet. Ein Hamburger, der mitfuhr, erzählte von Mark und Schillingen in Kurant und Banko, auch von Speciestalern. Jetzt, mehr in Mittel- und Süddeutschland kamen noch Kreuzer und Gulden hinzu, während Groschen und Taler keineswegs verschwunden waren.

Du aber, mein alter Bremer Groten warst verschwunden! Und in meinem Leben, wie in dem vieler Altersgenossen, hast du doch eine nicht geringe Rolle gespielt! — Der Bremer Groten war eine Silbermünze, aber in Goldwährung. Dazu war er zweifellos die kleinste, dünnste, leichteste, unscheinbarste von allen im Umlauf befindlichen Silberscheidemünzen. Von Gepräge und Umschrift konnte man in der Regel nichts mehr darauf erkennen, wenn nicht ein schwarzes Gekritzel den Sachkundigen an die Federn im Flügel des Reichsadlers erinnerte. Immerhin war er „Gold" und also um den geringen Bruchteil eines Pfennigs wertvoller als ein Groten hannoverscher oder oldenburgischer Prägung in Silberwährung. Daumen und Zeigefinger paßten daher sehr scharf auf, daß sie nicht den Bremer Groten für einen anderen gewöhnlichen Groten ausgaben und so den Eigentümern einen Verlust zufügten. Er lief demnach durch viel tausend Hände sehr anonym und doch sehr wohl erkannt in seinem eigentümlichen Werte und dem entsprechend behandelt. Als Kind zerbrach ich mir den Kopf daran, wie es möglich sei, daß ein Silberstück Goldwährung haben könne! Durch dies schwierige Problem war aber nicht im mindesten ausgeschlossen, daß der alte Bremer Groten mich als Kind oft sehr glücklich machte, wenn er etwa zur Jahrmarktszeit mir in erfreulicher Menge geschenkt wurde. So hat er in meiner Erinnerung noch immer einen goldenen Glanz. Jetzt weiß die Welt in Bremen und sonst nichts mehr vom Bremer Groten. Um so willkommener ist es mir, daß ich ihm hier beim Abschiede ein kleines Denkmal errichten kann, und altbremischem Wesen entsprechen würde wohl am besten die Inschrift: „Nicht Schein, sondern Sein!" —

Doch zurück zur Reise! Wir konnten durch die verschiedenen Münzen in den verschiedenen Staaten kaum noch durchfinden. Es war uns auch schwer, das Vielgeteiltsein und Zerspaltensein

unſeres Vaterlandes ſelbſt im Kleingelde handgreiflich zu ſpüren. — Sehr oft pflegten wir zu ſingen: „Was iſt des Deutſchen Vaterland?“ Wenn dann die erſten Verſe nach der einen ſchönen Melodie, die anderen Verſe nach der zweiten noch ſchöneren Melodie mit friſchen, ſtarken Stimmen erklangen, packte uns die helle Begeiſterung. Jetzt aber, auf dieſer Reiſe, gewann die Frage: „Was iſt des Deutſchen Vaterland?“ für uns einen Inhalt, der uns innerlich bedrückte.

Allmählich waren auch einige Studenten bei uns eingeſtiegen, die nach Würzburg oder München oder Erlangen wollten. Sie erkannten uns natürlich ſofort als „Füxe“. Nachdem ſie unſer Reiſeziel erfahren hatten, ließen die Münchener und Würzburger uns gänzlich links liegen, wogegen die Erlanger in ſehr höflicher und freundlicher Weiſe ſich weiter mit uns unterhielten. Mir gefiel das ausnehmend, und ich ließ mich gern mit ihnen ein. In einem Tunnel indes flüſterte mein Freund mir ins Ohr: „Die wollen uns keilen!“ Als wir wieder ins Helle kamen, hielt ich mich daher mehr zurück. Ohnehin waren noch zwei Männer eingeſtiegen, die im Dialekt, ſoweit ich verſtand, über Pech-Bier und Schwefel-Bier ſprachen und zwar ſo laut und eifrig, daß niemand dagegen aufkommen konnte. Auch merkten wir allmählich doch eine erhebliche Abſpannung von der langen Eiſenbahnfahrt und ſehnten uns darnach, am Ziele zu ſein.

II.

Endlich nach Mitternacht: Erlangen! Wir fuhren in die Höhe, und trotz aller Ermüdung ſchlug mir das Herz beim Ausſteigen. Der Bahnhof war noch recht belebt, beſonders von Studenten, welche die Ankommenden begrüßten. Unter ihnen befanden ſich auch einige alte Bekannte vom Gymnaſium her, die ſchon länger in Erlangen ſtudierten und denen wir unſere Ankunft brieflich gemeldet hatten. Offenbar hatten ſie während der langen Nachtſtunden ſich nicht nur, wie jene Männer im Eiſenbahnwagen, über die Eigenſchaften des Biers unterhalten. Ihre Begrüßung war eine ſehr ſtürmiſche, und ſie erklärten es für ſelbſtverſtändlich, daß wir mit ihnen in die Kneipe, für die Freinacht beſtellt ſei, zurückkehren und weiter zechen müßten.

Unſere Ermüdung war indeſſen zu groß. Wir machten dies geltend; und ſie begleiteten uns dann freundlich in die Wohnungen, die ſie für uns gemietet hatten. Dies Wiederſehen der alten Bekannten, auf das ich mich ſehr gefreut hatte, hinterließ keinen angenehmen Eindruck bei mir. Ich fühlte mich, nachdem ich meine Wohnung in der Helmgaſſe erreicht hatte, vielmehr erleichtert, als ſie dann weggingen, nicht ohne auf der Treppe und auf der Straße noch tüchtig zu lärmen. In den nächſten Tagen beſorgten wir unſere Inſkription, die rein geſchäftsmäßig verlief und keinen Eindruck irgendwelcher Art bei mir hinterließ. Unſere alten Bekannten führten uns dann durch die Stadt und nächſte Umgebung, weſentlich aber von einem Wirtshauſe ins andere. Da die Vorleſungen noch nicht begonnen hatten, ſchien man den Tag nur auf dieſe Weiſe auszufüllen, und offenbar genügten die Tagesſtunden nicht dazu, denn meiſtens konnten wir erſt nach Mitternacht uns wieder losmachen und unſere Wohnung aufſuchen. In Verden waren wir auch viel ins Wirtshaus gegangen. Niemand beachtete dies weiter. Wenn Extravaganzen dabei vorkamen, was doch öfter der Fall war, ſo wurde ſelbſt das überſehen. Aber der Unterricht in der Schule und die Arbeiten zu Hauſe nahmen doch den überwiegenden Teil der Zeit für ſich in Anſpruch; und das Sitzen am Wirtstiſche trug weſentlich den Charakter der Erholung. In unſerm Freundeskreiſe wurden dabei Unterhaltungen geführt nicht gerade über die Quadratur des Zirkels oder das Perpetuum mobile, immerhin doch über allerlei intereſſante Themata, die uns in der Schule oder ſonſt näher getreten waren. Hier dagegen an der Univerſität traf man ſich nach beſtimmter Verabredung ſchon nach dem Frühſtück in irgend einer Kneipe, und ein ausgiebiger Frühſchoppen ſchloß ſich daran, der eine Stunde und mehr für ſich in Anſpruch nahm. Wurde ein Ausflug unternommen, etwa nach Nürnberg, ſo war das Mittageſſen wieder mit einer längeren Trinkerei verbunden. Hie und da warf man einen Blick auf die Sehenswürdigkeiten; aber der ſpätere Nachmittag und der Abend fand wieder alle am Kneiptiſch verſammelt. In der Unterhaltung fehlte es nicht an anregenden Thematen. In der Regel aber lenkte ſie bald in das Gebiet des „Paukſimpelns“ ein; und das Thema der letzten und

der bevorstehenden Mensuren erwies sich stets als ein so unerschöpfliches, daß man, nachdem es einmal angeschlagen war, nicht wieder davon loskam. Einige aus dem Kreise, an dem wir teilnahmen, waren dann jeden Abend mehr oder weniger betrunken. Wenn ich spät in der Nacht nach Haus kam, quälte mich der Eindruck, daß ich noch niemals in meinem Leben eine so geistlose, unwürdige Existenz geführt habe, wie jetzt. —

Nach kurzer Zeit fingen indes die Vorlesungen an und nun wurde es ja anders. Wir taten jetzt doch noch etwas anderes, als Essen, Trinken und Schwatzen. Indessen so wenig ich zunächst von den Vorlesungen verstehen konnte, so ergriff mich von Anfang an der große Ernst der theologischen Aufgabe, die ich vor mir sah; und ich fühlte den Widerspruch, in dem mein Leben außerhalb der Vorlesungen gegen diese unleugbar erste Aufgabe meines wissenschaftlichen Berufs stand, in jener ersten Zeit aufs peinlichste.

Als ich dies im Kreise meiner Bekannten andeutete, fand ich wenig Verständnis dafür. Ein Abend, an dem einer von ihnen eine siegreich ausgefochtene Mensur dadurch feierte, daß er uns alle freihielt, brachte dann die Entscheidung. Ich war bis zwölf Uhr bei dem Trinkfeste zugegen gewesen und bedankte mich dann bei unserem Gastgeber, um fortzugehen. Meinen frühen Aufbruch erklärte ich durch den Hinweis, daß ich am nächsten Morgen von acht Uhr an Kolleg habe und dafür mich gern frisch erhalten wolle. Er nahm dies indessen übel auf, und ebenso die Mehrzahl der Anwesenden. Ich blieb bei meinem Entschlusse, und als ich fortging, geschah es unter dem schmerzlichen Eindruck, daß ich damit die Verbindung mit diesen alten Bekannten abgebrochen habe.*) — Hierin hatte ich mich nicht geirrt. An den

*) Dieser Abbruch hat mir später oft Bedenken und Vorwürfe gegen mich selber verursacht. Ich fand, daß ich einer Neigung nachgegeben habe, die ich auch sonst oft bei mir konstatieren mußte. Zuerst schenkte ich gern rückhaltloses Vertrauen und gab mich ganz hin; und wenn darnach mich etwas unangenehm berührte, so veranlaßte mich dies zu einem ebenso unbedingten Zurückziehen. — Allerdings vermißte ich in jenem Kreise, wie ich meine sagen zu dürfen, mit Recht, eine persönliche, sittliche Beziehung zum Beruf. Diese alten Bekannten schienen mir durchweg einen Lebensplan nur in Sachen durchzuführen, die dem Gebiete der Willkür angehörten. Was

folgenden Tagen trafen wir uns und grüßten uns; aber keiner knüpfte weiter eine Unterhaltung mit mir an, und ich erhielt auch keine Einladung mehr zu Frühſchoppen und Kneipe.

Zunächſt fühlte ich mich nur ſehr erleichtert. Ich konnte nun über meinen Tag verfügen, wie es mir am beſten paßte, und meinen Studien ordentlich nachkommen. Erſt jetzt kam ich auch dazu, meine Bücher auszupacken, meine Bilder aufzuhängen und meine Zimmer wohnlich einzurichten. Außerdem bot jeder Tag noch immer ſoviel neues, daß ich den Verkehr mit meinen alten Bekannten kaum vermißte. Ich hatte eben ſonſt Anregung genug. Ein lebhafter Briefwechſel mit den Eltern und mit Freunden, die auf der Schule zurückgeblieben waren, half auch angenehm hinweg über manche Stunde, die mir ſonſt lang vorgekommen ſein würde. Ich hatte mir endlich auch vorgenommen, meine Muſikübungen weiterzutreiben, und ſaß oft an dem Flügel, den ich mir mietete. —

III.

Nach einigen Wochen indeſſen fühlte ich meine Vereinſamung doch recht unangenehm. Mit niemandem konnte ich mich ausſprechen; und es kam mir ſo vor, als wenn ich innerlich förmlich eintrocknete und verdorrte. Meine Studien litten auch darunter, denn manches in den Vorleſungen entging mir, wie ich ſchon erwähnte, und ich hatte eben niemanden, bei dem ich mir Aufſchluß holen konnte über das, was ich nicht verſtand. Bei Tiſche im „Walfiſch“, deſſen Name mich gleich angezogen hatte, traf ich nun immer mit einigen Burſchenſchaftern zuſammen, die mich dann einluden, ſie auf ihrer Kneipe zu beſuchen. Zuerſt glaubte ich, dieſer Einladung nicht folgen zu können; als aber das Gefühl meiner Vereinſamung immer ſtärker wurde, entſchloß ich mich doch, einmal hinzugehen und kam mit den angenehmſten

---

mir ſittliche Grundſätze waren, berührte ſie nicht weiter oder erſchien ihnen als langweilig. Das Weſen des Sittlichen beſtand ihnen nur in beſchränkenden geſetzlichen Äußerlichkeiten und Einzelheiten, während ihr perſönliches Leben ſich eben auf rein willkürlichem Gebiete bewegte und, abgeſehen von beſtimmten, ſehr eigentümlichen Anſchauungen über ſtudentiſche Ehre, keinen ſittlichen Halt kannte. — I slept and dreamed, that life was beauty, I woke and found, that life was duty!

Eindrücken wieder heim. Zunächſt hatte ich meine helle Freude an dem herrlichen Geſang. In dem Kreiſe meiner früheren Bekannten von der Schule her war es mit dem Singen nur ſehr kümmerlich beſtellt geweſen. Hier aber wurde hinreißend geſungen. Dann ſtieg zwiſchendurch ein Jodel-Quartett, wie ich es noch nie hörte, und die Zither lernte ich hier ebenfalls zum erſten Male kennen und in ihrer eigentümlichen muſikaliſchen Bedeutung ſchätzen. Die Unterhaltung auf der Kneipe bot, wie mir ſchien, doch auch mehr, als mir bisher begegnet war. Vor allem aber gefiel mir der ſtramme ſtudentiſche Zug im ganzen Verlauf der Kneipe, dem ſich jeder unweigerlich fügte. Ich ging nun öfter hin, lernte mehrere Mitglieder der Burſchenſchaft genauer kennen und war gern in ihrem Kreiſe. Obwohl ich keineswegs beſonders „gekeilt“ wurde, fühlte ich doch ſehr bald die Notwendigkeit, mich zu entſcheiden, ob ich mich zum Eintritt melden oder auch dieſen Verkehr, der mir ſehr lieb geworden war, wieder abbrechen wollte. In einem Briefe an meinen Vater teilte ich ihm die Statuten der Burſchenſchaft mit, worunter ſich auch die „unbedingte Satisfaktion“ befand, und erhielt die Antwort, daß er ſich nicht denken könne, wie ich als Chriſt mich einem derartigen Statut mit gutem Gewiſſen zu unterwerfen imſtande ſei. Im übrigen wolle er mir den Eintritt nicht unbedingt verbieten und mich nur noch an unſer letztes Geſpräch vor meiner Abreiſe von Haus erinnern. Mein Onkel Volkmann äußerte ſich noch milder. Er hatte viel über die alte Burſchenſchaft nach den Freiheitskriegen geleſen und war von ihrer idealen Geſtalt ganz hingenommen. Manche freiheitsdurſtige Studenten waren in den ſtürmiſchen dreißiger Jahren und beſonders nach 1848 auf ſeinem Schiffe nach Amerika gefahren, nachdem die alte Heimat ihnen keine Heimſtätte mehr bot und wohl gar mit Ketten und Kerker und mit dem Tode drohte. Wenn in geſelligem Kreiſe in ſeinem Hauſe das Lied geſungen wurde: „Wir hatten gebauet ein ſtattliches Haus und drin auf Gott vertrauet trotz Wetter, Sturm und Graus“, hatte ich wohl Tränen in ſeinen Augen geſehen. Obwohl auch er innerlich entſchieden gegen das Duell war, ſah er es doch mehr als eine ſtudentiſche Sitte und Übung zur Mannhaftigkeit an und verwarf

es tatsächlich nicht so unbedingt. Durch diese Antworten von Haus ward ich doch sehr beunruhigt. Mein Onkel verkannte offenbar, daß zwischen der gegenwärtigen und der alten Burschenschaft manche wesentliche Unterschiede vorhanden waren. Es schien mir daher unrecht zu sein, wenn ich von seiner halben Zustimmung Gebrauch machte. Mein Vater hatte die Sachlage richtig erkannt, und seine Warnung drang mir ins Herz. Obendrein lagen gerade mehrere Tatsachen vor, die der studentischen Mensur doch einen anderen Charakter beilegten, als den einer bloßen mannhaften Waffenübung. Meinem lieben Freunde Heinrich von Uhsen war auf der Mensur in Halle das Oberlid am rechten Auge tief durchschnitten worden, und da er nur mit diesem Auge sehen konnte, hatte er wochenlang in der Angst geschwebt, nun ganz blind zu werden. Das Auge wurde ihm erhalten; aber wir alle hatten uns mit ihm geängstigt. Dazu war die Veranlassung zu jener Mensur eine unglaublich alberne Kleinigkeit gewesen! Dann wurde mir ein Theologe aus Westfalen bekannt, der auf der Mensur seinen Gegner so schwer auf dem Kopfe getroffen hatte, daß er nach langem, schmerzensvollem Lager äußerlich freilich genesen, aber geistig defekt geblieben war und voraussichtlich auf Lebenszeit einer Anstalt für Schwachsinnige hatte überwiesen werden müssen. Auch hier war die Ursache der Mensur eine Kinderei gewesen. Der Sieger war infolge dieses furchtbaren Ausgangs der Mensur schwermütig geworden und in Gefahr, an seinem Beruf und an allem zu verzweifeln.

Obwohl alle diese Eindrücke von mir tiefer gefühlt wurden, meldete ich mich dann doch zum Eintritt in die Burschenschaft, nachdem ich meinen neuen Freunden meine, bis dahin noch nicht ganz überwundenen Bedenken offen mitgeteilt hatte. Sie meinten, ich würde diese Schwierigkeiten sicherlich bald überwinden. Ich selber neigte mich dieser Erwartung um so mehr zu, als ich mir wiederholt Vorwürfe gemacht hatte, daß ich die Beziehungen zu meinen alten Schulkameraden doch wohl etwas übereilt abgebrochen habe. Am folgenden Tage sollten mehrere Mensuren stattfinden, und ich wurde eingeladen, mitzugehen. Die erste Mensur verlief ohne Erfolg. Die beiden Gegner, schon in hohen

Semeſtern, waren ſich im Gebrauch des Schlägers ſo völlig gleich, daß außer einer abgeſchnittenen Haarlocke, die durchs Zimmer tanzte, der eine dem andern keinen Schaden zufügte. Sie hatten auch beide bei allem Eifer im Schlagen doch ruhige Haltung bewahrt, und das Ganze machte auf mich den Eindruck eines ſchönen Waffenſpiels. Bei der zweiten Menſur kam außer einigen leichten „Blutigen“ ebenfalls nichts heraus. Der dritten Menſur wurde mit beſonderer Spannung entgegengeſehen. Während die beiden erſten mehr auf Grund von Beſtimmungen erfolgt waren, obwohl die Burſchenſchaft prinzipiell eigentliche Beſtimmungs-Menſuren ablehnte, ſo lag bei der dritten eine Beleidigung zugrunde, und im Ehrengericht war man erſt zweifelhaft geweſen, ob man nicht ſchwerere Waffen, als die gewöhnlichen, wählen müſſe. Zuletzt war aber doch eine Schläger-Menſur beſtimmt worden. Auch dieſe Gegner ſtanden ſich im Gebrauch ihrer Waffen faſt ganz gleich. Einige leichte „Schmiſſe“ folgten raſch aufeinander, und in ſteigendem Maße ſah man Zorn und Wut auf beiden Seiten wachſen. Bald war Kopf und Geſicht blutübergoſſen; und ſtets von neuem gingen ſie aufeinander los. Sie deckten ſich nun nicht mehr ordentlich, ſondern ſuchten in wütenden Angriffen zu ſiegen, bis nach langem Kampfe dem einen das Geſicht quer durchriſſen wurde und der Unparteiiſche erklärte, die Sache ſei damit zu Ende. Noch mehrere andere Menſuren ſollten ſich anſchließen. Doch es waren Hinderungen irgendwelcher Art eingetreten, ſo daß man hier abbrechen mußte. So ſehr die erſte Menſur mir gefallen hatte, ſo widerwärtig hatte mich die dritte berührt. Ich ging raſch nach Hauſe und dann in eine Vorleſung. Aber von allem, was der Dozent vortrug, habe ich in jener Stunde nichts gehört. Die Gedanken in mir gingen auch gegeneinander los; und ich konnte ihnen keinen Halt gebieten. Allmählich wurde es mir vollkommen klar, daß, mochten andere darüber denken, wie ſie wollten, ich jedenfalls niemals mit gutem Gewiſſen auf Menſur gehen könne. Unſere früheren Diskuſſionen auf der Schule über ſtudentiſche „Ehre“ kamen mir auch wieder in den Sinn. Andererſeits fühlte ich mich durch meine Meldung bei der Burſchenſchaft gebunden und konnte den Gedanken nicht ertragen,

daß meine dortigen Freunde ganz an mir irre werden müßten, wenn ich meine Meldung zurückziehe. Es war ein so schwerer und tiefdringender Kampf, daß ich mich scheue, die einzelnen Vorgänge in demselben hier genauer zu beschreiben.*) Ich hatte auch niemanden, bei dem ich mir mündlich Rat holen konnte. Von den Eltern erhielt ich Briefe, in denen sie mit Freuden zustimmten, wenn ich meine Meldung zurücknehmen wolle. Ebenso äußerte sich mein Freund Martens, mit dem ich am innigsten verbunden war und der noch in Verden das Gymnasium besuchte. Von anderer Seite dagegen antwortete man mir, ob ich denn annehme, daß ich allein ein Gewissen habe, oder mir einbilde, von mir aus die bestehenden studentischen Sitten reformieren zu können usw. So oft ich das Für und Wider mit Vernunftgründen erwog, wurde ich zweifelhaft. Da ich obendrein liebe Freunde unter Korpsstudenten und Burschenschaftern zählte, kam es mir zu hart vor, daß ich nun einen Weg einschlagen solle, der mich, für die nächsten Jahre wenigstens, ganz von ihnen trennen mußte. Andererseits kannte ich freilich mehrere jüngere und ältere Männer, die ich schätzte und liebte, die Mitglieder christlicher Verbindungen gewesen waren oder noch waren; aber gerade in jener Zeit waren mehrere Tatsachen in Erlangen offenkundig geworden, die auf Mitglieder christlicher Verbindungen ein recht ungünstiges Licht fallen ließen. Bald wurde ich mir indes darüber vollkommen klar, daß ich auf dem Wege dieser Überlegungen niemals zu einer wirklichen Entscheidung, die mich später nicht reuen würde, hindurchdringen könne. Der einzige Ausweg zeigte sich mir endlich in der ausschließlichen Berücksichtigung meiner unmittelbaren Gefühls- und Gewissens-Eindrücke, die ich bei meiner Anwesenheit bei den vorhin genannten Mensuren

*) Schon öfter erinnerte ich an Sonnenuhren, die mir immer besonders interessant waren. Eine Inschrift an einer Sonnenuhr kannte ich: „Horas non numero, nisi serenas!" An dem königlichen Christensinn, der darin liegen konnte, hatte ich meine Freude gehabt; aber in diesen trüben Wintertagen lernte ich auch finstere Stunden zählen. Doch gilt dem Christen immer:

Soyez comme l'oiseau, posé pour un instant
Sur un rameau trop frêle,
Qui sent ployer la branche et qui chante pourtant,
Sachant, qu'il a des ailes! Viktor Hugo.

gehabt hatte. Hier bestand für mich auch nicht der Schatten eines Zweifels, daß ich niemals unter Zustimmung meines Gefühls und meines Gewissens eine Mensur würde ausfechten können. Nachdem mir dies vollkommen klar geworden war, schrieb ich der Burschenschaft offen, wie es in mir aussähe, und bat sie, meine Meldung zurückziehen zu dürfen. Dies wurde mir in höflicher Form gewährt; und damit war auch dieser Verkehr für mich völlig abgeschnitten und unmöglich geworden.

Noch keine sechs Wochen auf der Universität, hatte ich mich in ernsten Kämpfen genötigt gesehen, nach zwei Seiten hin meine persönliche Stellung im Gegensatz zu alten und neuen Bekannten zu bestimmen und stand nun in der Tat, wie ich meinte für immer, in völliger Vereinsamung da. Aus früheren Vorgängen während meiner letzten Gymnasialzeit hatte es sich irgendwie ausgesprochen, daß es mir an persönlichem Mute nicht fehle. Dies kam mir ja zu Hilfe. Mir widerfuhr nichts, was mich hätte verletzen können. Dies änderte indessen nicht das Geringste daran, daß ich nun völlig isoliert war.*) —

IV.

In einem ganz anderen Sinne, als ich im Herzen trug, war ich in die „Hochschule" eingeführt worden. Die letzte Zeit auf dem Gymnasium hatte mich förmlich angeödet und mein Trost war gewesen, daß ich mit vollster Zuversicht auf ein Universitätsleben hinsah, das mir bald alle meine Erwartungen erfüllen werde. Jetzt dagegen hatte ich Heimweh selbst nach dem

*) Später erst lernte ich einen Ausspruch Luthers kennen, der mir von unschätzbarem Werte wurde. Er sagt zu Joh. 14, 27 (Erl. Ausg. XIX. 444): „Die Welt hält das für Friede, so das Übel wird abgerissen und geschieden von der Person, als wenn einer arm ist, so denkt er, er habe großen Unfrieden mit der Armut, und trachtet, wie er die Armut hinweglege, und meint, wenn die hinweg ist, so habe die Person Frieden und sei reich. Item, wenn einer sterben soll und der Tod auf ihm liegt, so denkt er: Könnte ich den Tod hinwegnehmen, so hätte ich Frieden und bliebe lebendig. Aber solchen Frieden gibt Christus nicht, sondern läßt das Übel stille liegen, daß es den Menschen drücke, und nimmt es nicht hinweg, braucht aber eine andere Kraft, macht die Person anders und reißt die Person vom Übel, nicht das Übel von der Person." — Augustin: „Beatae vitae magna secreta!"

Gymnaſium; und obwohl ich älter war als die meiſten Füxe, ſo kam ich mir doch viel zu jung, zu unreif und zu ſchwach vor, um an dem Leben auf einer Univerſität in rechter und befriedigender Weiſe teilnehmen zu können. Merkwürdigerweiſe wachte die Erinnerung an jene Ruderfahrt, von der ich im erſten Kapitel erzählte, jetzt ſehr lebhaft wieder in mir auf. Die Narbe an meiner linken Hand von der damals erlittenen Quetſchung war noch ſichtbar und ſchien mir vorzuwerfen, daß ich einen argen Mißgriff begangen habe, als ich von dem Beruf meiner Väter abwich und nun Gemeinſchaften unter den Menſchen beitrat, denen ich mich doch nicht ordentlich anpaſſen konnte, und die mir nicht nur die Hand verletzten, ſondern das Herz zu zerbrechen drohten. Es war ja am Tage, daß ich eben nicht mit beiden Riemen gleichmäßig und zweckmäßig rudern konnte. Wiederholt hatte ich mein ganzes Intereſſe einſeitig einem Teile meiner Aufgabe zugewendet, und der andere, von mir vernachläſſigte Teil rächte ſich nun bitterlich an mir.

In dieſer großen und ſchmerzlichen Vereinſamung ſaß ich viel an dem Flügel, den ich mir gemietet hatte, und ſpielte mir geiſtliche und Volkslieder vor. Meine Stimmung wurde durch die Volkslieder nur immer wehmütiger. In einem philoſophiſchen Kolleg war die Rede davon geweſen, daß und warum das Volkslied überall auf Erden Tränen in der Stimme hat. Der Dozent Xaver Schmidt, ein offenbarungsgläubiger Chriſt, hatte an das Seufzen der Kreatur, Römer, Kap. 8, erinnert und Schellings Wort zitiert: „Die Erde iſt gleich einer Braut, der am Hochzeitstage ihr Bräutigam geſtorben iſt. Nun ſteht ſie da, den Kranz noch im Haar, aber Tränen in den Augen!“ Er war dann auch darauf zu ſprechen gekommen, welch eine ſchwere Gefahr darin auftauchen kann, daß man ſich in ſein eigenes Leiden völlig verſenkt, ja es anbetet! Ich ſuchte, wenn ich ſonſt die Wahrheit ſeiner Worte erfuhr, auch den Ernſt ſeiner Warnung zu beherzigen. Das geiſtliche Lied ſtimmte mich freilich nicht heiterer, aber doch ruhiger. Jener Muſikabend im Bremer Dom, an dem der Berliner Domchor Bachs Kompoſition zu „Ich laſſe dich nicht, du ſegneſt mich denn“ geſungen hatte, trat in meiner Erinnerung mir ſehr lebendig wieder nahe. Ich ver-

ſtand nun beſſer, warum der Komponiſt das „Ich laſſe dich nicht“ ſich ſo oft wiederholen läßt und darin alle Stufen von der Tiefe bis zur Höhe, vom Rande der Verzweiflung bis zur freudigſten Glaubenszuverſicht muſikaliſch verkörpert. Es war mir ein Troſt, daß Gottes Kinder durch ſeine Gnade, mag auch alles Vorhandene dem widerſprechen, dennoch dazu geſetzt ſind, den Segen zu beerben. —

Als Weihnachten näher kam, faßte ich wieder mehr Mut. Trotz der weiten Reiſe im ſtrengen Winter hatte ich mir feſt vorgenommen, nach Hauſe zu fahren. Aber in der Woche vor Weihnachten zeigte ſich ein Geſchwür an meiner linken Achſel, das ich zuerſt leicht nahm, aber nach einigen Tagen wurden die Schmerzen ſehr heftig. Ich mußte nun einen Arzt rufen laſſen, der mir auf meine Frage die Reiſe nach Hauſe unbedingt verbot. Darauf ſchleppte ich mich in die Klinik zu dem Chirurgen, Profeſſor Dr. Thierſch. Er unterſuchte die geſchwollene Stelle genau und unterſagte mir ebenfalls die Reiſe. In ihm hatte ich einen der königlichen Ärzte vor mir, von deren Urteil man nicht noch weiter appellieren kann. Die Reiſe mußte definitiv aufgegeben werden. Nach einer ſchmerzvollen, fieberheißen Wartezeit von mehreren Tagen konnte er durch wiederholte tiefe Einſchnitte das Übel an der Wurzel treffen und mich zugleich überzeugen, welche Herzensgüte ſich unter ſeinem ſtrengen Äußeren verbarg. Nun fühlte ich große Erleichterung, war indes ſo ſchwach geworden, daß ich im Bett oder auf dem Sofa liegen mußte.

Soweit meine Erinnerung zurückreichte, war dies das erſte Weihnachtsfeſt, das ich nicht mit der Gemeinde im Gotteshauſe feiern konnte und an dem kein leuchtender Chriſtbaum mich erfreute. Im Herzen aber hatte ich Frieden und Freude, ſo ſchwer mir ſonſt jene Zeit auflag. In meinem ſpäteren Leben wiederholte es ſich öfter, daß gerade zur Zeit der hohen Feſte, beſonders zu Weihnachten, die ſchwerſten Trauerfälle und andere Heimſuchungen mein perſönliches und Familienleben erſchütterten. Ich merkte dann jedesmal, daß ſolche Schläge, in ſolcher Zeit empfangen, ja tiefer verwunden, als das zu einer anderen Zeit der Fall geweſen ſein würde. Doch ich merkte auch, daß ſie nicht

tiefer dringen dürfen, als Gottes Wort und Troſt hinabreicht. Die Feſttage brachten eben auch die Feſtgabe gegenüber aller Trauer zur kräftigſten Wirkung vor allem in ihrer geſegneten Botſchaft „Fürchte dich nicht", die mir im Wortlaute und Inhalt nie ſo wertvoll geworden iſt, wie gerade dann. An jenem erſten ſtillen und dunklen Chriſtabend in Erlangen wurde mir dieſe Erfahrung angezündet, die mich reich machte! —

Von den Eltern kamen liebe Briefe und auch eine Weihnachtskiſte. Ich kannte ſie ſehr gut, da in ihr gewöhnlich einige Sachen verpackt wurden, die meinen lieben Vater auf ſeiner Reiſe ins Eismeer begleiteten. Aus ihrer Vergangenheit brachte ſie mir gleich zuerſt den ſchönſten Teergeruch mit, den ich ſehr liebte. Obendrein hatte man ſie zu Hauſe mit einem braunen, geteerten Tau in ſeemänniſchen Knoten zierlich verſchnürt und auch Kabelgarn dabei verwendet. So ſetzte ich mich dann zunächſt hin, machte die Augen zu und konnte, von dem kräftigen Duft getragen, mir einbilden, ich ſei in meines Vaters Schiffskajüte. — Dann ging's an den Inhalt! Schwarzbrot, braune Kuchen, Äpfel, Nüſſe uſw.! Lauter ſehr proſaiſche Gaben; aber der mit Goldfäden umzogene Tannenzweig, der darauf lag, gab allem eine beſondere Weihe. Das „Brot aus dem Vaterhauſe" und die anderen Geſchenke halfen nicht wenig dazu, mich freudiger wieder zu ſtimmen. —

Es war bitter kalt. Nachdem ich das Bett hatte verlaſſen können, lag ich noch tagelang auf dem Sofa und vermochte mich nicht weiter zu beſchäftigen. Ich ließ es vor den Ofen rücken. Bei dem frühen Dunkelwerden öffnete ich die Ofentür, um dann lange ins lodernde Holzfeuer zu ſehen und nicht gar zu lange das einförmige Lampenlicht vor mir zu haben. Die Ereigniſſe der letzten Monate zogen mir dann immer wieder durch den Sinn. Wieviel hatte darin ja auch zuerſt ſo hell gebrannt und war ſehr bald zu Aſche geworden! Es waren ſchmerzliche Erinnerungen. Nicht daß mir etwa die Entſchlüſſe, die ich gefaßt hatte, leid geworden wären! Im Gegenteil, ich ſah unvermindert klar vor mir, daß ich nicht anders hätte handeln dürfen und ſtimmte in meinem Gefühle der ſittlichen Verpflichtung vollkommen zu, welcher ich mich hatte unterwerfen müſſen. Er-

leichtert wurde mir dies letzte durch meine Genesung. So lange ich zurückdenken konnte, war dies das erste wirkliche Kranksein unter heftigen Schmerzen und Fieber, das ich durchmachen mußte. Vor meiner Erkrankung wollte meine Vereinsamung mir zuweilen unerträglich werden. In meinem Kranksein fühlte ich meine Isoliertheit erst recht schmerzlich; aber vor allem sehnte ich mich darnach, wieder gesund und frisch zu werden. Als dies nach einigen Wochen wirklich der Fall war, gereichte mir die neu gewonnene Gesundheit und Kraft zu so großer Freude, daß ich meine Vereinsamung viel besser tragen konnte. Auch hierin ist jene ernste, entscheidungsreiche Zeit mir vorbildlich für manche späteren Perioden in meinem Leben geworden, in denen Gottes Hand, wenn ein Leiden mir zu schwer werden wollte, mir dazu ein neues, empfindlicheres Leiden auflegte und mich dann durch Beseitigung dieses empfindlicheren Leidens willig und zuversichtlicher machte, jenes erste Leiden geduldiger zu ertragen. —

In meinem Nachsinnen vor dem offenen Holzfeuer mußte ich mich vielmehr oft darüber wundern, woher mir doch die Kraft gekommen sein möge, um jene vorhin genannten Entschlüsse zu fassen. Aus meinen eigenen vernünftigen Überlegungen hatte ich diese Kraft jedenfalls nicht geschöpft. Dies war völlig ausgeschlossen, mußte ich mir doch der Wahrheit gemäß eingestehen, daß das Für und Wider bei den Problemen, die mir vorlagen, im günstigsten Falle sich das Gleichgewicht hielt. Ebensowenig waren jene Entschlüsse direkt aus dem Glaubensleben entsprungen, soweit ein solches in mir vorhanden war. Ich wurde nun darauf aufmerksam, daß es Bewegungen in unserm Gemüte gibt, die momentan viel greifbarer und wirksamer sind, als die gläubige Gesinnung, die doch dem allen zuletzt zugrunde liegt. So tritt auch ja die Krone des Baumes mit ihren Blättern, Blüten und Früchten viel mehr in unsere Wahrnehmung ein, als seine tief in der Erde verborgenen Wurzeln, obwohl diese alles andere im Baume hervorbringen und tragen. — Das Kostbarste bei diesem Nachsinnen, das mich oft aus dem Hellen ins Dunkle und Geheimnisvolle führte, war und blieb mir indessen, daß ich in herzlichem Danken und Loben Gott preisen konnte, der mir in Gnaden geholfen hatte, ohne mein Verdienst und Würdigkeit.

Dabei vertiefte ſich der Eindruck immer mehr in mir, daß dieſe entſcheidungsreiche Zeit meinem ganzen künftigen Leben eine beſtimmte Richtung geben werde. — Das Weihnachtslied hallte zugleich ſtark in meiner Seele wider: „Er iſt auf Erden kommen arm, daß er unſrer ſich erbarm“ und Paul Gerhardts Vers: „Ich lag in ſchweren Banden“ ſchien ganz beſonders für mich in der Welt zu ſein. Das unendlich Troſtreiche und das unendlich Erhabene in der Menſchwerdung des Sohnes Gottes gewann für mich einen ſo klaren Sinn und eine ſo große Kraft, wie nie zuvor. Es iſt ja in der Tat ſo, wie Auguſtin*) ſagt: Der Sohn Gottes und der Sünder ſind und leben in derſelben Welt und anſcheinend denſelben Bedingungen unterworfen, wie ſie für aller Menſchen Leben gelten. Aber bedenkſt du auch, welch ein großer Unterſchied beſteht zwiſchen dem Gefangenen in Ketten und Kerker und dem freien Manne, der ihn dort aus Liebe beſucht? Beide ſind freilich von denſelben Gefängnismauern eingeſchloſſen und ſitzen etwa nebeneinander auf derſelben Bank. Wer oberflächlich einen Blick auf ſie wirft, möchte ſie einander völlig gleichſtellen. Doch der eine iſt frei, kommt und geht, wie er will; der andere iſt gebunden. Wie groß iſt der Abſtand zwiſchen Chriſto, der aus Erbarmen in unſer Fleiſch und Blut kommt, und zwiſchen uns, die wir im Fleiſch gebunden ſind! Und er iſt ja gekommen, uns ewig zu erlöſen! — Sehr eigentümlich und geheimnisvoll, um darauf nochmals zurückzukommen, erſchien mir das Zuſammenwirken Gottes mit den eigenen Entſchlüſſen des Menſchen. War nicht auch auf dieſem Gebiete eine „Menſchwerdung“ vorhanden**) und wirkſam? Wer in Gottesfurcht

*) Enarr. in Psalm. 148.

**) Tract. II in Ep. I. Joh. — Damals wurde Alfr. Tennyſon „In Memoriam“ in Deutſchland bekannter. Vergl. Sonnett XXXVI.

Tho' truths in manhood darkly join
Deep seated in our mystic frame,
We yield all blessing to the name
Of Him, that made them current coin;

For Wisdom dealt with mortal powers,
Where truth in closest words shall fail,
When truth embodied in a tale
Shall enter in at lowly doors

erzogen ist, wird doch immer erfahren müssen, daß seine eigene Gottesfurcht in entscheidenden Kämpfen ihm weder genügendes Licht, noch genügende Kraft zu geben, sondern nur das Fenster zu öffnen vermag, wodurch Licht und Kraft von oben hereindringen. Diese wollen eben nicht ausgeschlossen sein. Finden sie Zutritt, so fordern sie Aneignung. Aber die Hand des Bittenden fügt der Gabe, die sie hinnimmt und gebraucht, doch nichts hinzu! Wenn sie außer dem Hinnehmen und Gebrauchen noch etwas besonderes und eigentümliches tun will, so gereicht dies tatsächlich nur zur Schädigung, Verdunkelung und Abschwächung der empfangenen Gabe. Ich fing damals an, die Bekenntnisschriften der lutherischen Kirche zu lesen; und es durchzuckte mich vom Scheitel bis zur Zeh, was die Rechtfertigung allein durch Christum, allein aus Gnaden, allein durch den Glauben sei! —

V.

In der Literatur ist der Übergang vom Gymnasium zur Universität und der erste Eintritt des jungen Studenten in den Genuß der „akademischen Freiheit“ umfassend und eingehend behandelt worden. Ich beabsichtige nicht, eine derartige systematische Darstellung hier zu versuchen. Aber der Leser wird aus dem Gesagten verstehen, daß jene Zeit meines Lebens eine zu bedeutungsvolle und folgenschwere für mich gewesen ist, als daß ich daran vorübergehen könnte, ohne die Erfahrungen, die sich mir unauslöschlich einprägten, noch etwas mehr zu Worte kommen zu lassen. Wie weit das, was ich vertrete, eine allgemeinere Geltung beanspruchen kann, muß ich dem Urteil des Lesers anheimstellen. —

Ein Problem ist mir das studentische Leben in einem ganz besonderen Maße geworden. Vorher, auf dem Gymnasium

---

And so the word had breath, and wrought
With human hands the creed of creeds
In loveliness of perfect deeds,
More strong than all poetic thought:
Which he may read, that binds the sheaf,
Or builds the house, or digs the grave
And those wild eyes that watch the wave
In roaring through the coral reef. —

hatte ich mir bei der bloß theoretiſchen Beſprechung der einſchlagenden Aufgaben gern eingebildet, daß ich ganz gut wiſſe, was ich wolle, und meinen Weg in aller Gemütsruhe ſchon finden und gehen werde. Doch kaum jemals habe ich den Unterſchied zwiſchen der theoretiſchen Löſung von beſtimmten Fragen und zwiſchen der praktiſchen Löſung von tatſächlich vorhandenen Problemen ſo tief gefühlt, wie in dieſem Falle. — Als ich ſpäter Baco*) genauer kennen lernte, fand ich in ſeiner geiſtvollen Abhandlung über die Mythen der Griechen auch eine Erklärung des Sphinx-Mythus, die mir ſehr einleuchtete, weil ſie meiner eigenen Erfahrung ſo ganz entſprach. Solange beſtimmte Fragen von Wichtigkeit nur im Kreiſe der Muſen erwogen werden, haftet ihnen nichts an, das denen, die ſich damit beſchäftigen, irgendwie Beſchwerden oder gar Pein und Angſt bereiten könnte. Die Betrachtung dieſer Fragen vollzieht ſich nur im Verſtande und hat keine weiteren Ziele, als daß man ſich eben in ſeinem Geiſte darüber klar werde. So läßt ſich alles Für und Wider in voller Ruhe abwägen. Findet man eine befriedigende Löſung, ſo iſt es gut. Findet man keine, ſo braucht man ſich um deswillen nicht weiter zu beunruhigen. Ja, es hat ſogar unter Umſtänden etwas Anziehendes, wenn die Schwierigkeiten der Löſung den Geiſt in einer gewiſſen Unſicherheit und Spannung zurücklaſſen. Ganz anders aber wird die Sache, wenn die Muſen derartige Fragen an die Sphinx ausliefern. Jetzt gehen dieſe Fragen aus dem Gebiet der Theorie in das der Praxis über. Nun werden ſie eben Probleme. Sind ſie das aber einmal für jemanden geworden, ſo iſt alle Gemütsruhe, überhaupt alle Freiheit für ihn dahin. Er kann jetzt nicht mehr ſelbſt beſtimmen, ob er ſich auf die Löſung einlaſſen will oder nicht. Ebenſowenig kann er ſich zurückziehen, wenn er bei dem Löſungsverſuche gar zu viele Schwierigkeiten antrifft, und die Sache auf ſich beruhen laſſen. Er befindet ſich vielmehr in einer angſtvollen Zwangslage und *muß ſofort eine befriedigende Löſung aufzeigen.* Verſucht er, ſich dem zu entziehen, oder gibt er eine falſche Löſung an, ſo wird er zerriſſen; macht er die richtige Löſung

*) Essays of Lord Bacon, London, Frederick Warne & Co., p. 316—318.

geltend, so empfängt er die Herrschaft, und die Sphinx verfällt dem Abgrunde. — Für mich war also studentisches Leben in diesem Sinne sofort zu einem Problem geworden. Damit soll indessen selbstverständlich nicht behauptet sein, daß es ohne weiteres für jeden in demselben Sinne ein Problem werden müsse und werde. Ich habe manche tüchtige und liebenswürdige Kommilitonen gekannt, die es nicht verstanden haben würden, wenn man studentisches Leben als ein Problem bezeichnet hätte. Andererseits wird es allerdings kaum einen Studenten geben, der im studentischen Leben nicht manches Problematische anträfe. So kann ich immerhin doch die Hoffnung hegen, daß meine Erinnerungen auch auf diesem Gebiete, obwohl sie sich eng an meine individuelle Erfahrung anschließen und aus meinen eigentümlichen Gesichtspunkten beleuchtet sind, doch einen allgemeineren Wert haben können. —

In jener Zeit meiner Vereinsamung hatte ich für besser gehalten, meinen Mittagstisch in einen anderen Gasthof zu verlegen. Dort traf ich mehrere ältere Theologen aus England, Amerika, Skandinavien, dem Elsaß usw.*) Wenn wir nach Tische beim Kaffee noch etwas zusammen saßen, kam die Unterhaltung öfter auf deutsches Studentenleben, und mehrfach trat zutage, daß sie es durchweg nicht verstehen konnten. Das unmäßige Biertrinken und das Mensuren-Unwesen diente ihnen zu schwerem Anstoß. Sie machten auch wohl geltend, daß sie zu Hause auf ihren eigenen Universitäten doch sehr vergnügte Studenten gewesen seien, ohne jeden Tag und jeden Abend stundenlang am Biertisch zu sitzen. Und besonders betonten sie, daß sie und ihre Kommilitonen in ihrer Heimat doch auch auf „Ehre" hielten, aber dabei nicht im geringsten sich zu Duellen genötigt fänden. An ihren Äußerungen hatte ich, wie mein Tagebuch belegt, ein deutliches Beispiel vor mir, welchen Eindruck deutsches Studentenleben auf Ausländer mache, die im allgemeinen verurteilsfreier waren, als

*) Meine Studien in englischer und französischer Literatur, Geschichte und Theologie empfingen durch diesen Verkehr eine neue und sehr nachhaltig wirkende Anregung. Mit Bedauern habe ich später oft wahrnehmen müssen, wie wenig die akademisch Gebildeten ihre Kenntnisse in den neuen Sprachen pflegen und zu weiteren Studien ausnutzen.

dies bei Ausländern gewöhnlich der Fall ist, und ja aus Hochschätzung für deutsche Wissenschaft und Theologie Erlangen aufgesucht hatten. Als einmal die Vorzüge des englischen Studentenlebens besprochen wurden, bemerkte ein Mitglied eines Oxforder College sehr ruhig, englisches Studentenleben habe auch seine Schatten. Überhaupt ließen sich Universitätssitten ebensowenig, wie andere Gebräuche, von einem Volke ohne weiteres in ein anderes verpflanzen. Jedes Volk bilde eben seine Sitten, im besonderen an seinen Universitäten aus seiner nationalen Eigentümlichkeit und seiner Geschichte. Wolle man z. B. englische Universitätssitten nach Deutschland verpflanzen, so müsse man vorher den Deutschen zu einem Engländer gemacht haben. Er könne allerdings nicht leugnen, daß auch er den schwersten Anstoß an dem Saufen und an den Mensuren auf deutschen Universitäten nehme, und zwar finde er diese Mißbräuche, die er in Tübingen und Heidelberg angetroffen habe, nun auch in Erlangen wieder. Indessen sei es jedenfalls nicht recht, wenn man sie in pharisäischem Geiste ansehe und beurteile. Was er nicht begreifen könne, sei vor allem die Tatsache, daß bei dem neu erwachten Glaubensleben in Deutschland die theologischen Dozenten an den Universitäten, welche zweifellos im christlichen Glauben ständen, nicht mehr dafür täten, um die Studierenden, die bis dahin eine christliche Erziehung empfangen hätten, auch auf der Universität in eine dem entsprechende Lebensordnung in Freiheit einzuführen. Darüber lasse sich in Ruhe sprechen, ohne dem bekannten Mißgriffe zu verfallen, daß man, wie das Sprichwort sage, selber in einem Glashause sitzend, andere doch ganz naiv mit Steinen bewerfe. —

Es war förmlich eine Beruhigung für mich, daß meine fast leidenschaftlich gewordene Abneigung gegen bestimmte Formen des deutschen Studentenlebens bei sachkundigen, älteren Ausländern keineswegs eine unbedingte Bestätigung fand. Vor allem aber wurde mir der Wink wertvoll, man müsse die Universitäten und das Leben an ihnen nicht als Zufalls- und Willkür-Erscheinungen ansehen, sondern sie als Körperschaften zu verstehen suchen, die in der Regel bereits seit Jahrhunderten mit dem Leben der Nation in den intimsten Wechselbeziehungen stehen. In unserm

Volke gibt es überhaupt wohl keine andere Institution, in welcher das Leben der Nation in der näheren und ferneren Vergangenheit sich so zusammenfaßte, und aus welcher dies vergangene Leben so energisch auf die Gegenwart einwirkte, wie beides bei unsern Universitäten zutrifft. Zugegeben, daß dieser Einfluß sich nicht immer klar klassifizieren und definieren lassen mag, so wird doch niemand, der einigermaßen orientiert ist, ihn leugnen. Die Universitäten sind zweifellos das universalste Instrument zu allen Zeiten gewesen und ebenso in der Gegenwart geblieben, um ein wahres Verständnis zwischen den leitenden Ständen und allen Ständen im Volke zu bewirken, um das unendlich vielgestaltige nationale Leben in allen geistlichen und irdischen Beziehungen von einem einheitlichen Gesichtspunkte zu erfassen und um diesem nationalen Leben, wie die Zeit der Reformation und der Freiheitskriege beweist, die stärksten Förderungen einzupflanzen. Wenn seit den letzten Jahrzehnten die Teilnehmer am Universitätsleben sich zahlreich aus immer weiteren Kreisen im Volke rekrutieren und immer mehr Hochschulen für spezielle Zwecke mit einem Charakter ins Leben treten, der, soweit möglich, dem der Universitäten sich nähert, so folgt daraus, daß jetzt das ganze geistige Leben des Volks mehr denn je mit dem Leben auf den Universitäten und diesen Hochschulen verflochten ist. Nun dient die Universität in einzigartiger Verbindung einem Doppelzwecke: Der unabhängigen wissenschaftlichen Forschung und der höchsten und allgemeinsten Erziehung. Keine von beiden Aufgaben darf vernachlässigt werden, wenn nicht schwerer Schaden für die Universität und das Volk erwachsen soll. Und nirgends können beide Aufgaben so wurzelhaft und wahr, so frei und dabei, nach Ausweis mancher Erfahrung, auch so gedeihlich miteinander verbunden werden, wie dies bei der geschichtlich gewordenen, umfassenden und zentralen Anlage unserer Universität möglich und gesichert erscheint. —

Es wird mir schwer, mich jetzt wieder in die Beziehung zurückzuversetzen, welche ich damals tatsächlich zur wissenschaftlichen Forschung auf der Universität einnahm. Jedenfalls lagen bei mir vielfach kaum Ahnungen darüber vor, was eigentlich unter wissenschaftlichem Denken und Arbeiten zu verstehen sei. —

Dagegen mußte ich mich unweigerlich mit der Lehr- und Erziehungs-Aufgabe der Univerſität auseinanderſetzen. Schloß die Univerſität auf dieſem Gebiete genügend an den Unterricht und die Leitung an, die ich bisher empfangen hatte? Konnte ich erwarten, daß die Univerſitätsbildung zuſammen mit meiner bisherigen Bildung ein organiſches Ganzes ausmachen werde? Andererſeits bereitete die Univerſität mich genügend vor auf meinen künftigen Beruf? Die Beantwortung dieſer Fragen bereitete mir Unruhe und Not. —

Bisher hatte ich eben weſentlich unter Autorität gelebt. Sie war oft eine gelinde, oft eine ſtrenge, oft eine harte geweſen. Jedenfalls bildete ſie in allen verſchiedenen Formen ein Hauptmoment in unſerem bisherigen Leben, ohne das wir es nicht hätten führen können, ja ohne das wir es uns nicht einmal zu denken vermochten. In uns ſelber entſprach dieſer Autorität die Pietät. Sie hatte wiederum ſehr verſchiedenes Maß, ſehr verſchiedene Geſtalt und verſchiedenen Wert. Immerhin war ſie vorhanden und wohl imſtande, ein nicht unwichtiges Moment für die weitere Charakterbildung zu werden. Jetzt auf der Univerſität wollte es mir ſo vorkommen, als ob ich in einer Atmoſphäre lebe, in welcher von Autorität und Pietät nichts mehr gehalten werde. Wenn ſie irgendwie einmal auftauchten, ſo galten ſie in der Regel ohne weiteres als Dinge, die für einen Studenten nicht vorhanden wären, wenn nicht geradezu Verachtung und Spott darüber ausgegoſſen wurden. Das Band mit der Vergangenheit war in dieſer Beziehung offenbar zerriſſen. Die dadurch entſtandene Lücke blieb indeſſen nicht leer. Beſtimmte ſtudentiſche Gewohnheiten und Anſchauungen nötigten ſich jedem einzelnen auf, nicht etwa mit Autorität, ſondern tyranniſch. Ihnen entſprach im Studenten nicht etwa Pietät oder ſonſt eine Bewegung ſittlichen Charakters, ſondern eine unbedingte Unterwerfung, ein Kadaver-Gehorſam. War jemand dazu bereit, ſo überſah man ohne viel Bedenken, was ſonſt an ihm fehlen mochte, und gab ihm eine angenehme Stellung. Konnte jemand ſich dieſem Zwange nicht unterwerfen, ſo überſah man ohne viel Bedenken, was ſonſt für ihn ſprechen mochte, und ſchloß ihn vom Verkehr aus. Ein ganz und gar neues Geſetz für die Lebensführung

war damit aufgerichtet; und ich hatte wiederholt vor Augen, daß es einzelne sittlich völlig entwurzelte. Sie trieben dann mit dem Strome des studentischen Lebens, der sie aus ihrer früheren Bahn weggerissen hatte, aber immerhin noch zwischen bestimmten Ufern hinfloß, eine Zeitlang ohne gar zu verderbliche Schädigungen weiter; aber, wenn der relative Halt des „Komments" aufhörte, scheiterten sie an der ersten Klippe oder schleppten sich mit einem sittlichen Nihilismus durchs Leben, für den es keine wirklichen sittlichen Güter mehr gibt und der überhaupt nicht mehr lebt, sondern nur existiert und vegetiert. — Man*) hat nun wohl betont, daß jeder sittlich sich bildende Mensch einmal in seinem Leben eine Periode durchmachen müsse, wo er sich auf seine Stellung zur Sitte und Sittlichkeit besinne, und dies könne am besten zu einer Zeit geschehen, in welcher er tatsächlich von Sitte und Sittlichkeit losgelöst, beiden frei gegenüberstehen dürfe. Daher sei ein solcher Zustand der studentischen Ungebundenheit für die Entwickelung des sittlichen Charakters ein großes Glück. Das möchte schon zutreffen, wenn der einzelne an Sitte und Sittlichkeit nur durch die eventuellen Bannsprüche der öffentlichen Meinung gebunden wäre. Aber gibt es denn keine Bindung durch Gottes Wort und keine Gewissensbindung mehr? Wenn jemand bei Sitte und Sittlichkeit nur durch den eventuell drohenden Bann der öffentlichen Meinung erhalten wird, so ist er als Charakter überhaupt keinen Schuß Pulver wert! Außerdem aber liegt ein schwerer, verderblicher Mißgriff in der Annahme, daß die sittliche Kontinuität bei normal entwickelten Individuen am besten in einer Periode unterbrochen und ein Interregnum bei ihnen zugelassen werde, in dem sie, aller Bindungen ledig, in sittlicher Zügellosigkeit leben dürfen. Man haut keinen Baum

*) Theobald Ziegler, Der deutsche Student, 9. Aufl., Leipzig 1904, 6. Vorlesung, p. 38. So viel Vorzügliches dies weitverbreitete Buch enthält, so habe ich mich doch oft genötigt gefunden, von den Urteilen, die darin vertreten werden, abzuweichen, markiere dies aber nur hier. — Vergl. J. E. Erdmann, Vorlesungen über akadem. Leben und Studium, 1858; Fr. H. R. von Frank, Vademecum für angehende Theologen, 1892; Chr. E. Luthardt, Erinnerungen aus vergangenen Tagen, 2. Aufl., 1891; Zur Einführung in das akadem. Leben und Studium, 1892; Johannes Kunze, D. Chr. E. Luthardt, Ein Lebens- und Charakterbild, 1903.

ab und wirft Stamm und Krone eine Zeitlang ins Waſſer oder in den Sumpf in der Meinung, man werde ſpäter Stamm und Krone auf dem alten Stumpf ſchon wieder zu friſchem Wachſen und Gedeihen bringen können. Die ſittliche Ungebundenheit des Studierenden wird im konſequenten Verlauf in ſich ſchließen, daß er in ſeinem ganzen Leben niemals wieder im wahren Sinne des Wortes ein ſittlich Gebundener ſein kann. Und wenn er, anſtatt ſittliche Bindungen zu ehren und zu bewahren, ſich unſittlichen Bindungen unterwirft, ſo iſt die notwendige Folge, daß er niemals wieder von ihnen frei wird, ſolange ſeine Entwickelung eine konſequente iſt. Die Identität unſeres Perſonlebens geſtattet kein ſittliches Interregnum, keine „kaiſerloſe, ſchreckliche Zeit“ während des Studentenlebens, ohne daß dem Perſonleben tödliche Gefährdungen daraus erwachſen.*) — Dieſer Eindruck ging mir ſehr tief und verſchwand nie wieder. —

Faſt noch ſchwerer und peinlicher wurde mir die innerliche Auseinanderſetzung mit dem ſtudentiſchen Leben, wie ich es vor mir ſah, wenn ich aus meiner Vergangenheit zu Hauſe mir dann auch die Anforderungen vergegenwärtigte, denen die akademiſch Gebildeten im praktiſchen Beruf würden nachkommen müſſen. Vor allem kannte ich doch etwas von den opfervollen Aufgaben eines Paſtoren, der ſeinem Amte wirklich nachkommen wollte. Ebenſo waren mir bei Beamten, Ärzten und Lehrern wenigſtens Ahnungen gekommen, es ſtehe und falle auch bei ihnen alles mit der Fähigkeit, ihrem Berufe mit Selbſtaufopferung zu dienen. Wie ſtand es nun um die Vorbereitung auf dieſe Berufstätigkeiten im Leben an der Univerſität? Hier begegnete mir die Loſung: Nicht Opfer, ſondern Genuß! Bremiſche und hannoverſche Schulkameraden von mir verbrauchten jährlich einen Wechſel von 1000 bis 2000 Talern in München, Heidelberg und Bonn. Zum Teil kamen ſie nicht damit aus und machten

*) Wer nicht zuerſt und am meiſten das Heil ſeiner Seele auf ſittlichem Gebiete, alſo in der Vergebung ſeiner Sünden bei Gott ſucht, verfällt unter anderem mit Notwendigkeit jenen furchtbaren Fragen über Gottes Weltregierung, die Zulaſſung des Böſen und des Übels uſw., die von unſerem Intellekt niemals beantwortet werden können. Nemo tanta tolerare vult sine causa, nec potest sine Christo!

noch große Schulden. Später in Göttingen waren einige Freunde und ich unter anderem genötigt, durch tagelanges Bewachen einen schwer verschuldeten Bekannten vom Selbstmorde zurückzuhalten. Erst als sein Vater seine Schulden zu bezahlen versprach, beruhigte er sich, und wir konnten uns zurückziehen. Oft waren indes die Väter schuldiger als die Söhne. Einer von jenen erklärte, unter 1000 Taler Wechsel im Semester könne sein Sohn in Bonn unmöglich auskommen. Er habe ihm 4000 Taler für die ersten beiden Studienjahre ausgesetzt. Nun könne er sich erst austoben. Später müsse er arbeiten und werde sich dann schon einschränken. Nach zwei Jahren traf ich den Sohn wieder. Er hatte sich in der Tat ausgetobt. Man sah es ihm an. Und zehn Jahre später ging ein Zirkularbrief im Kreise alter Bekannter herum mit der Bitte, doch einen Beitrag zu zeichnen, damit dieser Sohn, der sein ganzes Vermögen durchgebracht hatte, in einem Trinkerasyl Aufnahme finde. Er entwich aber von dort in winterlicher Zeit, und man hat ihn einige Tage später erfroren in der Heide gefunden. Dieser Wahn, daß man die studierenden Söhne erst einige Semester sich austoben lassen müsse, ist bekanntlich in reichen und vornehmen Familien allgemein verbreitet. Man beruhigt sich damit, daß eine ganze Anzahl von jungen Männern aus dieser Zeit eines schrankenlosen Genußlebens gröberer oder feinerer Art immerhin doch weltgewandt und lebenstüchtig herauskomme. Das mag schon zutreffen. Doch, glaube ich, man würde sich entsetzen, wenn die Berichte unserer Kranken- und Irrenhäuser und Idiotenanstalten ans Licht stellen könnten, wie viele ihrer Insassen den Grund zu ihren hoffnungslosen Übeln auf der Universität in jener Zeit des „Austobens" legten. Obwohl ich keinen Grund habe, mir einen besonders weiten Gesichtskreis zuzuschreiben, so ist die Zahl derartiger Fälle, die ich nennen könnte, doch schon eine erschrecklich große. Auch sind sie mir zum Teil nahe genug gekommen. Während einer Ferienzeit, die ich als Student zu Hause verlebte, mußte ich unter anderem einen solchen tief bedauernswerten Sohn einer nahe befreundeten Familie in eine Privat-Heilanstalt bringen. In einem einzigen Semester war er an Leib und Seele völlig zugrunde gerichtet worden. Wer mit ihm und mir die Nacht voll Grauen

und Schrecken durchgemacht hätte, als wir, durch einen Unfall aufgehalten, in Sturm und Finsternis unsern Weg teils zu Wagen, teils zu Fuß durch eine sehr öde Strecke der Lüneburger Heide suchen mußten; wer seine Reden, Flüche, Drohungen, seine fortwährenden Versuche, mit Weibern anzubinden, sich zu betrinken, sich umzubringen usw. miterlebt hätte, würde wohl nicht so bald darüber hinwegkommen mit dem Gedanken, das sei eine Ausnahme, der die unbestreitbare Tatsache gegenüber stehe, daß sehr viele junge Männer aus dem Genußleben an der Universität ohne großen sichtbaren Schaden herauskommen. Wenn vor Gott eine Seele mehr gilt, als die ganze unpersönliche Schöpfung, so ist es nicht sachgemäß, auf diesem Gebiete nach Zahlen zu rechnen. Wer gibt obendrein den Eltern die Gewähr, daß ihr Sohn, den sie auf der Universität dem Genußleben zuweisen, nicht zu denen gehören wird, die daran untergehen? — Überhaupt ist Weltgewandtheit und formale Lebenstüchtigkeit doch nicht das Einzige, was unser Volk von den akademisch Gebildeten erwartet und erwarten muß.*) Unser öffentliches Leben wird von Kämpfen erschüttert, die nur dann zum Heile des Volkes durchgeführt

*) In einem Gespräch über den sittlichen Nihilismus in vornehmen Kreisen mit einem hochgestellten Herrn, den ich zu nennen nicht befugt bin, hatte ich die Verse (von Alfred de Musset?) zitiert:

La vie est vaine:
Un peu d'amour,
Un peu de haine . . .
Et puis: Bon jour!

La vie est brève:
Un peu d'espoir,
Un peu de rêve . . .
Et puis: Bon soir!

Er sprach seine volle Zustimmung dazu aus unter Hinweis darauf, daß eine sittliche und ernste Erfassung des Lebens ihm im Champagner-Glase usw. der Universität ertrunken sei! Im weiteren Verlauf des Gesprächs, meinte er, De Musset habe mit Recht von sich gesagt: „J'ai vomi la vérité;" aber am meisten habe ihm doch immer sein Vergleich gefallen, wenn er von Wesen spreche, die gefallen sind „Comme l'aigle blessé, qui meurt dans la poussière — L'aile ouverte et les yeux fixés sur le soleil!" — Vergl. George John Romanes, Thoughts on Religion (London 1896) pag. 153. Dies Buch ist auch in deutscher Übersetzung erschienen und von hohem apologetischen Werte.

werden können, wenn die akademisch Gebildeten an ihrer Stelle für die allgemeinen Güter im Volke und für die Ideale unseres Volkstums mit freudiger, mannhafter, aufopferungsvoller Energie eintreten. Wie mag es nun doch zu erklären sein, daß z. B. wir Protestanten und Lutheraner überwiegende Einwirkungen auf die Führung unseres Volks dem römisch-katholischen Zentrum überlassen, ohne uns weiter viel darüber aufzuregen? Wie mag es kommen, daß selbst den Träumen der Umsturzpartei gegenüber geistige Waffen in geistiger Gewalt in den Parlamenten und außerhalb derselben kaum noch wirksam zur Verwendung kommen?*) Woher ist es zu verstehen, daß man in weiten Kreisen der Gebildeten kaum noch eine andere Rettung für möglich hält, als die durch äußere Gewalt? Unter den Ursachen dieser erniedrigenden Zustände wird mit am grellsten hervortreten: Im Genußleben an der Universität verliert unsere edelste Jugend ihre Ideale, um sie nie wiederzugewinnen; und aus diesem Genußleben erwächst mit Notwendigkeit eine innerlich hohle, entnervte, selbstsüchtige Philiströsität für das ganze folgende Leben in allen seinen Aufgaben. Wenn die Wertschätzung der akademisch Gebildeten und damit der Universitäten in unserm Volke beständig sinkt, so liegen dafür sehr triftige Gründe im Universitätsleben selber vor. —

Erlangen war damals und ist noch jetzt keine Luxus- und Mode-Universität. Studenten, die über große Summen verfügten und durch ihren Aufwand die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen hätten, kamen nur selten oder auch gar nicht vor. Um deswillen stand indes das Prinzip, der Student ist da, um zu genießen, dort nicht weniger fest, als anderswo. Die „akademische Freiheit" wurde vor allem auch aus diesem Gesichtspunkte angesehen. Nun soll die Jugend im Sonnenschein leben und frische Jugendfreude ist ihr so notwendig, wie das tägliche Brot. Bei mir fand sich auch nicht die geringste Tendenz, dies etwa in

*) Wenn unleugbare, schwere, sittliche Übel und Notstände im Volke zu beseitigen sind, so sind wir allmählich gewohnt, die bezügl. Anträge vom Zentrum oder von den Sozialdemokraten ausgehen zu sehen, und müssen ebenso oft genug wahrnehmen, daß diese Anträge dann scheitern wegen des Beigeschmacks, den sie von ihren Urhebern mitbringen. — „Capacity for the nobler feeling is in most natures a very tender plant, easily killed not only by hostile influences but by mere want of sustenance." John Stuart Mill.

Abrede nehmen zu wollen. Im Gegenteil, ich war ohne jede innerliche Versauerung für alle frische Jugendfreude sehr zugänglich, habe davon auch nicht wenig auf der Universität mitgenossen. Etwas ganz anderes ist indes, wenn prinzipiell das Pflichtbewußtsein ganz und gar zurückgedrängt, und anstatt dessen das Amüsement betont wird, wie ich es in jener ersten Zeit in Erlangen immer wieder erlebte und später auf anderen Universitäten in noch stärkerem Maße vorfand. —

Damit soll nicht behauptet sein, daß in jenen Kreisen, die ich zuerst kennen lernte, etwa gar nicht gearbeitet worden wäre. Man ging vielmehr einigermaßen regelmäßig ins Kolleg und sah in müßigen Stunden auch wohl hie und da ein Heft des Nachgeschriebenen wieder an. Doch dies bildete eben nicht den Mittelpunkt und eigentlichen Inhalt des Tagewerks,*) sondern galt mehr nur als ein notwendiges Übel. Wenn jemand, was seltener vorkam, mit Begeisterung studierte, so war es selbstverständlich, daß man eben nur die Dinge trieb, die man besonders gern hatte. Daß die so brennend notwendige intellektuelle Disziplinierung am ersten erworben werden kann, wenn man mit Eifer und Hingabe auch die Dinge treibt, die man nicht gern hat, war uns verborgen. Unwillkürlich war man auch hier vom Genuß-Prinzip beherrscht. Nun ist es aber am Tage, daß jede Wissenschaft ihre heißen, gemäßigten und kalten Zonen, ihre fruchtbaren Ebenen, lieblichen und großartigen Berglandschaften

*) Vergl. Riehl, Relig. Stud. eines Weltkindes an vielen Stellen! — Ohnehin war es mir schwer, im wissenschaftlichen Erkennen Gottes und seines Reiches Gott immer nur in der dritten Person, als Objekt vorstellen zu müssen. Ich fühlte unmittelbar, daß dies unmöglich genügen kann. Gott erscheint dann als neben dem Menschen stehend, wogegen, wenn er als Ich dem Christen gegenüber steht, sein Ich sich immer als unendlich höher, als des Christen Ich erweist. Jede abstrakte Vorstellung von Gott ist bei allen Wahrheiten, die sie enthalten kann, doch in sich selber ohne Leben, kann weder arbeiten noch sich freuen, kämpfen noch leiden. Dagegen führt das Erkennen Gottes, das in Anbetung sich vollendet, durch die darin vorhandene persönliche Beziehung zwischen Gott und seinem Kinde auch bei geringerem objektiven Wahrheitsgut eine unbegrenzte, göttliche Segenswirkung mit sich. Da derartige Eindrücke mich tiefer bewegten, war mir eine bloß äußerliche Beziehung zum theologischen Studium unerträglich. — Vergl. meine „Seelsorgerl. Kreuzfahrten“ (Gütersloh 1896) I, p. 48, Anm. 81.

und ihre steilen Felsen und unzugänglichen Gletscher hat. Nicht früh genug, nicht tief genug kann der Studierende beherzigen, daß er nur dann in seine Wissenschaft wirklich eindringen wird, wenn er neben den Dingen, die ihn von vornherein ansprechen, auch die treibt, die ihm unsympathisch sind und ihn abstoßen. Liebes-Arbeit und Last-Arbeit müssen im Studium immer neben einander hergehen, wie sie das im praktischen Leben ja auch tun. Unsere wahre Stärke wird wohl immer in den Dingen liegen, denen wir ohne weiteren Zwang unsere Liebe zuwenden. Doch wir können uns eben auch der Aufgabe nicht entziehen, unsere Schwächen stärken zu müssen. Der praktische Beruf fragt später in seinem ganzen Umfange und großen Kompliziertheit nicht darnach, ob eine bestimmte Seite in unserer wissenschaftlichen Vorbereitung uns lieb oder unlieb gewesen ist. Er fordert unbedingt und überall eine Leistung, die dem vorhandenen Bedürfnis entspricht. Aber schon die wahre Erfassung der wissenschaftlichen Aufgabe selbst macht jedes einseitige Auswählen von Lieblingsgegenständen unmöglich. Das Genuß-Prinzip ist hierbei jedenfalls nicht am Platze. —

Nach vielen Seiten hin war jenes erste Semester für mich eine Zeit schwerer innerlicher Kämpfe. Dazu hatte ich aus meinem bisherigen Leben den Eindruck mitgebracht, daß unsere Lebenszeit in der Tat doch zu kurz ist, um uns zu gestatten, in den wichtigsten Aufgaben es mit längerem Experimentieren zu versuchen oder gar andauernd in Ungewißheit und Zweifeln sich zu verzehren. Jetzt stand ich nun vor der Universitätszeit, als vor einem völlig unbekannten, zerklüfteten, gefahrvollen Landstrich. Ich mußte ihn durchwandern, durfte auch nicht dabei lange zaudern, um vor der Nacht die Herberge an der andern Seite zu erreichen. Welchen Weg sollte ich einschlagen? Zweifelhafte Wege waren für mich ungangbar. Eine bequeme breite Straße, die gerade vor mir lag, versprach in den Inschriften über ihrem Toreingang, daß sie an den schönsten Punkten vorüberführe, viel gute Gesellschaft und sonst manches Angenehme biete; aber von der Herberge sagte sie nichts. Über einem anderen weniger einladenden Tor las ich die Inschrift, daß der Weg, der darin anfing, zur Herberge geleite. Dabei war nicht verschwiegen, daß

man ſich auf ſteile und unbequeme Partien und auch darauf gefaßt machen müſſe, manchmal allein zu wandern und nicht gerade raſch vorwärts und an den bezauberndſten Stellen vorbeizukommen. Aber in jedem Satze und jeder Anweiſung kam immer wieder die Herberge vor und bildete immer die Hauptſache. — Soviel innerliche Unruhe und Kämpfe ich ſonſt erleiden und durchſtreiten mußte, ſo war bei der ſchließlichen Entſcheidung hier doch keine Ungewißheit mehr zu überwinden. —

VI.

Im erſten Univerſitätsgottesdienſte, an dem ich teilnahm, war der Choral „Fahre fort, Zion, fahre fort im Licht" geſungen worden und hatte mich inhaltlich und muſikaliſch ganz hingenommen. In dem mächtigen und exakten rhythmiſchen Geſange verkörperte ſich für meine Empfindung der Geiſt der Kirche und des Evangeliums: „Wir haben empfangen nicht den Geiſt der Furcht, ſondern der Kraft und der Liebe und der Zucht!" Gleich anfangs fühlte ich auch etwas von der einzigartigen Meiſterſchaft im Orgelſpiele Profeſſor Herzogs. Zu jedem Verſe des Liedes brachte er eine beſondere Begleitung, die ſich dem Inhalte anpaßte. Dabei entfaltete er eine Kunſt, wie ſie mir nie vorgekommen war, und doch immer in der Weiſe, daß ſeine hohe Kunſt dem höheren Zwecke der Erbauung der Gemeinde diente. In eigentümlicher Weiſe verſtand er es, auch mit ſchwächeren Orgelſtimmen den Geſang der Gemeinde unbedingt ſicher zu leiten, zu tragen, ihm auszuhelfen und ihn zu ſeiner großartigſten Entfaltung zu bringen. Ich konnte zuerſt nur zuhören, da mir die Tränen kamen. Nur ſelten habe ich die Macht des Kirchengeſanges ſo gefühlt, wie in jenem erſten Univerſitätsgottesdienſt in Erlangen. Die volle, ſchöne Liturgie, an der ſich die ganze Gemeinde aktiv beteiligte, war mir ebenfalls eine Herzenserquickung. Dann beſtieg Profeſſor Thomaſius die Kanzel und hielt eine tief aus der Schrift geſchöpfte, durchſichtig klare, herzenswarme, herzandringende Predigt. In den zwei Jahren meines Aufenthalts in Erlangen habe ich ihn immer gehört und wohl keiner Predigt von ihm beigewohnt, ohne eine Gottesgabe daraus mitzunehmen. Schon lange ſind die drei Männer, die in jenen Univerſitäts-

gottesdienſten hervortraten, Profeſſor Herzog, Lizentiat Plitt, Profeſſor Thomaſius heimgerufen. Aber wieviele, die jenen Gottesdienſten beiwohnten, werden mit mir darin übereinſtimmen, daß dieſe Männer unvergängliche Segensgaben für uns vermittelten, die noch jetzt in uns leben und wirken und uns nie verlaſſen werden. Ich kann mich nicht erinnern, ihnen das jemals auch perſönlich ausgeſprochen und dafür gedankt zu haben. Das iſt mir ſchmerzlich. Zugleich aber darf ich wohl den tröſtlichen Schluß daraus ziehen, daß alle Prediger des Evangeliums und alle Künſtler, die Gott dienen, wenn ſie auf Erden vielleicht nicht eben viel von Erfolgen ſehen und hören, um deswillen nicht verzagen ſollen. Hier bleibt mancher Dank im Herzen verborgen, wird dort aber nur um ſo wärmer gehalten und nicht zu ſpät ausgeſprochen, wenn die Vollendung kommt!

Das Einzige, was mir bei dieſem Kirchgange wenig gefiel, war die Kirche ſelbſt. Viele ſchöne und herrliche Kirchen habe ich ſonſt in Bayern geſehen, und es wollte mir immer als ein beſonderes Mißgeſchick vorkommen, daß gerade das Kirchengebäude, in dem die Univerſität in Erlangen ihre Gottesdienſte hielt, dem, wie D. Uhlfeld in Leipzig es wohl bezeichnete, „höheren Scheunenſtil“ ihre Anlage verdankte. — Beim Hinausgehen ſah ich über den Rand einer hohen Empore ein Geſicht herabſchauen, das etwas an die Bilder von Sokrates erinnerte. Auf meine Erkundigung hörte ich: „Das iſt Hofmann!“ —

VII.

Hofmann war damals doch wohl die ſtärkſte Anziehungskraft Erlangens. In großer Spannung ging ich zu ihm, um eine Vorleſung über die Einleitung in das Neue Teſtament zu belegen. In ſeinem großen, ſchönen Hauſe, das der Studentenwitz als ſichtbares Produkt ſeines „Schriftbeweiſes“ bezeichnete, bewohnte er damals ein kleines, unſcheinbares Zimmer. Ich traf ihn offenbar bei eifrigem Arbeiten, ſchrieb auf eine Handbewegung von ihm meinen Namen in ein aufgelegtes Buch und war ſchon wieder draußen, ehe ich eigentlich ganz begriffen hatte, drinnen zu ſein. Jedenfalls war er das Sokrates-Geſicht, das ich am Sonntag in der Kirche geſehen hatte. Ein eigentümlicher

Unſtern begleitete übrigens auch meine ſpäteren Beſuche bei ihm. Ich hatte ihm mehrfach Grüße und Empfehlungen aus Bremen zu bringen, wurde aber nie ganz klar, ob ich dies in meiner Befangenheit deutlich ausgeſprochen und er dies verſtanden habe. Einmal wurde ich während der vier Semeſter meines Erlanger Aufenthalts zu ihm eingeladen, war aber verhindert, der Einladung zu folgen. So konnte es geſchehen, daß ich, obwohl ich möglichſt alle ſeine Vorleſungen hörte, doch während jener zwei Jahre niemals mit ihm in eine perſönliche Unterhaltung gekommen bin. —

Das große Auditorium war bei ihm ganz gefüllt. Erſt nach einigem Suchen fand ich einen freien Platz, obwohl ich früh genug gekommen war. Die erſte Vorleſung begann mit einer Erinnerung an die Bedeutung des Neuen Teſtaments für unſern chriſtlichen Glauben und mit dem Wunſche, daß die „Einleitung“ dazu beitragen möge, die hohe Wertſchätzung des Neuen Teſtaments wiſſenſchaftlich zu begründen. Dann ging der Dozent ſofort auf die Sache ein. Ich habe mein ſorgfältig nachgeſchriebenes Heft vor mir; und wenn ich die haſtigen Schriftzüge wieder anſehe und viele unvollendete, viele unverſtändliche Sätze, viele falſch geſchriebene Eigennamen und Büchertitel finde, ſo tritt mir jene meine theologiſche Anfangszeit vor 45 Jahren ſehr klar und ſehr beweglich wieder vor die Seele. — Selbſtverſtändlich kann ich nicht verſuchen, Hofmann hier als Theologen zu würdigen. Auch zu ſeinem Bilde als Dozent kann ich nur einige Linien angeben, die ſich unwillkürlich bei mir, als ſeinem Zuhörer und Schüler, allmählich immer deutlicher einzeichneten. Auf allgemeine Anerkennung machen dieſe Umriſſe keinen Anſpruch. Dazu waren ſie zu individuell und zunächſt auch zu „fuzenhaft“. Unter anderem konnte ich, da er ſeine „Einleitung“ weſentlich in andauernder Bekämpfung Ferd. Chriſt. Baurs las, den „fuzenhaften“ Gedanken nicht loswerden, was der kurz vorher verſtorbene Baur wohl dazu ſagen würde, wenn er in dieſem Hofmannſchen Kolleg zugegen wäre! So ſehr jugendlich dieſe Vorſtellung ſein mochte, ſo prägte ſich der charakteriſtiſche Eindruck, den ich von Hofmann gewann und der mir blieb und ſich nur immermehr vertiefte, doch, wie ich meine, zutreffend darin

ab. Denn in Hofmann ſah ich oder vielmehr fühlte ich eine Perſönlichkeit vor mir, die in einer ganz unerhörten Selbſtändigkeit, als ein Athanasius contra mundum, die Einleitungswiſſenſchaft und überhaupt die Theologie behandelte und vortrug.*) Was andere Menſchen darüber gedacht hatten und dachten, vor allem, was die „negative“ Kritik aufſtellte, kam in ſeinem Vortrage wie Rohmaterial auf den Seziertiſch, unter das Mikroſkop und in eine ſo fein temperierte Wage, daß ein gewöhnlicher Menſchenverſtand manchmal vor Angſt ſchwitzte, ob er die Wendungen des Züngleins nach rechts oder nach links auch wirklich zu unterſcheiden imſtande ſein werde und ſo dem Dozenten auf dem Wege zu ſeinen ſchließlichen Ergebniſſen folgen könne. Dieſe einzigartige Akribie und Selbſtändigkeit Hofmanns erſchien mir als ſein eigentliches Charakteriſtikum. Seine hohe geiſtige Begabung und Ausrüſtung nahm dabei die Aufmerkſamkeit und perſönliche Teilnahme des Hörers ſofort gefangen, um ſie nie wieder loszulaſſen. Obwohl ſein Vortrag wohl der monotonſte und, äußerlich angeſehen, lebloſeſte war, den ich je von einem Katheder auf der Univerſität gehört habe, ſo nahmen wir bei ihm nicht den geringſten Anſtoß daran. Wenn andere Dozenten in wenig anſprechender Weiſe laſen, ſo verfielen ſie unſerer grauſamen Kritik, und wer ſie einigermaßen imitieren und karikieren konnte, hatte immer eine dankbare Zuhörerſchaft. Bei Hofmann dagegen fühlten wir gar nicht, daß ſeine Vortragsweiſe zu wünſchen übrig ließ; und wenn auch beſtimmte, bei

*) Dabei kann ich nicht ſagen, daß ich den Eindruck gehabt hätte, dieſe Selbſtändigkeit ſei angemaßt. Bei anderen Dozenten und ſonſtigen Gelehrten mußte man unwillkürlich der Verſe gedenken:

Ich hielt mich ſtets von Meiſtern entfernt,
Nachtreten wäre mir Schmach;
Hab' alles von mir ſelber gelernt!
Es iſt auch darnach! — (Goethe, zahme Xenien, VI.) —

Bei Hofmann war dies nicht zuläſſig. — Erſt viel ſpäter wurde mir ſeine Abwehr der von Philippi in Roſtock beſonders gegen ſeine Verſöhnungslehre veröffentlichten Angriffe bekannt (Zeitſchr. für Proteſt. u. Kirche, 1855, Febr. und März; Schutzſchriften für eine neue Weiſe, alte Wahrheit zu lehren, Nördlingen, Beck). Hierin ſtand und ſtehe ich auf Philippis Seite. Doch davon ganz abgeſehen, berührte mich die Art und Weiſe dieſer Polemik Hofmanns ſehr ſchmerzlich.

ihm öfter wiederkehrende Lieblingswendungen zuweilen ſcherzhaft von uns im Umgange mit einander gebraucht wurden, ſo geſchah das kaum ohne Rotwerden. Daß jemand ihn zu imitieren oder zu karikieren gewagt hätte, iſt mir nie vorgekommen. — Formell war es uns dann unfaßbar, daß er dieſe Vorleſungen eigentlich frei hielt. Denn der kleine Zettel, den er dabei fortwährend in der Hand umdrehte, wie eine Papierwalze, konnte höchſtens einige Schriftſtellen, Namen und ähnliches enthalten. Daß er nun ſeine Vorleſungen vorher memoriert hätte, war ausgeſchloſſen. Wir ſtanden demnach vor der Tatſache, daß er einen überaus umfangreichen und komplizierten Inhalt in klarſter Dispoſition und unentwegt richtigen, periodiſch aufgebauten Sätzen produzierte, dabei auch ausnahmslos ein beſtimmtes relatives Ziel in jeder einzelnen Vorleſung erreichte, wie er von Anfang an ſich vorgenommen hatte. Ich hätte den ſehen mögen, der hierbei nicht aufachtete und darüber nicht alles andere vergeſſen hätte! Mochten wir, um einen heimatlichen Ausdruck zu gebrauchen, „unbedarfte" Füxe ſein, vieles nicht verſtehen, anderes falſch verſtehen, ſo fühlten wir jedenfalls etwas davon, daß in Hofmann ſchon in der Form eine ebenſo ſcharf umriſſene, wie innerlich hervorragend bedeutende Perſönlichkeit uns als Dozent gegenüberſtand, und richteten uns dieſem Eindruck entſprechend ein. — Materiell war die intakte Bewahrung der heil. Schrift ihm beides, Vorausſetzung und Ziel. Außer dieſer Autorität band ihn eben keine andere. Und welche enorme Disziplinierung des Intellekts bewies ſich dann in ſeiner Erfaſſung des Stoffes und konſequenten Durchdenkung und Durchführung ſeiner Aufgabe bis zum letzten Punktum! Bei ihm gab es kein bewußtes Ignorieren und Umgehen von Schwierigkeiten. Lag ein beſonders kompliziertes Problem auf dem Wege, ſo ſtellte er ſich und uns unumwunden davor, und wir fühlten: Wir müſſen hindurch! Wenn in den Vorleſungen an einer Univerſität Begeiſterung für intellektuelle Aufgaben walten muß und man niemals ſo, wie dort, ſich in voller Friſche und Kraft auf intellektuelle Aufgaben konzentrieren kann, ſo trat in Hofmanns Vorleſung die ausſchließliche Tätigkeit des Intellekts ſo übermächtig in den Vordergrund, daß alle anderen Geiſtes- und Ge-

mütsbewegungen davor verſchwanden. Mochte man auch z. B. verſtimmt und ſchläfrig hineinkommen, er wußte einem bald die Sporen einzuſetzen. — Obwohl nun ſeine Vorleſung, wie ſchon angedeutet wurde, ſich weſentlich immer auf die Abwehr von Angriffen von außen her richtete und ſo einen negierenden Charakter hatte, gab ſie uns doch auch die Mittel und den Antrieb zu einer genauen Kenntnis der neuteſtamentlichen Schriften in ihrem eigentümlichen Weſen. Ebenſo lernten wir ihre Entſtehung hiſtoriſch beſſer verſtehen. Als ich im Laufe der Zeit andere, beſonders exegetiſche Vorleſungen von ihm hörte, war es mir von hohem Intereſſe, ſeine eigentümliche Methode zu verfolgen, daß er, wie Luthardt auch hervorhebt, ſeine Vorleſung auch immer zu einer gemeinſamen Arbeit des Dozierenden und des Zuhörers zu geſtalten wußte. Er gab weniger fertige Reſultate, als daß er ſie unter unſerer ſchweigenden Mitarbeit allmählich entſtehen, erwachſen ließ. Gerade hierbei trat dann allerdings und zu meinem Schmerze die erſte zwingende Veranlaſſung hervor, die mich anfänglich nur in Einzelheiten, in ſpäterer Zeit immer weiter von ſeinen Anſchauungen oder wenigſtens von der Weiſe trennte, wie er ſie darſtellte und begründete. Länger wehrte ich mich gegen dieſen, mir peinlichen Eindruck und ſuchte, wenn ich in der Vorleſung mich an einer gar zu ſpitzigen Argumentation wundgeſtoßen hatte, zu Hauſe den Schaden wieder zu verbinden, um meine Begeiſterung für ihn zu retten. Allmählich im Laufe der Semeſter, je beſſer ich ihn verſtehen lernte, je häufiger dieſe Anſtöße! Noch deutlich erinnere ich mich eines Moments, der mich in der Vorleſung ſo aus allen Angeln hob, daß ich nicht weiter ſchreiben konnte, die Feder niederlegte und mich förmlich krümmte in dem überſtarken Gefühl, wenn die von Hofmann befolgte Methode und in dieſem Falle auch das von ihm als völlig geſichert hingeſtellte Reſultat wirklich anerkannt werden müßten,*) ſo ſei es

*) Bengels Bemerkung im Gnomon zu Römer 9, 3 ſtand mir in unmittelbarer Gewißheit feſt: „Verba humana non sunt plane apta, quibus includentur motus animarum sanctarum; neque semper iidem sunt motus illi, neque in earum potestate est, tale semper votum ex sese elicere.“ Dazu lernte ich ſpäter Paskals ſchlagendes Wort kennen: Le cœur a son

mit meinem Studium der Theologie aus! Denn mochte in der Vorlesung das Heiligtum auch auf eine Nadelspitze gegründet oder wenigstens darauf balanziert werden, so war ich mir doch vollkommen klar und gewiß, daß ich dazu geistig nicht fähig sei und, wenn ich dazu fähig wäre, dies doch niemals mit eigener Befriedigung würde tun können und wollen. Außerdem aber, und darauf fiel mir ein noch schwereres Gewicht, regten sich Zweifel in mir, ob materiell der Dozent das vertrete, was nach Schrift und Bekenntnis meines Glaubens Fundament und Herz war. Zuweilen betonte er den Charakter der heiligen Schrift als einer geschichtlich gewordenen Urkunde so stark, daß es mir ungewiß wurde, ob die heilige Schrift ihm noch das inspirierte Wort Gottes sei. Von dieser Tatsache, von der heiligen Schrift, als dem inspirierten Worte Gottes, konnte ich mir nichts nehmen lassen. Dann faßte er das Versöhnungsleiden des Herrn ja auch in einer sehr eigentümlichen Weise auf, die ich von früher her aus manchen Besprechungen in Bremen als eine Theorie zu erkennen glaubte, welche Gottfried Menken in starkem Abweichen auch von der reformierten Lehre vertreten hatte. Hierbei stand mir wiederum unbedingt fest, daß es mir unmöglich sei, von dem stellvertretenden Strafleiden des Herrn an der Stelle des Sünders irgend etwas aufzugeben. Formell und materiell wollte mir dabei Hofmanns Theologie als die einzig mögliche erscheinen; und so kam mir der schwere Kampf, ob ich nicht lieber auf ein theologisches Studium verzichten solle, um meinen christlichen Glauben ungestört und freudig behaupten zu können. Dieser Kampf wurde, wie ich schon andeutete, erst in späterer Zeit akut. Eine unersetzliche Hilfe war mir dabei, daß ich bei Thomasius zugleich Dogmatik hörte und mich allmählich überzeugte, daß es noch eine andere wissenschaftliche Auffassung der theologischen Aufgabe, als die Hofmanns, gebe und ich mein Studium nicht aufzugeben brauche, wenn ich Hofmann nicht ganz zu folgen vermochte. Ich hörte ihn

---

ordre, l'esprit a le sien, qui est par principes et demonstrations; le cœur a un autre. On ne prouve pas, qu'on doit être aimé, en exposant d'ordre les causes de l'amour. Cela serait ridicule. Jesus Christ, St. Paul ont l'ordre de la charité . . . qui consiste principalement à la digression sur chaque point, qui a rapport à la fin, pour la montrer toujours.

indeſſen beſtändig weiter, glaubte auch manchmal Beweiſe in ſeinen Worten zu finden, daß mein früher genommener Anſtoß nicht ganz begründet ſein möchte. Ein Student iſt eben oft nur zu ſehr geneigt, die alte Weisheit unbeachtet zu laſſen: Beziehe ein Haus nicht eher, als bis die Mauern ausgetrocknet ſind! Immerhin ward meine Stellung zu ihm nie wieder die der unbefangenen Begeiſterung, wie dies in den erſten Semeſtern der Fall geweſen war. —

Im Laufe der Zeit hörte ich, Hoffmann dichte! Dies kam mir ganz unglaublich vor. Es ſchien mir unfaßbar zu ſein, daß jemand ein ſolcher Dialektiker ſein könne, wie er, und zugleich Begabung und Antrieb zu Dichtungen aller Art in Scherz und Ernſt beſitze. Leider konnte ich keines Gedichtes von ihm habhaft werden. Erſt viele Jahre ſpäter fand ich in Luthardts Lebenserinnerungen zwei ſeiner Gedichte abgedruckt und ward davon ſehr bewegt und ergriffen. Da jene Lebenserinnerungen Luthardts unverdienterweiſe in der Öffentlichkeit zurücktreten, darf ich dieſe beiden Hofmannſchen Gedichte wohl hier wiedergeben:

Karfreitag und Oſtern.

Nun kenn ich erſt das Leben,
Seit der's für mich gegeben,
Der ohne Sünde war.
Was iſt es nun, das meine,
Das ſündenvoll unreine,
Gern brächt ich's ihm zum Opfer dar.

Nun kenn ich erſt das Sterben:
Es macht zum Himmelserben,
Seit Jeſus auferſtand.
Sie dachten ihn zu morden,
Da iſt er Chriſtus worden,
Da ſah ich Gottes Vaterhand.

Nun leb' ich, um zu ſterben,
Mit Chriſto will ich erben,
Getauft auf ſeinen Tod.
Nun ſterb ich, um zu leben:
Sein Fleiſch, in Tod gegeben,
Iſt mein wahrhaftig Himmelsbrot.

Fürchte dich nicht!

Dem Menſchen kommt ein Grauen an,
Der halb nur einen Blick getan
In ſich, die Welt und ihre Tiefen:
Daher es viele gern verſchliefen.
Du ſchaue mutig nur hinein,
Im Grunde muß das Weſen ſein;
Das eine, nur ſich ſelber gleiche,
Dein unverwandter Blick erreiche!

Wenn dir die Schatten dieſer Zeit
Verſchwinden in der Nichtigkeit,
Dann wird an ihrer Statt erſcheinen
Das mächt'ge Haupt des ewig Einen.
Die Züge zwar ſind dunkel faſt,
Bis du ſie recht ergriffen haſt;
Unheimlich ſpielt um Mund und Wangen
Zuerſt wie Grau'n und dann wie Bangen.

Das iſt des Argen Nebelflor,
Der legt ſich deinen Blicken vor,
Der liegt, wie in des Ew'gen Zügen,
Den Blick des Frommen zu betrügen.
Doch von des Ew'gen Mund ein Hauch
Vertreibt den falſchen Nebel auch,
Und dir vor Augen iſt geblieben
Nichts, als ein heilig, ſelig Lieben.

Wer ſo der Welt ins Herz geſchaut,
Den hat es nimmermehr gegraut;
Die Lieb', aus der die Welt geboren,
Hat ihn zur Gegenlieb' erkoren.

Luthardt fügt mit Recht hinzu, daß dies letzte Gedicht den Grund der theologiſchen Vorausſetzungen Hofmanns ahnen laſſe. Wir Studenten ahnten jedenfalls nichts davon, daß in den tiefen Falten ſeines innerſten Gemüts auch eine lebhafte Teilnahme an myſtiſchen und theoſophiſchen Spekulationen wohnte und eine innere Verwandtſchaft ihn zur romantiſchen Dichtung hinzog.

Noch eine und zwar eine ſchwerere Überraſchung wartete auf uns. Gegen das Ende meiner Erlanger Zeit trat zu unſer aller höchſtem Erſtaunen Hofmann als Politiker und Mitglied der liberalen Partei in Bayern hervor, wie er denn ja bald

darauf auch als Abgeordneter zur Kammer in München gewählt wurde. Es ſchien, von anderem abgeſehen, uns ganz unmöglich, ihn uns als Volksredner zu denken. Aber er erzielte doch auch auf dieſem Gebiete große Erfolge, obwohl ich aus eigener Erfahrung nichts darüber zu ſagen vermag. — Da wir norddeutſchen Theologen durchweg in der Anſchauung erzogen waren, daß chriſtliche Geſinnung und konſervative Stellung in der Politik ſich gegenſeitig vorausſetzen, und ein gläubiger Chriſt, unſerer Meinung nach, unmöglich liberal in der Politik ſein konnte, ſo befremdete es uns aufs höchſte, daß Hofmann zweifellos liberale und liberalſte politiſche Anſchauungen mit der völligen Hingebung und Energie vertrat, wie ſie ihm ſonſt eigentümlich waren. Im beſonderen waren einige Brandenburger und Pommern in unſerm Kreiſe ganz entrüſtet über ſeine politiſche Stellung und vornehmlich über ſeine bezügliche Agitation. Sie erklärten mit allem Nachdruck, daß ſie vor allem ſeinetwegen nach Erlangen gekommen ſeien. Es wäre daher unrecht von ihm gehandelt, daß er ſeines Mandats nach München halber ſeine Vorleſungen ausſetze. Hierin konnte niemand ihnen widerſprechen. Sonſt aber wurden wir von bayriſcher Seite darauf aufmerkſam gemacht, daß in Bayern die Konſervativen weſentlich die römiſch-katholiſchen Intereſſen verträten und ein proteſtantiſcher Politiker daher notwendigerweiſe liberal ſein müſſe. Es mochte ja etwas daran ſein. Indeſſen wollte uns dieſe Argumentation um ſo weniger überzeugen, als Hofmanns Parteigenoſſen nicht ſelten Leute waren, die kein Hehl daraus machten, daß ſie mit dem chriſtlichen Glauben überhaupt gebrochen hatten, und unter anderem nicht etwa nur katholiſche, ſondern auch allgemein chriſtliche Inſtitute im bayriſchen Staatsleben heftig bekämpften. Konnte Hofmann nicht konſervativ ſein, weil er dann den Intereſſen Roms hätte dienen müſſen, ſo durfte er, unſrer Anſicht nach, noch weniger liberal ſein, weil er hier genötigt war, gegen allgemein chriſtliche Einrichtungen im Staate Front zu machen, über deren prinzipielle Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit Katholiken und gläubige Proteſtanten einer Anſicht ſind. Perſönlich war dies Verhalten Hofmanns mir ein dunkles Rätſel, deſſen Löſung oder doch relative Löſung mir erſt ſpäter gekommen iſt.

Hofmann war eben prinzipieller Gegner, ja Feind der Idee des chriſtlichen Staates. Er nannte den Begriff des Staates an ſich genommen eine Lüge und wendete dieſelbe Bezeichnung mit noch ſtärkerem Nachdruck auf den Begriff des chriſtlichen Staates an. Auf dieſem Gebiete ſtand er daher, wie mir ſcheinen will, in dem denkbar ſchärfſten Gegenſatze zu Männern wie Julius Stahl und Theodor Kliefoth. Im beſonderen fand er dann auf geſchichtlichem Gebiete, daß die Verbindung, die Vermählung zwiſchen Staat und Kirche ſeit Konſtantin d. Gr. auf unwahren, lügneriſchen Vorausſetzungen beruhe und tatſächlich eben eine verkörperte Lüge ſei. In beſtimmten Gedankengängen erinnerte er hierin an Gottfried Arnold und andere Hiſtoriker aus der Zeit des Pietismus. Gerade weil das liberale Parteiprinzip die Inſtitutionen des chriſtlichen Staates bekämpfte und ſomit eine Löſung des Bandes zwiſchen Kirche und Staat vorbereitete, war Hofmann liberal. In dieſer Erklärung ſeines politiſchen Standpunkts glaube ich mich nicht zu irren. Seine Stellungnahme auf politiſchem Gebiete entſprach dann wieder nur der einzigartigen und in der Tat großartigen Selbſtändigkeit ſeines Geiſteslebens und Charakters. Über ihm beizuſtimmen, war mir unmöglich. Freilich hatte ich ſchon auf der Schule Gibbons Geſchichte der Abnahme und des Falles des römiſchen Reiches zu leſen angefangen, und wenn ſein Haß gegen das Chriſtentum mich auch abſtieß, konnte ich doch nicht leugnen, daß die bittere Kritik, in der er die Verſtaatlichung der Kirche und die Verkirchlichung des Staates an den Pranger ſtellt, oft nur zu gut begründet war. Andrerſeits war es mir aber unmöglich, jede Verbindung von Staat und Kirche prinzipiell zu verwerfen. In meiner Erziehung war mir von Kindheit an der Staat oder vielmehr die Obrigkeit in ihrem tatſächlichen Beſtande ebenſo als Gottes Ordnung auf ihrem Gebiete erſchienen, wie die Kirche dies auf dem ihrigen war. Dabei klebte dem Staate zweifellos viel Unvollkommenheit, Ungerechtigkeit und Böſes an; aber war das etwa bei der Kirche in ihrer tatſächlichen Erſcheinung nicht der Fall? Als ich dann anfing, mich mit der lutheriſchen Lehre von der Obrigkeit in ihrer begrifflichen Faſſung eingehender zu beſchäftigen und die Lehre vom geiſtlichen und irdiſchen Beruf

hinzunahm, wurde es mir immer gewiſſer, daß Staat und Kirche von Gott auf einander angewieſen ſind, wie Leib und Seele, wie Mann und Weib. Eine prinzipielle Trennung zwiſchen Staat und Kirche zu fordern um der Wahrheit willen, wurde mir gleichbedeutend etwa damit, daß man auch aus dem Familienleben das kirchliche Chriſtentum prinzipiell und um der Wahrheit willen ausſcheiden wollte! Denn die Ehe gehört, wie der Staat, dem Gebiet der Schöpfung und nicht dem der Erlöſung an. Endlich: Unſer Fleiſch und Blut kann ja Gottes Reich nicht erben. Iſt um deswillen das Einwohnen der Chriſtenſeele in dieſem Todesleibe eine Lüge? Der Staat iſt in einem beſtimmten Sinne gewiß von der Erde; aber daraus folgt nicht, daß die Kirche nicht mit ihm verbunden ſein, in ihm wohnen und wirken könne, ohne ſich ſelbſt zu leugnen! Die Geſchichte ſchien mir dieſe Anſichten aufs ſtärkſte zu ſtützen. In Rankes deutſcher Geſchichte im Zeitalter der Reformation las ich ſpäter, daß man am Studiertiſch freilich kirchliche und politiſche Geſchichte von einander trennen könne, im wirklichen Leben aber ſeien ſie jeden Augenblick eng miteinander und ſo eng verbunden, daß ſie ſich gegenſeitig durchdringen. Auch leuchtete es mir vollkommen ein, daß, „wie es keine menſchliche Tätigkeit von wahrhaft geiſtiger Bedeutung gebe, die nicht in einer mehr oder minder bewußten Beziehung zu Gott und göttlichen Dingen ihren Urſprung habe, ſo laſſe ſich eine große, des Namens würdige Nation gar nicht denken, deren politiſches Leben nicht von religiöſen Ideen angeregt und erhoben werde, die ſich nicht unabläſſig damit beſchäftigte, dieſelben auszubilden, ſie zu einem allgemein gültigen Ausdruck und einer öffentlichen Darſtellung zu bringen.“ Im beſonderen war mir ſchon damals gewiß, daß in ihrer Verbindung mit dem Staate die Kirche unter anderem eine Erzieherin der germaniſchen Völker auf geiſtlichem und irdiſchem Gebiete im großartigſten Maße geworden ſei. Die göttliche Weltregierung hat das ganze gegenwärtige Leben der chriſtlichen Völker aus dieſer Verbindung erwachſen laſſen in unfaßbar großen Segnungen. Auch konnte ich nicht überſehen, daß die Kirche ihren Beruf als Salz der Erde und als Sauerteig eben in ihrer Verbindung mit dem Staate in ſo

geordneter und erfolgreicher Weise vor allem unter den Unselbständigen und Unmündigen durchzuführen vermöge, wie das ohne diese Verbindung unvorstellbar war. Derartige Gegengründe gegen die Hofmannschen Theorien schwebten mir mehr oder weniger klar vor Augen und machten es mir unmöglich, ihm beizupflichten. Allerdings kamen mir auch hier beunruhigende Gedanken, ob ich ihn wohl ganz recht verstanden habe, und diese Sorge ist in meinem späteren Leben noch oft wieder aufgetaucht.*)

An einer Stelle indessen wurde Hofmanns kritische Stellung zu der Verbindung zwischen Staat und Kirche und zum „christlichen Staat" mir positiv von sehr großer Bedeutung. Er stellte die Tatsache, die mich bis dahin nur in allgemeinsten und dunklen Umrissen berührt hatte, daß nämlich die Gemeinde Christi niemals mit der äußerlichen christlichen Volksgemeinde sich identifizieren und so ihre gegenwärtige geschichtliche Erscheinung als ihrem Wesen entsprechend annehmen dürfe, in ein so helles Licht, daß ich, bei allem meinem Gebundensein an das geschichtlich Gewordene, mich doch unwidersprechlich verpflichtet fand, meine bezüglichen Anschauungen einer gründlichen Revision zu unterziehen, die schließlich zu dem Ergebnis meiner völligen Übereinstimmung mit ihm führte. Die christliche Gemeinde kann in alle geschichtlichen Verbindungen mit gutem Gewissen, dankbar, freudig, geduldig eingehen, so lange man nicht von ihr fordert, darin aufzugehen. Mit anderen Worten: Die Kirche mag dem Staate engverbunden, ja eingegliedert sein, vorausgesetzt, daß der Staat das Wesen der Kirche in ihrer selbständigen, vom Herrn ihr gegebenen Eigentümlichkeit, in ihrer Lehre und in ihrem Leben, in den Gnadenmitteln und im Glauben nicht von sich aus und seinem eigenen Wesen und seinen Interessen entsprechend zu ändern und neu zu gestalten sucht. Dies ist aber nur denkbar und durchführbar in einem Staate, der für alle seine Funktionen die Anerkennung des eigentümlichen Wesens und Berufs der christlichen Kirche und der Konfessionskirche mitmaßgebend sein läßt. Hofmann sah im modernen Staate durchweg

*) Vergl. H. Schmidt, Vermischte Aufsätze von Professor von Hofmann, Erlangen 1878, Nr. 20 (Das Verhältnis von Staat und Kirche), Nr. 23 (Die Kirche im Staate), Nr. 27 (Vom Gehorsam gegen die Obrigkeit).

dieſe Vorausſetzung nicht mehr vorhanden und in Wirkſamkeit. Mit vollem Rechte erhob er ſeine warnende Stimme und kennzeichnete in unvergänglich charakteriſtiſchen Zügen die tödliche Gefahr, welche der Kirche von dem Staate droht, der mit Wiſſen und Willen naturaliſtiſch und heidniſch beſtimmt und ein Feind des Evangeliums geworden, die tatſächliche Verbindung, in der die Kirche mit ihm ſteht, zu ihrer Verderbung gebraucht. Oft handelte er von dieſen Dingen. Im beſonderen müſſen ſeine erſchütternd ernſten Worte am Schluſſe ſeines Werkes „Weisſagung und Erfüllung“, ſo ſehr ſie in beſtimmten Beziehungen einer Beſchränkung bedürfen mögen, in dieſer Hauptſache doch unbedingte Zuſtimmung im Herzen jedes kirchlich-lutheriſchen Theologen und Chriſten finden. —

Auch auf dem ſpeziell politiſchen Gebiete wurde Hofmanns Stellung inſofern für mich von poſitiver Bedeutung, als ich, nachdem ich ihn gehört und einen Einblick in ſeinen Charakter gewonnen hatte, chriſtliche Geſinnung und konſervative politiſche Stellung nicht mehr und nie wieder zu identifizieren vermochte. Obwohl ich für meine Perſon konſervativ blieb und dies auch immer mehr im rechten Verſtande zu werden ſuchte, ſo mußte ich eben doch zugeben, daß in Hofmann ein gläubiger Chriſt und eminent lauterer Charakter und großer Gelehrter mit gutem Gewiſſen und unter Zuſtimmung ſeines Intellekts liberal war. Zugleich begegneten mir in jener Zeit ſchon und ſpäter immer wieder Tatſachen genug, daß der Name „konſervativ“ nur zum Deckmantel für eine von Gottes Wort und Glauben völlig losgelöſte, ſehr unchriſtliche, hart eigennützige Intereſſenpolitik wurde. Ach nur zu oft hätte ich dann „konſervativen“ Politikern, die in aller Selbſtſucht doch das Evangelium in ihrer Fahne trugen, mit Valentin zurufen mögen: „Laßt unſern Herrgott aus dem Spiel!“ Jedenfalls konnte es mir nicht mehr in den Sinn kommen, einen Nichtkonſervativen um ſeiner politiſchen Überzeugung willen ohne weiteres für einen Unchriſten zu halten. —

Wenn ich ſchließlich verſuche, in einigen Zügen zuſammenzufaſſen, was Hofmann poſitiv für mich als Theologen im engeren Sinne geworden iſt, ſo werden ſehr viele ſeiner Zuhörer mit mir darin übereinſtimmen, daß er in jedem, ſeiner Aufnahme-

fähigkeit entſprechend, zunächſt den hiſtoriſchen und grammatiſchen Sinn aufs nachdrücklichſte und nachhaltigſte weckte. Mochte ſeine großartige geiſtige Selbſtändigkeit ihn manchmal zu geſchichtlichen Konſtruktionen verleiten, die unhaltbar waren; mochte ſeine eminente Dialektik zuweilen in Spitzfindigkeit ausarten, ſo konnte doch niemand von ihm auch nur etwas in geiſtiger Art berührt werden, ohne einen offenen Sinn für „Tatſache“ und „Text“ zu empfangen, wie er ihn vorher nicht gehabt hatte. Werden hierin wohl alle ſeine Zuhörer übereinſtimmen, ſo weiß ich freilich nicht, ob auch eine andre Frucht, die mir aus Hofmanns Vorleſungen erwuchs, ſich ebenſo allgemein vorfindet. Seitdem ich ihn hörte und immer mehr hörte, wurde ich nämlich in wachſendem Maße gepanzert und gefeit gegen alle Angriffe der negativen Kritik gegen die Bibel, mochten ſie auf hiſtoriſchem oder exegetiſchem Gebiete ſich erheben. Nach meinem Eindruck hatte Hofmann in F. Chr. Baur, deſſen „Paulus“ und Dogmengeſchichte ich allmählich eingehender kennen lernte, gerade den Goliath unter den Gegnern ausgeſucht und ihn tatſächlich vollkommen beſiegt.*) Damit war für mich das ganze feindliche Heer in die Flucht geſchlagen. Wenn ich nun z. B. den neu wieder auftauchenden D. Fr. Strauß las, ſo konnte ich, Baur gegenüber, mit dem objektivſten Bemühen ihm keine wirkliche Bedeutung mehr beimeſſen und kam immer wieder zu dem Ergebnis, daß, wenn Baurs Poſition wiſſenſchaftlich nicht mehr zu halten war, Strauß erſt recht unwiederbringlich zu den Toten gehörte, denen er ſich in ſeinen letzten Schriften, ſoweit das

*) Der Brief an die Philipper war mir von Jugend auf beſonders teuer geweſen. Baur nannte dieſen Brief an beſtimmten Stellen „matt und intereſſelos“, fand darin monotone Wiederholung, Mangel an tiefer greifendem Zuſammenhang, eine gewiſſe Gedankenarmut, deren Bewußtſein den Verfaſſer ſelbſt zu drücken ſcheine. Er vermißte überhaupt eine „motivierte Veranlaſſung zur Abfaſſung eines ſolchen Schreibens, einen beſtimmter ausgeſprochenen Zweck und Grundgedanken“ uſw. (Paulus, der Apoſtel Jeſu Chriſti, Stuttgart 1845, p. 458—469). Das Unzutreffende derartiger Behauptungen erkannten wir ſchon aus eigenen Überlegungen. Wenn dann aber Hofmann ſie kritiſch beleuchtete, ſo ſahen wir grell vor uns, daß Baur ſeine ſonſt ſo eminente, geiſtige Begabung hier ſelber völlig zuſchanden machte.

Chriſtentum in Frage kommt, ja auch ſelber zuzählt. Als dann vom Jahre 1863 an mit Renans Leben Jeſu eine ganze Flut von ähnlichen Schriften*) heranſtieg und in meiner Umgebung auch gläubig gerichtete und wiſſenſchaftlich arbeitende Theologen ſich innerlich dadurch bedroht und beunruhigt fühlten, vermochte ich das mit dem beſten Willen nicht zu verſtehen. Renans Buch wurde mir zuerſt bekannt durch einen Gutsinſpektor, der ganz aufgeregt erklärte, nun ſei das ganze Chriſtentum doch unwiederbringlich zugrunde gerichtet. An ihm hatte ich deutlich genug die betrübende Tatſache vor mir, welches Unheil ſolche Bücher beſonders bei halbgebildeten Leuten anrichten, die, in ihrem Seelenleben von Geſetz und Evangelium wenig berührt und innerlich in Herz und Gewiſſen unbefeſtigt, der ſcheinbaren Gelehrſamkeit der grundſätzlichen Feinde der chriſtlichen Offenbarung hilflos zum Opfer fallen. Ich ſelber wußte von Renan damals ſehr wenig. Seine Bedeutung als Orientaliſt, Archäolog, Geſchichtsphiloſoph uſw. war wohl hie und da einmal erwähnt worden; aber das alles lag mir doch ferner; und am allerwenigſten hätte ich mir die Fähigkeit zugeſprochen, ein Urteil über ihn, als Gelehrten, abgeben zu können. Sein „Leben Jeſu“ hinterließ indes bei mir im weſentlichen nur den Eindruck eines Romans recht zweifelhafter Art. Ich wunderte mich, daß er ſich nicht geſchämt habe, dies Buch zu veröffentlichen. Mich intereſſierte dabei die Tatſache, daß er einer von den wenigen Franzoſen ſei, die in deutſcher Wiſſenſchaft ihr eigentliches geiſtiges Vaterland finden. Und ſo verfolgte ich ſeine literariſche Tätigkeit weiter beſonders auch in der Richtung, wie man daraus einen Einblick in ſeine Urteilsfähigkeit gewinnen konnte. Nun kann es ja nicht auffallen, daß mit dem Kriege**) 1870—71

*) Als Muſter der kritiſchen Methode Hofmanns darf wohl ſein Artikel „Renan, Strauß, Schenkel“ gelten (H. Schmidt a. a. O. p 434—468).

**) Rev. d. II. Mond. vom 15. Sept. 1870. — Vergl. auch ſeine beiden offenen Briefe an Dav. Friedr. Strauß, 1870 und 71; die Vorrede zu ſeinen Questions contemporaines; La reforme intellectuelle et morale de la France (1871). Dialogues philosophiques (1871); Examen de conscience philosoph. (1888). — Dem allen gegenüber dann auch wieder Ausrufe wie: „Qu'on n'espère pas, se passer de religion ni d'associations religieuses! Chaque progrès des sociétés modernes rendre ce besoin le

seine begeisterte Liebe für den deutschen historischen, kritischen und Dichter-Geist einen schweren, tödlichen Stoß empfing. Aber sehr eigentümlich berührte es mich, daß er in seinen Schriften während der Kriegszeit und dann auch in den folgenden Jahren bis zum Schlusse seines Lebens in seiner Beurteilung der religiösen, politischen, sozialen Probleme den denkbar stärksten Schwankungen unterworfen war und sich kaum glaubliche Fehlurteile und Fehlgriffe zuschulden kommen ließ. Unter anderem erwartet er zuversichtlich, daß ganz Europa sich während des Krieges oder doch nach demselben gegen Deutschland verbünden müsse. Ebenso sei unvermeidlich, daß die deutschen Fürsten, sobald die Kriegsgefahr nicht mehr bestehe, wieder demselben Zwiespalt, wie früher, verfallen. Endlich werde die Demokratie zweifellos Deutschland zersetzen und auflösen. In Frankreich werde dagegen der Bischof,*) d. i. die römische Kirche, von jetzt an allmächtig sein und ohne Widerspruch und Widerstand alles unter sich beugen. Renan selbst gibt sich in seiner politischen Anschauung zunächst als ein Liberaler, der Frankreichs Rettung davon erwartet, daß die französischen liberalen Ideen alle europäischen Völker durchdringen und erobern werden. Bald darauf aber wird er ganz feudal und reaktionär. Die einzige Rettung Frankreichs findet er nun in der legitimistischen Monarchie. Wiederum nach kurzer Zeit erklärt er sich für einen Demokraten und Republikaner vom reinsten Wasser. Seine früheren antidemokratischen Behauptungen habe er nur der Diskussion wegen aufgestellt. In Wirklichkeit liebe er die Demokratie so leidenschaftlich, daß er lieber mit ihr irren,**) als mit anderen politischen Parteien richtige Wege gehen wolle. Und dieser Mann, der die Verhältnisse zu seinen Lebzeiten und in seiner Umgebung so grundfalsch beurteilt, daß er, um dies noch zu nennen, durch

plus imperieux (Conférences d'Angleterre, p. 48). — Odyss. III, 48: *Πάντες δὲ θεῶν χατέουσ' ἄνθρωποι.*

*) Er ruft aus: L'évêque va rester seul debout et tout pouissant au sein de la société française demantelée. Man vergl. damit die seit Jahrzehnten in Frankreich immer stärker auftretende Strömung gegen die römische Kirche und die bezügl. Gesetzgebung über die Trennung von Staat und Kirche in Frankreich!

**) Malo tecum errare, so redet er die Demokratie an, quam cum ceteris recta sapere.

die Wahl zweier Päpste eine Spaltung in der römischen Kirche bestimmt erwartet und den Vereinigten Staaten von Nordamerika auf lange Zeit eine sehr untergeordnete Rolle unter den Völkern zuweist, weil sie abstrakte Studien vernachlässigen; dieser Mann, dessen Chamäleonsnatur kaum glaubliche Schwankungen in seinen wichtigsten Beziehungen zum öffentlichen Leben aufzeigt, so daß man kaum weiß, worin man sein eigentliches Ich suchen und finden kann; — dieser Mann konnte es wagen, ein „Leben Jesu", wie vorliegt, zu schreiben und konnte erreichen, daß sein Buch in seinem Vaterlande und überall als eine zutreffende, geschichtlich und psychologisch zuverlässige Darstellung von Millionen anerkannt wurde! Die Hofmannsche Schulung deckte meine näheren theologischen Freunde und mich jedenfalls schon beim ersten Erscheinen jenes Buchs gegen diese Gefahr. Wir nahmen eben Anstoß daran, daß, von anderem abgesehen, ein sonst zweifellos ebenso gelehrter wie geistvoller Schriftsteller angesichts der Evangelien ein derartiges Phantasiestück ohne wissenschaftliche Begründung der Welt darzubieten vermochte. Schenkels „Charakterbild Jesu" (1864), Keims „Geschichtlicher Christus" (1865) ließen, wie andere ähnliche Publikationen, uns ebenfalls sehr kühl. Mit Dank und Freude fand ich in Keims Büchern wohl manche schöne Schilderungen der palästinensischen Landschaft und sonst manches Haltbare und Ansprechende; aber seine negativen Bemühungen ödeten mich an trotz seines offenbar tieferen Gemütes und liebenswürdigen Charakters. Meine Bekannten warfen mir dann wohl vor, ich gehe mit zu starken Vorurteilen an diese Lektüre. Doch, wenn ich in unsern Diskussionen jedenfalls nachweisen konnte,*) daß ich sie aufmerksam gelesen habe, und mich

*) Die Kritik, welche Baur an sechs paulinischen Briefen ausübte, wurde im einzelnen durchgenommen. Eine wesentliche Hilfe war mir dabei Lechler, Das apostolische und nachapostolische Zeitalter, Stuttgart 1857, z. B. p. 33—44. Der Brief an Philemon wurde wegen der Übersichtlichkeit besonders berücksichtigt. Baurs Kritik über diesen Brief konnte übrigens von niemandem verteidigt werden. Bengels Bemerkung schlug durch: Epistola summae sapientiae specimen praebet, quomodo Christiani res civiles debeant tractare ex principiis altioribus. Ebenso A. Herm. Franckes schönes Wort: „Hocce folium novi testamenti omnem totius mundi sapientiam longissime superat!" Und an Luthers Beleuchtung

dann daran gab, ihre Unzulänglichkeit und Hohlheit nachzuweisen, erinnere ich mich nicht, auch nur ein einziges Mal wirklich besiegt worden zu sein. Einige von diesen Bekannten schlugen sich später ganz auf die Seite der prinzipiellen Negation. Daß sie aber damals ihre bezüglichen Anfangsneigungen in unsern mündlichen Disputationen siegreich zu vertreten imstande gewesen wären, kann ich nicht sagen. Dagegen bewährten sich Hofmanns prinzipielle Anschauung und Methode in allen wesentlichen Punkten auch in diesen Verhandlungen mit Kommilitonen, soweit sie für die christlichen Grundvoraussetzungen noch zugänglich waren. — Wie auf historischem, so wappnete Hofmann seine Schüler auch auf exegetischem Gebiete gegen die grundsätzlich negative Kritik. Ohne hierauf im einzelnen weiter eingehen zu können, möchte ich doch noch hervorheben, daß sein ernstes Bestreben jedenfalls immer auf strenge Sachlichkeit gerichtet war. Infolgedessen hüteten wir uns vor übereilten Schlüssen und lernten auch einen längeren, mühsamen Weg bei exegetischen Aufgaben nicht scheuen. Vor allem aber gewöhnten wir uns, aus dem Ganzen eines Zusammenhanges heraus zu argumentieren. Oft bin ich erstaunt, wie dies Verfahren die Schwäche der prinzipiell negierenden Exegese sofort ans Licht treten ließ, und ich fand dann immer wieder, daß sie eben nicht aus exegetischen Gründen zu ihrer negativen Stellung, sondern aus ihrer negativen Stellung dazu getrieben wurden, in der Exegese bestimmte Resultate erreichen zu müssen. —

Alles in allem genommen ist mir kein akademischer Lehrer begegnet, der bei einer so in sich konzentrierten Persönlichkeit und einer so völligen Abwesenheit jeglichen Bemühens um den Beifall der Studenten, wie dies bei Hofmann der Fall war, einen so tiefdringenden, weitreichenden, andauernden Einfluß auf mich ausgeübt hätte, wie er. —

freuten wir uns: „Was Christus für uns getan hat gegen Gott, das tut Paulus für Onesimus gegen Philemon." — Seitdem sind nun ja Baurs Verneinungen als wissenschaftlich unhaltbar auch von der negativen Theologie völlig aufgegeben worden. Aber wie viele wurden inzwischen dadurch verführt! Und ist etwa die Stellung der Negation zum Neuen Testament eine andere und bessere geworden, seitdem man die Echtheit der paulin. Briefe anerkennen mußte?

Außer ihm hörte ich in jenen ersten Semestern noch Vorlesungen von Franz Delitzsch über Einleitung in das Alte Testament und über die Genesis. So nahe es nun liegt, beide, Hofmann und Delitzsch, miteinander zu vergleichen, so muß ich doch darauf verzichten, weil ich Grund habe, zu fürchten, daß ich bei diesem Vergleichsverfahren keinem von beiden gerecht werden würde. Ohnehin absorbierte Hofmann die geistige Kraft, über die ich bei den schweren inneren Kämpfen jener Zeit noch verfügte, fast vollständig und Delitzsch kam bei mir daher nicht mehr zu seinem Rechte. Nur eins möchte ich der Zusammenstellung beider Namen hinzufügen: Bei Hofmann stand nach meinem Eindruck die Gelehrsamkeit, so groß sie war, immer im Hintergrunde und alles Gewicht fiel auf die gegenwärtige geistige Produktion. Bei Delitzsch stand die Gelehrsamkeit, die wiederum eine große war, im Vordergrunde und drängte die gegenwärtige Initiative und Produktion mehr zurück. Zuweilen wollte es mir fast so vorkommen, als ob die Zettelrolle Hofmanns mehr als Symbol für die Vorlesung von Delitzsch, und die Blume, an deren Duft Delitzsch sich zu erfreuen pflegte, mehr als Symbol für die Vorlesung Hofmanns hätte dienen können. —

Bald kam mir in den alttestamentlichen Vorlesungen zum Bewußtsein, daß meine hebräischen Kenntnisse nicht genügten. Ich mußte mir Vorwürfe machen, daß ich die Gelegenheit, in der hebräischen Grammatik auf der Schule fester zu werden, nicht besser benutzt hatte. Sehr ärgerlich war mir dann noch die Erinnerung, daß in den damaligen hebräischen Stunden der Lehrer die Zeit nicht selten mit oberflächlichen kritischen Angriffen gegen das Alte Testament verbrachte, anstatt uns ordentlich für hebräische Formenlehre und Syntax heranzunehmen. Ich suchte diese Lücken durch Nehmen von Stunden im Hebräischen auszufüllen; aber meine sonstigen Aufgaben nahmen meine Zeit und Kraft doch so in Anspruch, daß ich dies bald wieder aufgab und mich auf hebräische Privatarbeiten beschränkte. Daß sie mich sehr gefördert hätten, kann ich nicht behaupten. Es ist mir andauernd schwer gewesen, daß ich die auf der Schule gegebene Gelegenheit, Hebräisch zu lernen, nicht ordentlich angewendet hatte,

und die dadurch entstandene Lücke eigentlich niemals mit andauerndem Erfolge wieder ausfüllen konnte. —

Die Vorlesungen von Delitzsch hinterließen aus dem schon angeführten Grunde zunächst keinen tieferen Eindruck bei mir. Ebenso ging es mir mit einem philosophischen Kolleg. Bestimmte Kristalle indessen sollen, wie berichtet wird, die eigentümliche Wirkung haben, daß, wenn sie in salzgesättigtes Wasser gelegt werden, in demselben sofort neue Kristalle sich zu bilden anfangen. Und so glaube ich sagen zu dürfen, daß jene Vorlesungen über alttestamentliche Themata und Philosophie der Geschichte in aller Stille doch eine wirkliche Liebe für alttestamentliche theologische und für philosophische Aufgaben in mir erweckten. —

Der Schluß des Semesters kam schneller heran, als ich gedacht hatte. Als er aber da war, konnte ich die Stunde der Abreise gar nicht erwarten und war wie im Fieber. Meinem Stiefelputzer Colombier hatte ich aufgetragen, mich um 12 Uhr nachts zu wecken, obwohl der Schnellzug nach dem Norden erst etwa um 2 Uhr abging. Er kam auch zur bestimmten Zeit, und ich war rasch fertig. Natürlich konnten wir auf dem Bahnhof mit Billetnehmen und Sachenexpedieren noch nichts anfangen; und so ging ich denn mit Colombier noch über eine Stunde in hellem Mondschein und unter dunklen Schatten in der Stadt spazieren. Er suchte mich auch in seiner Weise durch allerlei Anekdoten aus studentischen Kreisen und besonders dadurch zu unterhalten, daß er mir drastisch darstellte, wie ein Student mit einem jüdischen Wucherer umgegangen sei. Als der Wucherer den Studenten in seiner Wohnung bedrängt hatte, war er von diesem hinaus- und die Treppe hinuntergeworfen worden und hatte recht unangenehme Kontusionen davongetragen. Auf die Klage des Wucherers und die Gegenklage des Studenten war der Wucherer wegen Hausfriedensbruchs verurteilt, der Student freigesprochen worden. Etwa vierzehn Tage später war der Wucherer wieder, wie er früher zu tun pflegte, ganz unverfroren unter den Studenten erschienen, die in den Zwischenstunden zahlreich auf dem Markt herumspazierten. Hier fand dann noch eine neue improvisierte Gerichtsverhandlung in aristophanischer Manier

ſtatt, deren Verlauf man ſich denken kann. So urkomiſch der ganze Vorgang war, von dem ich bis dahin nur wenig gehört hatte, ſo paßte er doch nicht zu meiner Stimmung. Wenn ich obendrein Colombier neben mir ſah und ſonſt niemanden, ſo trat in dieſer Tatſache eine beſtimmte Seite der Geſchichte meines erſten Semeſters trotz der finſteren Nacht mir ſo grell vor Augen, daß ich faſt davor erſchrak und jedenfalls ſehr ungemütlich dadurch geſtimmt wurde. Doch nun ſollte es ja endlich heimwärts gehen, und dieſe Freude ließ alles andere zurücktreten. Der Pfiff der Lokomotive hat ſelten ſo lieblich in meinen Ohren geklungen, wie in der Minute, als der Zug abfuhr. —

Zu Hauſe fand ich alles wohl und in der gewohnten Ordnung. Nach der erſten Freude des Wiederſehens befremdete es mich etwas, daß hier das ganze Leben einen ſo ruhigen Verlauf nahm, während ich doch von ſo vielen Fragen und Kämpfen innerlich bewegt war. Wenn ich verſuchte, mich auszuſprechen, ſo traten mir ſo viele Schwierigkeiten im einzelnen dabei entgegen, daß ich von einer genauen Darſtellung abſehen und mich mit den Hauptſachen begnügen mußte.

„Et is jo mien eegen Puckel“ mußte ich mir oft vorhalten. Dieſe ſprichwörtliche Redensart begegnete mir als etwas neues in meiner Umgebung. Vor einem Jahre etwa hatte ein wohlhabendes, ſchon etwas älteres „junges Mädchen“ in der Nachbarſchaft einen Heiratsantrag von einem höheren Zollbeamten erhalten, einem Witwer, der in dem Rufe ſtand, ſeine erſte Frau ſehr unfreundlich behandelt und nicht ſelten gar mißhandelt zu haben. Als nun die Verwandten dieſer elternloſen Dame ihr ernſtlich abrieten und unter anderm ſie warnten, daß ſie als Frau dieſes Mannes ſich darauf gefaßt machen müſſe, Schläge zu bekommen, hatte ſie geantwortet, ſie wäre reichlich majorenn und verbäte ſich jede Einmiſchung in ihre perſönlichen Angelegenheiten. Einem Vetter, der die eventuellen Schläge beſonders betonte, erwiderte ſie: „Wat wullt du! Et is jo mien eegen Puckel!“ Sie nahm den Antrag an, und ſchon nach einem Jahre wurde offenkundig, daß in der Tat ihr eigener Rücken die Folgen ihres ſelbſtwilligen, leichtfertigen Entſchluſſes büßen mußte. In der Folge hatte die genannte Redensart einen

sprichwörtlichen Charakter gewonnen und wurde bei jeder vorkommenden Gelegenheit angewendet. Mir gab sie manches zu denken.

Ein Aussprechen gelang mir noch eher, wenn ich meine näheren Freunde auf der Schule aufsuchte, die inzwischen zum Teil ihr Abiturienten-Examen gemacht hatten. Sie verstanden die Situation und meine Nöte besser; und unter ihnen fühlte ich mich nicht mehr isoliert. —

Bald ging es nach Erlangen zurück. Vorher hatten wir im Freundeskreise bereits erwogen, ob wir als Studenten für uns weiter leben oder uns einer Verbindung anschließen wollten. Zwei meiner Freunde, Ferdinand Martens und Albert Lührs, erklärten, sie würden unter allen Umständen sich nur einer Verbindung anschließen, in der sie als Christen ohne Beschwerung ihres Gewissens leben könnten. An ihrer einfachen und klaren Entschlossenheit gewann auch ich nun einen festeren Halt. In den ersten Wochen des neuen Semesters lernten wir dann noch den Studenten Karl Tappen, ebenfalls Hannoveraner, kennen, der sich uns näher anschloß und bald eng mit uns befreundete. Er stand auf demselben christlichen Grund wie wir. Da Martens die Gewohnheit hatte, in jedem Laden, in dem wir Einkäufe machten, in aller Freundlichkeit und Selbstverständlichkeit den Besitzer als Herr Meier anzureden, so erhielt unser Vierblatt bald den Beinamen „Die Meierei." Wir hospitierten dann einige Wochen im „Wingolf", fanden dort ganz, was wir suchten, meldeten uns zum Eintritt und wurden wiederum nach Verlauf einiger Wochen aufgenommen. —

Draußen war es Frühling und im Herzen auch. So dunkel das erste Semester für mich gewesen war, so lichthell und freudenvoll war dieses zweite. Den Höhepunkt bildete in den Pfingstferien eine Fußwanderung durch Thüringen zum Wartburgfeste. Tagelang regnete es dabei in allen möglichen Abstufungen, milde und in Strömen; aber unsre Stimmung litt nicht darunter. Als wir auf dem Marsche Vaterlandslieder sangen, war es jedenfalls trocken und beim Anstimmen des „Ein feste Burg" im Wartburg-Hof brach die Sonne strahlend durch. —

Unter freudigem Leben in der Verbindung und nicht minder freudigem Studium ging das Semester in ungetrübtem Verlauf zu Ende. Ich hatte alle Ursache, das „Ein feste Burg“ dankbar und zuversichtlich in meiner Seele widerklingen zu lassen. —

Viertes Kapitel.

Der „Burſch.“

Die großen Ferien am Schluſſe des Sommerſemeſters verlebte ich meiſtens im Elternhauſe. Und ſeitdem ich im Univerſitätsleben feſten Fuß gefaßt hatte, konnte ich auch an dem Leben zu Hauſe mich wieder viel freudiger beteiligen. —

I.

Ein Beſuch bei meinem Freunde Martens in Hamburg machte mich bald darauf mit der „Diligence“ bekannt, dem vierſpännigen Omnibus, der damals jeden Abend um 6 Uhr von der Domshaide in Bremen abfuhr, um nach etwa zwölf Stunden früh am nächſten Morgen Hamburg zu erreichen. Er bildete zurzeit für den Perſonenverkehr zwiſchen den beiden großen Städten das einzige Mittel, das ſie direkt miteinander verband. Dabei waren dieſe Omnibuſſe keineswegs immer voll beſetzt, obwohl zu anderen Zeiten allerdings auch wohl einmal ein Beiwagen mit in Lauf geſetzt werden mußte, um die überſchüſſigen Paſſagiere zu befördern. Früher war mir bereits erzählt worden, daß dieſe Verbindung zwiſchen Bremen und Hamburg durch eine „Aktien-Geſellſchaft“ betrieben werde. Wenn ich mich recht erinnere, lernte ich den Begriff „Aktien-Geſellſchaft“ bei jener Gelegenheit zum erſten Male kennen. Sehr großartig war der Betrieb eben nicht; aber, wenn jemand den geringen Perſonenverkehr zwiſchen Bremen und Hamburg in dieſer Zeit vergleichen würde mit dem Verkehr, der ſich nach dem Bau der Eiſenbahn

zwiſchen beiden Städten entwickelte, ſo hätte er vielleicht einen der ſchlagendſten Beweiſe vor ſich, daß die Erleichterung des Verkehrs den Verkehr ſelbſt im höchſten Maße belebt und ſteigert. Bremen und Hamburg haben allerdings ſeit den ſechziger Jahren auch an Einwohnerzahl ſehr bedeutend zugenommen, und dies iſt bei dem großen jetzigen Verkehr zweifellos mit in Betracht zu ziehen. Immerhin waren ſie in den ſechziger Jahren doch längſt die größten Handelsplätze in Norddeutſchland; und es will mir faſt komiſch vorkommen, daß damals ein Omnibus durchweg ausreichen konnte, den Verkehr zwiſchen beiden zu vermitteln.

Bei meiner erſten Reiſe in dieſem Wagen hatte ich mir rechtzeitig einen Eckplatz im mittleren Abteil geſichert. Als wir abfuhren, ſtellte ſich heraus, daß die Eckplätze alle belegt waren, wogegen die übrigen Plätze freiblieben. Meine Reiſegefährten waren zwei recht korpulente Hamburger, jüdiſche Kaufleute in großen Pelzen, in denen ſie im Gaſtzimmer des Wirtshauſes ſich faſt als wandelnde Kugeln ausnahmen. Außer ihnen fuhr noch ein kleiner, vierſchrötiger, oldenburger Schiffskapitän mit, der mir bereits erzählt hatte, daß er in den nächſten Tagen mit ſeiner Brigg, die in Hamburg läge, nach Weſtindien gehen würde. Die beiden Kaufleute knüpften zunächſt eine Unterhaltung mit mir an in einem Tone und über Gegenſtände, die mir widerwärtig waren, ſo daß ſie auf meine ſehr einſilbigen Erwiderungen bald von mir abließen. Ich richtete es mir dann bequem zum Schlafen ein, hörte aber noch, daß ſie ſich nun an den Oldenburger machten und dachte mit einem gewiſſen ſchadenfrohen Behagen, bei dem würden ſie an den Rechten kommen. Nach einer Weile wurde ich aus meinem Schlafe durch angſtvolle Schreie aufgeweckt. In der Mitte des Wagens ſtand der kleine Kapitän mit feuerrotem Geſicht und forderte die beiden Juden zum Kampfe heraus, indem er abwechſelnd nach jeder Ecke, in der ſie ſaßen, einen Fauſtſtoß in die Luft entſandte und laut rief, wenn ſie etwas auf ſeinen Großherzog zu ſagen hätten, ſo möchten ſie herkommen, er würde als Oldenburger ihnen ſo dienen, daß ſie das Wiederkommen vergäßen. Die Angſtſchreie ſtammten von den Juden, die ſich in ihrem Leben bedroht glaubten und ſo laut Hilfe riefen, daß der Kutſcher anhielt und

der Kondukteur und mehrere Fahrgäste aus der anderen Abteilung des Wagens an den inzwischen geöffneten Türen bei uns erschienen. Es gab eine der komischsten Szenen, die ich erlebt habe. Die Juden hatten offenbar dem Oldenburger, der auch schlafen wollte, zuerst mit allerlei allgemein spöttischen Reden über die Kleinheit und Armut seines Landes zugesetzt, und er war gutmütig genug gewesen, darauf einzugehen, da er, wegen ihrer großen Pelze, wie er herausschlug, sie für anständige Leute gehalten hätte. Dann aber waren sie auf seinen Großherzog zu sprechen gekommen und das in einer Weise, die in ihm den hellen Zorn zum Ausbruch brachte. Nachdem er dem Kondukteur seinen Bericht erstattet hatte, erklärte dieser, er wäre auch Oldenburger und fing nun unter dem Beifall der sehr gemischten Korona an, den beiden Pelzmännern, die leichenblaß in ihren Ecken saßen, die Wahrheit zu sagen, wobei ich noch verschiedene, mir aus dem Sinne gekommene, plattdeutsche Kernworte in wärmster Anwendung von neuem kennen lernte. Er drohte auch, die beiden Kaufleute als Friedensbrecher mitten in der öden Heide abzusetzen, gab aber auf ihre flehentlichen Bitten dies auf, und wir setzten unsere Reise dann bald wieder fort. Sie verlief in unserem Abteil in tiefer Stille, bis wir in Hamburg anlangten.

Mein Freund holte mich ab und, als ich ihm von diesem Sturm im Wasserglase erzählte und ihm die einzelnen Züge möglichst drastisch schilderte, fand er den Vorgang ebenfalls kostbar. — Von Kindheit an habe ich in Erinnerung an den alten Juden Alexander und auch noch aus anderen Gründen immer eine lebhafte Sympathie für die Juden gehabt und von Herzen den ungerechten Druck bedauert, unter dem sie früher und zum Teil auch in der Gegenwart noch litten. Wenn indes die Juden im Laufe des letzten Menschenalters von neuem eine wirkliche Feindschaft an vielen Orten in unserm Volke gegen sich erweckten, so ist es meine Überzeugung, daß sie zum großen Teil selbst daran schuld sind. Man lese z. B. nur einmal, was eine bestimmte jüdische Presse über nationale und christliche Güter zu drucken wagt, wenn sie ihren tiefsten und stärksten Antrieben den Zügel schießen läßt! —

Während dieses Besuches lebte ich mich mit meinem teuren

Freunde wieder recht ein und zusammen. Wir standen in wahrer und liebevoller Aufrichtigkeit zu einander, wenigstens bemühten wir uns, so zu einander zu stehen. Ihm gegenüber wurde mir dies auch nicht schwer. Wenn mir an ihm etwas entgegentrat, was mir fremd war und mich auch betrübte, konnte ich ihm, meiner ganzen Anlage nach, dies nicht verschweigen, sondern mußte ihm die Wahrheit sagen. Meine herzliche Liebe zu ihm gestattete keinen anderen Weg. Er seinerseits nahm dies auch in aller Liebe auf, und unser Herzensbund wurzelte dadurch immer tiefer ein. Seine sanfte, rührend gütige Naturanlage ließ ihn schwerer dazu kommen, mir denselben Freundesdienst zu erweisen und mich auf meine vielen Schwächen und Fehler aufmerksam zu machen. Oft spürte ich nur an seinem Schweigen, daß ich ihn befremdet und betrübt hatte; aber gerade dies wortlose Wahrheitsagen drang mir am tiefsten. Im ganzen war unser freundschaftlicher Bund fast ein idealer zu nennen. Eine Änderung oder Abnahme hat darin auch nie stattgefunden bis zu seinem, fünfzehn Jahre später erfolgten Heimgange. Dieser eben so wahre wie innige Verkehr mit ihm ist mir ein Spiegel geworden, der mir, wenn andere Bilder hineinfielen, oft schwere Vorwürfe machte. In einem bestimmten Sinne tat ich mir gern etwas darauf zu gute, daß ich bei irgendwelchem engeren Verkehr mit anderen Menschen aus meinem Herzen keine Mördergrube machen konnte, sondern ihnen über den Eindruck, den ich und zwar auch von ihren Mängeln hatte, offen „die Wahrheit sagte". Geschah dies aber auch immer in Liebe? Vielleicht sehe ich dabei ganz zutreffend vor mir, was sie in Wirklichkeit sind. Doch habe ich zugleich ein volles Verständnis dafür, was sie gern sein möchten? Wenn mir selber jemand seine Freundschaft nur dadurch beweist, daß er mir zeigt, was ich bin und in allen meinen Sünden und Fehlern bin, so werde ich kaum mehr als einen peinlichen Eindruck davon behalten und solche Freundschaft ohne Schmerzen entbehren. Erst dann wird das „Wahrheitsagen" ein erfolgreicheres, wenn es, wie der Herr es uns vorstellt, in der Liebe geschieht, die alles „verträgt, glaubt, hofft und duldet".*)

*) Im profanen Leben dürfte jenes „Ménager la chêvre et le choux" das vorliegende Problem am besten kennzeichnen.

Mein Freund zeigte mir nicht wenige von den Sehenswürdigkeiten seiner herrlichen Vaterstadt. So große Freude ich daran hatte, so war es doch meine größeste Freude, ganze Tage mit ihm in ungestörtem Beisammensein verleben zu können. Fast unwillig konnte ich werden, wenn es hieß, dies und jenes müßten wir notwendigerweise noch besehen, da ich ohnehin nach meiner ganzen Anlage nicht imstande war, viele Eindrücke verschiedener Art, die rasch auf einander folgten, so in mich aufzunehmen, daß sie eine wirkliche Bedeutung für mich gewannen.

Beim Besuch der neuerbauten großartigen Nicolaikirche kam auch die Rede auf die kirchlichen Gründe für die Errichtung solcher herrlichen Kirchengebäude. Ein Herr, den wir dorthin begleitet hatten, sprach sich dahin aus, daß derartige Kathedralen früher eine Notwendigkeit gewesen seien, jetzt aber ihm als Luxusbauten vorkämen. Wenn man die Hamburger fragen würde, warum sie für diese Kirche so große Summen ausgäben, so würde man über die Antworten erschrecken. Denn die eigentlichen Triebfedern für derartige Unternehmungen lägen überhaupt gar nicht mehr auf kirchlichem Gebiete, sondern auf dem des Lokalpatriotismus, um nicht zu sagen der Eigenliebe und der Eitelkeit. Er fügte dann noch hinzu, wir jungen Theologen möchten nur zu Herzen nehmen, daß in unserer Zeit, in unserem Volke, in unserer lutherischen Kirche das Christentum als objektive Lebensmacht, die alles durchdringe und beherrsche und, wie der hohe Kirchturm, auch alles überrage, im Absterben begriffen, ja an vielen Orten schon tot sei. „Kathedralen sind vollkommen berechtigt, wenn das Christentum das religiöse Leben im Volke beherrscht und das geistliche Amt die ihm gebührende Stellung im öffentlichen Leben einnimmt. Sie bilden dann den angemessenen künstlerischen Ausdruck für diese Tatsache und sind ein wirkliches Produkt der lebendig vorhandenen religiösen Bewegungen und kirchlichen Zustände. Fehlen die genannten Bedingungen und Voraussetzungen, wie dies in der Gegenwart zumal in den großen Städten nominell lutherischen Bekenntnisses unleugbar der Fall ist, so ist der große, herrliche Kirchenbau nicht etwas Gewachsenes und Gewordenes, sondern, von christlichem und kirchlichem Standpunkt angesehen, etwas bloß Zurechtgemachtes,

eine leere Zufallserſcheinung und im letzten Grunde ein „übertünchtes Grab“. Obendrein fordert das große, herrliche Kircheninnere eine reich ausgeſtattete Liturgie im Gottesdienſte unter lebendiger Beteiligung der ganzen, zahlreich verſammelten Gemeinde. In Wirklichkeit aber ſind unſere ſtädtiſchen Gemeinden für gemeinſames Gebet, Bekenntnis, Singen vielfach unzugänglich und erſtorben. Mir iſt auch ſchon oft ein Grauen angekommen, wenn ich mich mit nur ſo wenigen Leuten im Gottesdienſt zuſammenfand, die noch dazu meiſtens erſt zur Predigt kamen. Und die Predigt endlich iſt in den großen Kirchen ſehr oft ſchlecht zu verſtehen, ganz abgeſehen davon, daß, was man zu hören bekommt, nicht ſelten dem Evangelium Gottes widerſpricht oder doch zur Erbauung der Gemeinde nur ſehr wenig dient.“ In dieſen Sätzen etwa hielt jener Herr uns einen ganz ausführlichen Vortrag, bei dem zu merken war, daß er ſich viel mit dieſen Fragen beſchäftigt hatte und aus innerſter Überzeugung ſprach. Wir hörten ihm ſchweigend zu. Manches in ſeinen Worten kam mir unwiderleglich vor. Anderem konnte ich nicht beiſtimmen; aber es fehlte mir damals an genügender Einſicht und an triftigen Gründen, um meine abweichende Anſchauung einigermaßen zu rechtfertigen. Nun verſteht ſich ja von ſelbſt, daß der Tempel Gottes, völlig unabhängig von jedem äußeren Bau, ſich überall findet, wo die chriſtliche Gemeinde um ſein Evangelium in Wort und Sakrament verſammelt iſt. Dieſer geiſtliche Tempel iſt in ſich ſelber vollkommen. Ihm kann jede ſichtbare Schönheit und Herrlichkeit fehlen; und doch fehlt ihm in dem allen nichts. Denn Gott, der Vater, thront in dieſem Tempel; Jeſus Chriſtus waltet darin ſeines prophetiſchen, hohenprieſterlichen, königlichen Amtes; der heilige Geiſt iſt der unerſchöpfliche, ſtarke Lebensodem, die ſtete Lichtquelle. Fragſt du nach den Bogen und Gewölben in dieſem Tempel, ſo dienen dazu die Flügel der Engel und himmliſchen Heerſcharen. Dann ſind die Apoſtel und Lehrer die Pfeiler und Säulen darin und die Gläubigen die lebendigen Steine. Die äußere Erſcheinung dieſes Tempels iſt alſo unweſentlich für ihn und kann ſehr gering ſein, ohne das Geringſte an ſeiner Herrlichkeit zu ändern. Aber dieſe Herrlichkeit des Herrn in ſeinem Tempel ſoll der Welt

offenbar werden und will die Welt ſich unterwerfen. Bis zur Erſcheinung Jeſu Chriſti waren Himmel und Erde getrennt; in ſeiner Menſchwerdung macht er ſie eins. Er kam und hatte nicht, da er ſein Haupt hinlege; doch er iſt gekommen, um ſich zu verſchaffen, wo er ſein Haupt hinlege. Dies geſchieht in den Wegen, wie ſein Gleichnis vom Senfkorn und vom Sauerteig es veranſchaulichen. Ihm iſt alle Gewalt im Himmel und auf Erden, überhaupt alles in ſeine Hände gegeben. Er nimmt dies alles ein. Als ein prophetiſches Zeichen dafür, daß auch das Koſtbarſte in der ſichtbaren Welt ihm angehört, ſteht am Anfange ſeines Erdenlebens das Opfer der Weiſen aus dem Morgenlande und am Ende desſelben Marias Salbung und Nikodemus' Beſtattung. Sobald nun die Predigt ſeines Namens der Welt mächtig wird, regt ſich auch der Geiſt, das Schönſte und Größte, was dieſe Welt hat, in ſeinen Dienſt zu ſtellen. Hat das nicht ſeine unwiderſprechliche geiſtliche Wahrheit? Paul Gerhardts Lied: „Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld," und viele andere Lieder der Kirche bringen dies ſo zur Geltung, daß kein Chriſt etwas dagegen einwenden kann. Aber wenn das Herrlichſte und Größte in der Welt vom Glauben in Chriſti Dienſt geſtellt wird, ſo iſt dies zugleich auch für die Welt von großer Bedeutung. Alle geiſtigen Mächte ringen nach Verleiblichung in der Welt. Denken wir etwa an die Macht eines großen Volks, an dieſe gewaltige geiſtige Größe, ſo finden wir immer, daß ſie bemüht iſt, ſich zu verleiblichen. In Monarchien geſchieht das in der Herrlichkeit des Königs, in ſeinem Thron, ſeiner Reſidenz, ſeinem Hofe, ſeinem Heere, ſeiner Flotte, im ganzen ſichtbaren Staatsweſen. Überhaupt iſt die Welt immer darauf aus, ihre Größe zur Anſchauung zu bringen. Man denke nur an die Weltausſtellungen! Ein unermeßlicher Reichtum, ſtrotzende Kraft, leuchtende Schönheit, erſtaunliches Wiſſen und Können ſtellt ſich eben darin aus. Die Menſchen werden dadurch zum Aufmerken erweckt, zur Bewunderung angefeuert, zur Vergötterung verführt. Hat es dem gegenüber nicht auch ſeine in ihrer Weiſe einzigartige Bedeutung, daß der König der Ehren ein wenig von ſeiner Herrlichkeit auf Erden ausſtellt und in das äußere Leben der Menſchen hineinſtellt? Niemand wird leugnen mögen, daß es ſeinen hohen

Wert für die Menſchen beſitzt, wenn ſie etwas vor Augen haben, das ſich in der Sinnenwelt impoſant geltend macht und dabei ſeinem Weſen nach doch nicht von dieſer Welt, ſondern von jener Welt iſt. Man ſehe über eine Stadt hin ohne Kirchturm! Alles iſt ſo einförmig, flach, gebunden an den Boden. Wird nun eine große, herrliche Kirche mit hohem Turm dort erbaut, ſo gewinnt ſchon während des Baues das ganze Stadtbild einen anderen, einen ausdrucksvolleren Charakter. Aus der Ferne, wie aus der Nähe faſt von jedem Platze, von jeder Straße aus geſehen, macht ſich dieſer neue charakteriſtiſche Zug an den Menſchen geltend. Äſthetiſch belebt und befriedigt er alle, auch die, welche das Wort „Äſthetiſch“ nicht kennen und über die Sache, die es ausſprechen will, nie nachgedacht haben. Doch weit über den äſthetiſchen Eindruck hinaus wirkt der ſittliche und religiöſe Eindruck ſelbſt bei den Gemütern, die derartige Eindrücke ſonſt kaum kennen lernen. Ein mächtiges „Aufwärts die Herzen“ iſt in ſolchen Kirchenbauten tatſächlich geworden und verkörpert. — Das Wort des Herrn, worin er den Tempel größer nennt, als das Gold, das vom Tempel geheiligt wird (Matth. 23, 17) findet ſicherlich hierbei ſonſt keine Anwendung. Der Tempel iſt Tempel auch ohne Gold und kann es entbehren; aber wenn das Gold da iſt, heiligt er es, und wir ſollen es nicht verachten. — Daß jener Hamburger Kaufherr und Rechtsgelehrte im übrigen in ſeiner Kritik der großen, herrlichen Kirchenbauten nicht ſelten den Nagel auf den Kopf traf, ſoll ihm unbeſtritten bleiben.

Ein Beſuch in den Alſterdorfer Anſtalten nahm uns faſt einen ganzen Tag in Anſpruch. Der Vater meines Freundes hatte die lebhafteſte Teilnahme für dieſes von Paſtor Sengelmann an St. Michaelis ins Leben gerufene Aſyl für blödſinnige Kinder und trieb uns energiſch an, es genauer kennen zu lernen. Wen er aber energiſch vornahm, konnte ihm nicht leicht widerſtehen. Er beſtand aus Energie. In ſeinem Geſchäfte unermüdlich tätig auch unter ſchweren, körperlichen Anſtrengungen, für ſich ſelber von den einfachſten Bedürfniſſen und darin noch ſehr ſparſam, hatte er ſich bei ſeiner großen Tüchtigkeit und Treue ein erhebliches Vermögen erworben, für die Alſterdorfer Anſtalten

aber aus Erbarmen mit den blöden Kindern ſtets von neuem große Stiftungen gemacht, die wohl faſt über ſeine Leiſtungsfähigkeit hinausgingen. Wenn ich mich recht erinnere, verdankte die damals neu erbaute Kapelle nicht zum wenigſten ihre Errichtung ſeiner offenen Hand. — Außer Alſterdorf beſuchten wir das „Rauhe Haus". Jetzt ſah ich überhaupt die „Innere Miſſion" zum erſten Male in organiſierter Tätigkeit vor mir. Ich gewann ſofort die lebhafteſte Teilnahme dafür. Dieſe hat ſich in meinem ganzen Leben immer geſteigert und iſt mehr und mehr zu einer herzlichen Liebe für die Aufgaben der „Inneren Miſſion" geworden. Aber dürfen wir hoffen, mit den Mitteln der „Inneren Miſſion" die Volkskirche wieder erbauen zu können? Daß die Antwort verneinend lauten muß, hat ſich wider meinen Wunſch mir oft aufgezwungen.

Die Rückreiſe von Hamburg nach Bremen machte ich mit einem kleinen Küſtenfahrer, deſſen Schiffer mir bekannt war. Ich hatte bis dahin die Unterelbe noch nie geſehen und war hoch erfreut über den Anblick der ſchönen Oſtufer im hellen Glanz der Abendſonne. Bald indeſſen fiel ein dichter Nebel ein. Wir konnten kein Licht, kein Feuer mehr unterſcheiden und mußten ankern. Den Verordnungen gemäß hatten wir uns etwas außerhalb des Fahrwaſſers hingelegt und fühlten uns hier einigermaßen ſicher vor der Gefahr des Überſegeltwerdens. Trotzdem tauchten mehrfach unheimlich große geiſterhafte Schiffskörper, die mit leichter Briſe trotz des Nebels ſtromauf gingen, in nächſter Nähe bei uns auf, ſo daß wir Anker auf gingen und uns auf flacheres Waſſer zurückzogen. Bald indeſſen hatte die Ebbe eingeſetzt und damit ebbte auch der Verkehr auf dem Strome immer mehr ab, bis er ſchließlich ganz verſchwand. Es war das erſte Mal, daß ich den Wechſel der Gezeiten auf dem Waſſer erlebte und perſönlich dabei intereſſiert war. Freilich kannte ich von den Knabenjahren an das Ebben und Fluten in dem heimatlichen Bache, der „Aue", die unterhalb der Mühle bei Schönebeck an ihrem kleinen Teile von dieſem Pulsſchlage des Weltmeers mitbewegt wurde. Beim Fiſchen und Baden hatte es uns ſehr intereſſiert, den unerklärlichen Vorgang zu beobachten, daß das Waſſer, von einer fernen geheimnisvollen Übermacht getrieben, zeitweilig berg-

aufſtrömte und auch wohl ſeine gewöhnlichen Ufer überſchwemmte, um nach kurz bemeſſenem Stillſtande auf der Höhe dann ſich ſtets wieder zu wenden und talwärts weiter zu fließen. Einer unſerer Lehrer hatte uns wohl einmal darauf hingewieſen, wie doch auch in unſerm leiblichen Herzſchlage eine ganz parallele Bewegung im Ebben und Fluten unabläſſig, in jedem kürzeſten Momente ſich vollziehe und ähnliche Vorgänge ſich auch in unſerm Gemütsleben und überall in unſern Erfahrungen nachweiſen ließen. Jetzt in der ſtillen Nacht, in Nebel und Dunkelheit ſpürte ich ſehr fühlbar, daß nun dieſe ſchönen Hamburger Tage wegebbten und bald eine andere Flut wieder hereinſtrömen werde. Wie unzählige Male hat ſich dieſer Eindruck bei mir erneuert! Und im Gemeinſchaftsleben der Menſchen, im Leben der Völker geſchieht offenbar ganz dasſelbe. Der aufſteigenden Welle folgt naturgemäß auch hier die ſinkende, der Aktion die Reaktion und umgekehrt. Bei Völkern raſchen Pulsſchlages, wie bei den Franzoſen etwa, folgt dies Ebben und Fluten raſch aufeinander; bei phlegmatiſchen Stämmen, wie bei den Niederländern, langſam. Ähnliche Gedanken mochten mich in jener Nacht auf der Elbe bewegen, bis ich auf dem Verdeck in meinem alten Kragenmantel einſchlief. Nach einigen Stunden klarte es aber auf, und wir freuten uns, daß es wieder vorwärts ging. Der Wind friſchte auf und wurde weſtlich. An der Mündung der Oſte kam uns die Flut entgegen. Die Wellen gingen hoch und brachen kreuz und quer wild übereinander. Ich merkte etwas davon, warum der Seemannshumor dieſe ſtürmiſche Wellenbewegung dort als „Kälbertanz“ bezeichnet. Unſere Reiſe nahm unter einem nicht lieblichen Wechſel zwiſchen Nebel, Windſtille und heftigen Böen vier ganze Tage in Anſpruch. Zuletzt waren wir verhältnismäßig weit von der Küſte bis nach Helgoland abgetrieben, als gegen Abend ein ſtarker Nordweſt einſetzte und wir endlich mit Dunkelwerden unſern Kurs nach der Weſermündung ſetzen konnten. Bald indeſſen wurde das Wetter unter ſtarken Regengüſſen bei zunehmendem Winde wieder unſichtig, und der Schiffer konnte ſeine Unruhe kaum verbergen, daß wir das Feuer vom Rote-Sand-Leuchtturm, das wir ſchon geſehen hatten, wieder aus den Augen verlören, da er fürchtete, wir würden durch Strom-

verſetzung mit der ſteigenden Flut zu weit nach Oſten verſchlagen werden. Endlich klarte es wieder auf und nun ſahen wir das Feuer vom Leuchtturm ſchon ziemlich nahe vor uns, ſo daß der Schiffer mit Hilfe von anderen Feuern, die gleichzeitig aufleuchteten, genau wußte, wo er war und ſeinen Kurs richtig ſetzen konnte. Einſt hatte Baurat van Ronzelen, der Baumeiſter des Rote-Sand-Leuchtturms, im Dietorſchen Hauſe in Bremen uns viel und ſehr anſchaulich von den unſäglichen Mühen und auch von den großen Gefahren erzählt, die vor allem mit der Fundamentierung des Leuchtturms verknüpft waren. Jetzt erfuhr ich etwas von der Bedeutung eines ſolchen Bauwerks und ſeines Lichts in finſterer Nacht und im Brauſen von Sturm und Wogen!*) Und ein Gedanke traf mich damals tief und hat ſich ſpäter immer wieder bei mir erneuert, wenn ich auf See Leuchtfeuer meinen Weg vorſchreiben ſah! In Hamburg war ich mir bei dem Gewühl zahlloſer Menſchen, Wagen, Schiffe manchmal ganz verloren vorgekommen. Mein eigenes Weſen und Leben erſchien mir ſo unendlich gering und nichtig, ſo unbrauchbar auch und ohne jeden wirklichen Wert für andere. Nun aber kannte ich ja mehrere Leuchtturmwärter und auch den Kapitän und mehrere Leute von der Beſatzung eines Feuerſchiffs. Sie waren ſehr einfache Leute und brachten monatelang ihr Leben in großer Einſamkeit mitten im wüſten, wilden Meere zu. Aber wieviel kam auf ſie und ihre Treue an! Sie konnten ſelber oftmals nichts davon wiſſen, welchen gefährdeten Schiffen ſie bei Tag und Nacht den rechten Weg zeigten. Und doch war es ſo. Wenn ſie im beſonderen ihr Leuchtfeuer anzündeten und brennend erhielten, waren ſie eine unentbehrliche Hilfe für zahlloſe Menſchen aus der eigenen Heimat und Verwandtſchaft und von den Enden der Erde. Dazu lag ja auf der Hand, daß es nicht ihr eigenes Licht war, das ſie leuchten ließen. Man hatte ſie dazu berufen und beſtellt, dieſen Dienſt zu tun. Es hing nicht von ihrem eigenen Willen ab, ob ſie das Licht

*) Daß Leuchttürme, Baken uſw. einen zwiefachen Dienſt verſehen, bald das rechte Fahrwaſſer und den Weg zum Hafen zeigen, bald ein Warnungszeichen vor Sandbänken und Klippen aufrichten, hatte ich auf dieſer Reiſe auch zum erſten Male deutlich vor Augen.

anzünden und brennend erhalten wollten oder nicht. Ist es nicht bei uns Menschenkindern und Christen ebenso? Gewiß kann niemand zu Zeiten dem entgehen, daß, wie der Dichter sagt, „seines nichts durchbohrendes Gefühl" ihn quält. Aus eigenen Mitteln ist dieser gefährliche Pessimismus nicht zu bezwingen. Doch Gott hat uns berufen mit einem heiligen Ruf. Seitdem der erschienen ist, der von sich sagen und der's beweisen kann: „Ich bin das Licht der Welt", ist denen, die an ihn glauben, der unwandelbar feste, gesegnete Beruf gegeben: „Ihr seid das Licht der Welt!" Ob wir selber davon viel merken und sehen, entscheidet hierbei nichts. Wir haben dem anvertrauten Beruf zu dienen, ohne nach dem sichtbaren Erfolg zu fragen. Dadurch gewinnt unser Leben erst seinen wahren Inhalt. — Als wir an jenem Abend unter Helgoland lagen, sahen wir zuerst noch eine Menge von Privatlichtern in den einzelnen Häusern brennen. Aber sie erloschen allmählich ohne Ausnahme. Sie standen im eigenen Dienst. Dagegen das Leuchtfeuer erlosch nicht. Es stand im allgemeinen Dienst. So soll das Leben der Kinder Gottes glänzen, wie ein Licht, das da fortgehet und leuchtet bis auf den vollen Tag (Sprüche Sal. 4, 18). — Jene Fahrt ging trotz aller Mühe und Arbeit und ängstlichen Spannung zuletzt doch glücklich vonstatten und am Schlusse sogar so schnell, daß wir mit einem von Bremerhaven aufwärts fahrenden Schleppdampfer fast gleichen Schritt hielten. In Bremen angelangt, erzählte mir der Schiffer, wie viel er auf dieser Fahrt und dann durchschnittlich im Jahre verdiene. Es war eine nur sehr geringe Summe. Und ich fand von neuem, was sich mir später oft bestätigt hat, daß Küstenfahrer und Seeleute überhaupt in der weit überwiegenden Mehrzahl einen Verdienst haben, der mit ihrem sehr schweren und sehr verantwortungsvollen Beruf auch nicht annähernd in richtigem Verhältnis steht.

II.

Nach Beendigung dieser inhaltreichen Reise zu Hause wieder angelangt, fühlte ich doch das Bedürfnis, etwas von meinen Studien wieder aufzunehmen. In Erlangen hatten wir in einem Kränzchen angefangen, Schleiermachers Reden über die Religion

usw. gemeinsam zu lesen. Es war die erste Schrift, die ich von ihm kennen lernte, und ich ahnte wohl etwas von seiner großen geistigen Bedeutung, als ich sie las. Aber ich konnte ihm doch keinen rechten Geschmack abgewinnen und legte ihn bald wieder weg. Dagegen zog die Lektüre von Augustins Konfessionen, die ebenfalls in Erlangen begonnen war, mich andauernd sehr an. „Wann wirst du dich selbst kennen lernen? Wenn du Gottes Wort über dich zu Herzen*) nimmst!" So lese ich auf dem weißen Blatt vor dem Titel meines Exemplars der Ausgabe von Augustins Konfessionen, die Karl v. Raumer ediert hatte, von meiner Hand eingeschrieben. Diese Ausgabe war mir eine wesentliche Hilfe zum Verständnis. Obwohl wir auf dem Gymnasium sehr guten lateinischen Unterricht genossen hatten, merkte ich doch bald, daß Augustins Latinität eine ganz eigentümliche sei. Selbst die schöne Raumersche Ausgabe konnte die sprachlichen Rätsel darin nicht immer zu meiner vollen Befriedigung lösen.

Doch nicht die Form, sondern der Inhalt war selbstverständlich das, was mich immer wieder so stark anzog. Dieser Inhalt konnte in der Regel doch ohne besondere Schwierigkeit erkannt werden und fiel mir oft wie Feuer in die Seele. Augustins sonstige theologische und philosophische Stellung**) war mir noch unbekannt. Um so unbefangener las ich seine Konfessionen. Es ist mir auch immer als ein Gewinn erschienen, daß ich eben in Unbefangenheit zuerst dies Buch von ihm kennen lernte und mich den Eindrücken, die ich daraus empfing, rückhaltloser hingeben

*) August. Conf., lib. X, 3: Quid est, audire a Te de se, nisi cognoscere se?

**) Des Menschen Geist versucht hinauf gen Himmel und hinab in die Tiefe zu fahren, um Wahrheit und Heil zu finden. Aber Gottes Heil ist so einfach und uns so nahe (Röm. 10, 6—9).

Oh! How unlike the complex works of man
Heaven's easy, artless, unencumbered plan!
From ostentation as from weakness free
It stands like the cerulean arch, we see,
Majestic in his own simplicity,
Legible only by the light, they give,
Stand the soul-quickening words: Believe and live!

(Cowper).

konnte. Von hohem Intereſſe war es für mich, zu ſehen, daß er ſein Ich in aller Gottentfremdung, ſündlichen Selbſtliebe und Zuchtloſigkeit ſo hat darſtellen können, daß man immer fühlt: Dieſe Verkehrtheiten und Verderbungen füllen ſein Ich doch nicht wirklich aus und er ſelber willigt nicht abſchließend in ſie ein. In einem ganz außergewöhnlichen Maße ſchien mir ihm dann gegeben zu ſein, in ſeinem Ich, ſowohl dem ſündigen, wie dem begnadigten, das Ich zahlloſer anderer Menſchen zugleich darzuſtellen. Sie alle ſehen, finden ſich in ſeinen Bekenntniſſen wieder. Mag ihr Leben in ſo ganz anderer Zeit, unter ſo ganz anderen Umſtänden verfließen, als bei ihm der Fall war, ſo hat das hierin keinen Unterſchied zur Folge. Dieſelben Zuſtände, Kräfte, Bewegungen ungöttlicher und göttlicher Natur wirken in ihnen, wie ſie in ihm wirkten.*) Was ihn von dem lebendigen Gott hinwegtrieb und fern hielt; was ihn zu dem lebendigen Gott hinzog, in ſeine Liebe, ſeinen Frieden, ſein Leben, überhaupt in ſein Ich eintauchte, — das alles konſtatiert der Leſer auch in ſeiner eigenen Seele. Auguſtin findet ſich zuletzt in Gott und findet ſich für den Nächſten. Darin ſchloß ſich mein erſter Eindruck von ihm poſitiv zuſammen. Und im ganzen Verlauf dieſer Lektüre lernte ich beſſer verſtehen, warum der ehrwürdige Karl von Raumer die Konfeſſionen den Studierenden ſo dringend empfahl und Jahre hindurch ſie immer wieder mit Studierenden aller Fakultäten las. Später traten J. J. Rouſſeaus „Bekenntniſſe“ mir näher. Das Bindeglied dafür war Peſtalozzi geweſen, von dem einige Schriften in der elterlichen Bibliothek eine anerkannte Stellung einnahmen. Aber in Rouſſeaus Konfeſſionen hatte ich nun ein Buch vor mir, das, in ſündlicher Selbſtliebe geſchrieben, mich immer härter abſtieß. Immer wieder traten mir die Spuren entgegen, daß er im letzten Grunde ſich eigentlich zu ſeinem Gott mache. Niemand aber iſt imſtande,

*) Vergl. die rührende, kindliche Beſchreibung ſeiner Jugendzeit: Falli nolebam, memoria vigebam, locutione instruebar, amicitia mulcebar, fugiebam dolorem, abjectionem, ignorantiam (Conf. I, c. 31). — Fenelon ſagt über Auguſtin: „Lui seul j'ai trouvé touchant, lorsque même qu'il fait des pointes!“

ſich wirklich zu ſeinem Gott zu machen. Das Suchen nach Selbſtvergötterung findet Selbſtvernichtung. Bei J. J. Rouſſeaus „Bekenntniſſen“ war allerdings nicht zu überſehen, daß ſeine Knechtung unter ungöttliche Dinge und böſe Begierden an ſeinem Idealismus immer noch ein gewiſſes Gegengewicht hat, ſowenig dies auch wirklich durchſchlägt. In anderen ähnlichen Schriften, auch in Romanen, machte ſich der ſündlich gebundene Egoismus ohne jedes auch nur theoretiſche Gegengewicht geltend. Die Wahrheit ſchien mir daher unleugbar zu ſein, daß dieſer Egoismus mit Notwendigkeit zum ethiſchen Nihilismus hinführen müſſe. Zunächſt begegneten mir in dieſen Büchern Selbſtüberhebung, Selbſtbeſpiegelung, Selbſttäuſchung, die ich alle kannte. Dann folgte etwa krankhafte Sentimentalität. Endlich rangen titanenhafter Trotz mit hoffnungsloſer, öder Verzweiflung einen ſchrecklichen Kampf durch, in dem der Tod das letzte Wort behielt. Sehr klar trat mir vor die Seele, daß, wer ſich über alles lieben will, zuletzt dem furchtbaren Gerichte verfallen muß, ſich ſelber überhaupt nicht mehr, ja auch ſonſt nichts mehr lieben zu können. Damit aber packt ihn das Grauen vor allem Sein, beſonders dem perſönlichen Sein. Er muß es haſſen und wird nur noch von einem brennenden und doch unlöſchlichen Durſte verzehrt eben nach dem Nichts. Eine erſtmalige Lektüre von Dantes „Göttlicher Komödie“ vertiefte dieſe Eindrücke noch. Schließlich ſchienen Rouſſeaus „Bekenntniſſe“ und Auguſtins „Bekenntniſſe“ mir die beiden äußerſten Extreme in der „egoiſtiſchen“ Weltliteratur zu bezeichnen und zwar ſo, daß jene mit Notwendigkeit im Nihilismus enden mußten, während dieſe einem wahren, bejahenden „Egoismus“ dienten, der durch Gottes geduldiges Erbarmen für Zeit und Ewigkeit auf ein geſegnetes Ja und Amen hoffen darf. Suchte ich nach dem letzten durchſchlagenden Grunde für dieſe Verſchiedenheit, ſo mußte ich mir ſagen, daß die Entſcheidung für jeden Menſchen zuletzt davon abhängt, ob er auf der Seite ſeiner Sünde wider ſeinen Gott, oder auf der Seite ſeines Gottes wider ſeine Sünde ſteht!*)

*) Ein altes, engliſches Gedicht, das mir zu Händen kam, traf mir auch das Herz:

Dieſe Studien und andere nahmen indeſſen nur etwa die Vormittage in Anſpruch, oder auch wohl ganze Tage, wenn das Wetter zu ſchlecht war, um hinauszugehen. Zuweilen wurden ſie ganz unterbrochen. Immerhin bildeten ſie einen roten Faden, der ſich durch die Ferienzeit hinzog, und es wurde mir dann beim Wiederanfang des Semeſters nicht ſo ſchwer, mich an die ſtrengere wiſſenſchaftliche Arbeit von neuem zu gewöhnen. Es trat mir dabei auch näher, wie viel man beſchicken kann, wenn man ſich früh daran gibt, ſeine Zeit ordentlich einzuteilen und ebenſo in dem, was ſtudiert wird, eine beſtimmte Dispoſition zu treffen. Sehr wertvoll wurde mir der Wink eines älteren Freundes, ich möge immer die Feder beim Leſen zur Hand haben. Denn nach meiner Erfahrung wenigſtens muß ich ſagen, daß die regelmäßige Fixierung des Hauptinhalts in dem geleſenen Buche durch Niederſchreiben in ſelbſtändigen Ausdrücken und Sätzen mir mit am meiſten zur wirklichen, geiſtigen Aneignung des Geleſenen verhalf. Daß wir dabei auch im Hinblick auf das künftige Examen arbeiten müßten, lag ganz außerhalb unſeres Geſichtskreiſes. Ich erinnere mich auch kaum, daß ich ſpäter, abgeſehen von Repetitionen in der Kirchengeſchichte und dem Einprägen von dogmatiſchen Definitionen und Sätzen aus den Symbolen, irgend etwas mit beſonderer Beziehung auf das Examen ſtudiert hätte. — Leider kann ich nicht behaupten, daß die hier charakteriſierte Weiſe, privatim zu arbeiten, von mir immer durchgeführt worden ſei. Manche vergeudete oder ſchlecht angewendete Zeit ſteht auch jetzt noch leer und öde in meiner Erinnerung vor mir. —

If thou culdst empty all thyself of self
Like to a shell dishabited,
Then might He find thee on the ocean shelf
And say: „This is not dead!“
And fill thee with Himself instead.

But thou art all replete with very thou
And hast such shrewd activity,
That, when He comes, He says: „This is enow
Unto itself —, 't were better, let it be;
It is so small and full! There is no room for Me!“

(T. E. Brown.) — Ratio rei: Conceptio Dei; negatio mei!

Jene Unterbrechungen meiner Studien waren von sehr verschiedener Natur. Als die Jagd offen wurde, nahm ich zuerst wohl noch einmal das Gewehr, merkte aber bald, daß ich keine wirkliche Freude mehr daran hatte. Das Herumstreifen hatte seinen vollen Reiz für mich behalten; und nach einem leblosen Ziele schoß ich auch noch ganz gern. Als ich bei der Rückkehr von einer Jagd einen Holzapfel auf einem Baumstumpf getroffen hatte, trat mein Vater die Entfernung ab und freute sich, daß sie fünfzig Schritt ausmachte. Doch auf lebendige Wesen zu schießen, widerstand mir mehr und mehr. Seit jenem Herbst habe ich meines Wissens keine Jagd mehr mitgemacht. —

Mit dem Spiel ging es anders. Ein alter Onkel oder vielmehr Ohm war so taub, daß er an der Unterhaltung nicht mehr teilnehmen konnte. Solange es Tag war, beschäftigte er sich unablässig in seinem Berufe auf der Schiffswerft, und manchmal mußte ich mich wundern, wie gewandt er trotz seiner siebzig Jahre die schmalen, schwanken, steilen Leitern hinauf- und herunterstieg, die am Schiffskörper angebracht waren, oder auf den hoch aufgetürmten Balkenlagern, vielleicht fünfzig Fuß über der Erde mit untrüglicher Sicherheit von einem Balken an der Ecke zum andern hüpfte und den Zimmerleuten das Stück Holz zeigte, das sie verarbeiten sollten. Seine große Meßstange behielt er dabei immer fest in der Hand. — Wurden dann aber im Herbst die Abende länger, so wußte Ohm Marten nichts mit sich anzufangen und wurde von etwas mürrischen Stimmungen heimgesucht, die sich erst legten, wenn der Whisttisch in Funktion trat. Da es nun manchmal an der vierten, selbst an der dritten Hand fehlte, so wurde ich dazu herangezogen. Ich war inzwischen einundzwanzig Jahr alt geworden, und man fing langsam an, mich als Erwachsenen zu behandeln. Dazu gehörte auch die Einweihung in die Geheimnisse des Whist. Ich mochte ein wenig gelehriger Schüler sein. Obwohl das Spiel mich daher zuerst etwas langweilte und meine Leistungen darin besonders von Ohm Marten oft mit grimmigen Blicken und unwilligem Grunzen begleitet wurden, fand ich bald doch Freude daran und konnte dann auch meinerseits den Abend kaum abwarten, bis wir uns zum Spiel hinsetzten. Mein Vater und mein Onkel

wußten mir indeſſen die Stange zu halten und entwarfen mir derartige Schreckbilder von dem Weſen und den Folgen der Spielleidenſchaft, daß ich mich hütete, dieſem Amüſement eine zu große Bedeutung für mich einzuräumen. Klaus Harms „Güldenes Abc" wurde oft nachdrücklich zitiert: „Jagd, Tanz, Spiel, Schauſpiel und derlei, die ſind an ſich zwar ſündenfrei; doch willſt du einen guten Rat: Es iſt ein Eis, das Waaken hat!" Sonſt wurde damals in chriſtlichen Häuſern ohne Bedenken nicht ſelten Whiſt geſpielt, allerdings um ſo geringen Einſatz, daß Gewinn und Verluſt keine weitere Bedeutung hatten. Wenn ich mich bemühte, mir klar zu machen, warum ich am Kartenſpiel Vergnügen fand, kam ich immer auf zwei Punkte zurück, die ich ſpäter auch in den Beſprechungen dieſes Themas in der Ethik im weſentlichen wiederfand. Einerſeits machte es mir Spaß, zu erfahren, was eigentlich „Glück" mit ſich brachte; andererſeits zog es mich an, aus einer wenig günſtigen Hand Karten durch gut überlegtes Spiel noch möglichſt viel herauszuſchlagen, wobei dann ja auch noch die Klugheit oder andere Eigenſchaften des „Partners" und der Gegner mit in Betracht zu ziehen waren. Jedenfalls konnte ich Schleiermachers Anſicht*) nicht ohne weiteres beiſtimmen, die ungefähr darauf hinauslief, das Kartenſpiel ſei immer ein Zeichen von einer unvollkommenen, niederen Stufe des geſellſchaftlichen Lebens. Das läßt ſich freilich im allgemeinen ſchon begründen, vorausgeſetzt, daß man unbefangen genug iſt, andere Sitten und Gewohnheiten im geſellſchaftlichen Leben, wie es tatſächlich geführt wird, ebenfalls als recht unvollkommen und einer niederen Stufe angehörend zu bezeichnen. Ob das lange Schmauſen bei Tiſche und die üblichen Unterhaltungen etwa über Theater oder Mode oder die Miſſetaten**) des Nächſten uſw. eine voll-

*) Schleiermacher, Die chriſtliche Sitte, p. 696; Martenſen, Ethik, III, p. 94—96; Wuttke-Schulze, Ethik II, 303; Richard Rothe, Ethik.

**) „Von dem Nächſten ſoll man ſo wenig als möglich reden, denn man fängt mit Gutem an, ſchließt aber gewöhnlich mit Böſem. Unſer Nächſter iſt ein Glas, das leicht zerbricht, wenn man es zu oft in die Hand nimmt." Maddalena bei Pazzi, zit. bei Hilty „Das Glück" II, 108. — Vergl. auch Logau:

kommenere und höhere Stufe des geſellſchaftlichen Lebens darſtellen, darf wohl als zweifelhaft bezeichnet werden. Treten dann wirklich vollkommenere Formen im geſellſchaftlichen Leben, etwa Muſikpflege, Vorleſen aus guten Büchern und ähnliches beherrſchend in den Vordergrund, ſo iſt bekanntlich damit verbunden, daß ein Teil der Geſellſchaft nur ſcheinbar daran teilnimmt, wodurch dieſem ganzen Beſtreben der Stempel einer gewiſſen Unwahrhaftigkeit aufgeprägt wird, die vor dem ethiſchen Urteil nicht beſtehen kann. Alles in allem genommen ſollte man doch allmählich einſehen, daß allgemeine Beſtimmungen auf dem Gebiete der Adiaphora, der Mitteldinge, ſich auf dem Papier freilich ganz gut ausnehmen mögen, im wirklichen Leben aber entweder in zu großer Strenge oder zu großer Milde immer vorbeiſchießen und, wie es Fehlſchüſſen ja oft geht, irgendwo einen Unbeteiligten ſchwer verletzen oder gar töten. Schließlich kann nur der einzelne darüber befinden, was ihm nach ſeiner individuellen Natur und ſeinen gewöhnlichen Berufstätigkeiten ein Vergnügen, eine Erholung bereitet. Iſt die Sache, an der dieſe Erholung klebt, an ſich unſündlich, ſo liegt die Entſcheidung über die Berechtigung der Erholung eben nicht in der Sache und in ſeinem bezüglichen Tun, ſondern in dem Geiſte, in der Geſinnung, die ihn dabei regiert. Obwohl ich meines Wiſſens ſeit vierzig Jahren kein Kartenblatt mehr in der Hand hatte, kann ich mir ſehr wohl vorſtellen, daß jemand, der an der gewöhnlichen Unterhaltung nicht gern teilnimmt oder der etwa das Bedürfnis fühlt, ein Gegengewicht gegen ſeine regelmäßige Berufstätigkeit zu finden, am Abend ſein Kartenſpiel macht, ohne Schaden an ſeiner Seele zu nehmen. Allerdings muß er als Chriſt auch bedenken, ob nicht andere daran Anſtoß und Schaden nehmen (1. Kor. 8). Damit iſt, ſoweit ich ſehe, Kartenſpiel vom Leben des Paſtors und dem Leben im Pfarrhauſe ohne weiteres ausgeſchloſſen. Außerdem kann dem einzelnen auch die Frage nicht erſpart werden, ob er in der Tat für ſich und andere nicht etwas im geſellſchaftlichen Leben bieten könne, das an wahrem Erholungswert das Kartenſpiel übertrifft. Verſchiedene Zeitperioden und

---

Die Mücken ſingen ſtets, bevor ſie ſtechen:
Die läſtern noch, die anfangs lieblich ſprechen!

Bildungsſtufen gewähren eben doch auch verſchiedene Möglichkeiten zu einer für alle anſprechenden Erholung. In jener Zeit am Beginn der ſechziger Jahre kannte man in unſern Kreiſen wenigſtens kaum eine lebhaftere Beteiligung am öffentlichen Leben in der Gemeinde, in der Stadt, im Staate. Außer der Muſik gab es auch kaum ein lebhafteres Intereſſe für Kunſt. Das geſellſchaftliche Leben vollzog ſich im ganzen in einem Stil, zu dem der Whiſttiſch ganz gut paßte, in den er ſich harmoniſch einfügen ließ. Andere Zeiten bringen naturgemäß andere Erholungen, und die Kinder der Zeit ſind auch genötigt, ihre Erholungen wieder in die richtige Beziehung zu ernſteren Dingen und Aufgaben zu bringen. Unter anderem erzählte damals ein chriſtlich geſinnter Gutsherr, er ſei von ſeinen Eltern her gewohnt geweſen, eigentlich jeden Abend Whiſt zu ſpielen, ſeitdem er indeſſen angefangen habe, mit ſeiner Familie und den Leuten Hausandacht am Abend zu halten, hätte ihm beides nicht recht zueinander paſſen wollen, das Whiſtſpielen ſei aufgegeben worden, und er fände jetzt ſeine Abende in Unterhaltung, Vorleſen, Muſik viel ſchöner als früher. Am fatalſten, um damit zu ſchließen, hat mich immer das Kartenſpiel von Studenten berührt. Das Skatſpielen kam damals in Schwung, und auch in unſerer Verbindung gab es einige Leute, die allmählich anfingen, regelmäßig ihren Skat zu dreſchen. Der Redakteur des „Knödels“, der in zwangloſen Heften, handſchriftlich erſcheinenden, humoriſtiſchen und ſatiriſchen Verbindungszeitung, nahm ſich ihrer wiederholt an. Als er nach mehreren anderen Beſchreibungen ihres Tuns, die auch ſchon getroffen hatten, ſie in einer ſchwungvollen Elegie beſang, deren Refrain von allen im Chor wiederholt wurde, und dazu auch noch die entſprechenden Zeichnungen brachte, verſchwand das Skatſpielen ſpurlos in unſerm Kreiſe und iſt zu meiner Zeit in der Verbindung nie wieder aufgetaucht. Billard und alle möglichen Spiele im Freien florierten dagegen weiter.

Die Frage um die Zuläſſigkeit der „Mitteldinge“ für den Chriſten war damals durch die von Hermannsburg ausgehende Erweckung in beſonderem Sinne eine brennende auch in unſern Kreiſen zu Hauſe geworden, obwohl ſie eigentlich in jedem

einzelnen Christenleben bei gegebener Gelegenheit sich ja unablässig geltend macht und erledigt sein will. Im ganzen vertrat der Hermannsburgische Typus eine mehr abwehrende Stellung gegen die Mitteldinge und stellte auch wohl bestimmte äußerliche Normen auf, aus deren Beachtung oder Nichtbeachtung man schließen könne, ob jemand ein gläubiger Christ sei oder nicht. Wie weit Louis Harms bei der Aufrichtung dieser Kennzeichen persönlich beteiligt war, konnte ich nie genau feststellen. Seine Anhänger gingen recht weit darin und fanden damit wenig Zustimmung in unserer durchweg sehr einfach gerichteten, dabei aber mit einer guten Dosis Mutterwitz ausgerüsteten Umgebung. Unter anderm weckte es manchen heiteren Widerspruch, wenn ein Handwerker, der in Hermannsburg gearbeitet hatte und von der dortigen Bewegung tief ergriffen worden war, das Zigarrenrauchen streng verwarf, wogegen er das Pfeifenrauchen ebenso entschieden billigte. Er war ein vortrefflicher Mann und in seinem aufrichtigen Christentum sonst vielen ein Vorbild und ein Sporn; aber die komischen Anhängsel, die sich unter dem Scheine, als seien sie evangelische Früchte, allmählich immer mehr bei ihm ansetzten, hinderten zweifellos den Segen, der sonst von ihm ausging. Als man ihm entgegenhielt, daß er wohl nur um deswillen das Pfeifenrauchen billige, weil Louis Harms selbst Pfeifen zu rauchen pflegte, hatte er dies im Eifer abgeleugnet und sich Mühe gegeben, außer dem Nachweis schwerer finanzieller Folgen des Zigarrenrauchens im Wesen der Zigarren selbst etwas Böses und Unchristliches zu entdecken und so manchen Spott auf sich gezogen. Da in seinem Dorfe leidenschaftlich und um relativ hohe Einsätze Karten gespielt wurden, bekämpfte er dies böse Übel mit vollem Rechte, ging dann aber so weit, die Karten überhaupt als Erfindungen des Teufels hinzustellen und zu behaupten, wer Karten spiele, könne nicht mehr zur Kirche und zum heil. Abendmahl gehen und keine Erbauung mehr aus Gottes Wort und Evangelium schöpfen. Das traf ohne Zweifel nicht zu, wie jedermann wußte. Unter anderem war jener alte Ohm Marten, obwohl er ein ständiger Kartenspieler war, doch auch ein ständiger Kirchgänger. Er konnte von der Predigt nichts mehr hören, hatte aber seine Freude am Gesange, und

wenn er nach dem Singen einzuſchlafen pflegte, ſtieß ſich niemand daran. Bei mir hatte er einmal den Heliand in einer Übertragung in die Sprache der Gegenwart geſehen und auf meine Erzählung, das Buch ſei vor etwa 1000 Jahren von einem Sachſen geſchrieben, es mitgenommen zum Leſen. Eine große Freude fand er daran. Seine Angehörigen ſahen ihn immer wieder davor ſitzen. Dieſe kindlich große Wiedergabe des Evangeliums aus gläubigem deutſchem Herzen ergriff ihn ſo, daß er manchmal vor Tränen und Schluchzen nicht weiter leſen konnte. Außer ihm iſt mir in meinem Leben kein Beiſpiel begegnet, daß jemand am Heliand eine ſolche innerlichſte chriſtliche Herzenserquickung gefunden hätte. —

Während der Ferien hatten, abgeſehen von allen jugendlichen Freuden, auch die Wirklichkeiten des Lebens wieder deutlich zu mir geſprochen und mir viel zu denken gegeben. Unwillkürlich begleitete mich auf der Reiſe nach Erlangen beim Beginn des neuen Semeſters eine ganze Anzahl von neuen „Frageſtellungen", wie man es jetzt nennen würde. Diesmal mußte ich die Fahrt allein machen, aber die vielen lebendigen Eindrücke in dem vergangenen Vierteljahr gingen mir immer wieder durch den Sinn und ließen keine Langeweile aufkommen. Auch lag ja ein ſchönes Semeſter im Studium und in der Verbindung vor mir. —

III.

Bis dahin hatte ich Thomaſius nur als Prediger kennen gelernt. Jetzt wollte ich Dogmatik und Dogmengeſchichte bei ihm hören. Sein Vortrag auf dem Katheder war dem Vortrage ſeiner Predigten ähnlich. Nur mochte er im Kolleg etwas ſchneller ſprechen. Er band ſich offenbar genau an ſein Heft, wie denn auch ſeine Predigten, wie mir ſchien, nie ohne beſtändige Rückſichtnahme auf ſein Konzept gehalten wurden. Eine gewiſſe Eintönigkeit war unvermeidlich damit verbunden. Er ſprach indes in überſehbaren Sätzen und ſo deutlicher Betonung, daß man vorzügliche Hefte bei ihm nachſchreiben konnte. Sein Gedankengang war in denkbar einfachſter und klarſter Konſequenz durchgeführt. Inhaltlich konnten ſeine Sätze zuerſt faſt den Eindruck einer gar zu großen Einfachheit machen. Offenbar ſetzte

er bei den Zuhörern keine besondere Begabung und kein größeres Wissen voraus. Wer ihm indes folgte, fand in seiner großen Einfachheit und Einfalt auch die große Tiefe. Niemals erschien dann diese Tiefe in dem Lichte, als habe er sie selber gegraben. Ihm fehlte wie formell so sachlich jede Prätension. Schrift und Bekenntnis, die ursprüngliche Quelle und der abgeleitete Strom, beherrschten seine ganze Darstellung.*) War bei Hofmann seine imponierende Selbständigkeit das Packende, so konnte man bei Thomasius überhaupt kaum davon sprechen, daß irgend etwas packe. Aber seine rührend kindliche Hingebung an Gottes Wort und Reich durchdrang seine Zuhörer mit einem milden, freundlichen Lichte und mit einer eigentümlichen Liebeswärme. Dabei erwies sich seine Erkenntnisarbeit, seine historische und sachliche Forschung als völlig solide, als unwandelbar gerecht und zuverlässig. Soviel ich mich erinnere, bin ich nie auf einen Beweis gestoßen, daß er z. B. einen Quellenauszug nicht genau in dem Lichte gegeben hätte, in dem der Verfasser ihn ursprünglich geschrieben hatte, soweit dies überhaupt in der Gegenwart zu erreichen war. Als ich etwas später Albrecht Ritschl und K. F. A. Kahnis zu hören Gelegenheit hatte, trat mir Thomasius' Eigentümlichkeit als theologischer Lehrer noch klarer, plastischer und bedeutender vor Augen. Er ging eben nie von außen an seine Themata hinan, um sie dann nach seinen eigenen Antrieben zurechtzulegen oder gar in bestimmte Formen zu zwingen und durch seinen eigenen Geist ihnen erst Leben einzuhauchen, sondern er lebte persönlich in seinen Aufgaben und besaß das seltene, hohe Vermögen, sie von innen heraus nicht etwa nur darzustellen, sondern vor unsern Augen und Ohren als lebendige Organismen erwachsen, grünen, blühen und Frucht tragen zu lassen. Wenn ich einen zusammenfassenden Ausdruck dafür wagen darf, so war seine Theologie allerdings Theologie in einer Erhabenheit, wie sie mir noch nicht näher getreten war, doch ihr Wesen und Leben fand seine Theologie in seiner Christologie. Wiederum seine

*) Das schöne Wort des Plinius konnte man in Thomasius' Vorlesungen wohl erfüllt finden, die ardua res, vestutis novitatem dare, novis auctoritatem, obsoletis nitorem, obscuris lucem, fastiditis gratiam, dubiis fidem, omnibus vero naturam et naturae suae omnia.

Chriſtologie führte uns in einen geiſtigen, geiſtlichen, geſchichtlichen, gegenwärtigen Reichtum ohnegleichen ein; doch ihr Weſen und Leben fand ſeine Lehre von Chriſto in ſeiner Heilslehre. Die Rechtfertigung des armen Sünders allein aus Gnaden, um Chriſti willen, durch den Glauben war das Herz ſeiner Chriſtologie und Theologie. Darin ſchloß ſeine theologiſche Lehrtätigkeit an das praktiſch-chriſtliche Bedürfnis und den etwaigen geiſtlichen Beſitz ſeiner Hörer in der einleuchtendſten Wahrhaftigkeit und Wahrheit, ebenſo auch in einer, richtig verſtanden, unwiderſtehlichen Kraft an und ließ uns nie wieder los. — Nun war nach meiner ganzen natürlichen Anlage, nach manchen tiefdringenden Eindrücken aus meiner Gymnaſialzeit und in Verbindung mit gegenwärtigen geiſtigen Kämpfen in mir auch der ſtarke Antrieb vorhanden, der göttlichen Wahrheit und Gabe auf rein intellektuellem Wege mächtig zu werden. In meiner Weiſe hatte ich bei alten und neuen Autoritäten angefragt, ob ſie mir dazu verhelfen könnten. Vielleicht hatte Leſſing in ſeiner enormen Geiſtesſchärfe auf dieſem Gebiete den ſtärkſten Einfluß auf mich ausgeübt. Sein „Nathan" freilich, ſo ſehr ich ihn als äſthetiſches Kunſtwerk hochſchätzte, war mir, ſowohl am ethiſchen, wie am religiöſen Maßſtab gemeſſen, immer als unwahr, ungerecht, oberflächlich und oft geradezu als eine Parodie*) erſchienen. Wenn Leſſing ſich perſönlich die gegen alle poſitive Religion gerichteten Äußerungen Nathans aneignen konnte, ſo ſtieß mich dies hart ab. Nichtsdeſtoweniger war ſein ganzes Geiſtesleben und Denkverfahren mir oft ſo groß erſchienen, daß ich mich unbedingt zu einer Auseinanderſetzung mit ihm genötigt fand. Auf dieſe ganze Arbeit kann ich nicht genauer eingehen und führe zunächſt nur zwei ſeiner bekannten Äußerungen hier an, die mich lange Zeit nicht wieder frei laſſen wollten. Zuerſt ſtand

*) Dies Urteil war zweifellos dadurch mit begründet, daß in meiner Heimat die älteſten Seeleute die unmenſchlichen Grauſamkeiten der muhammedaniſchen Piraten im Mittelmeer nicht ſcharf genug kennzeichnen und zugleich nicht verächtlich genug betonen konnten, Feigheit und Grauſamkeit gingen bei ihnen, wie ſonſt, Hand in Hand. Jedenfalls hatte niemand von ihnen auch nur den geringſten Schimmer einer wahren Mannheit unter dieſen Piraten gefunden, die an „Saladin" erinnern konnte. Dabei galten die Piraten in ihrer Heimat als glorreiche Helden und Wohltäter des Volks!

da ſein Wort, daß zufällige Geſchichtswahrheiten keinen Beweis für notwendige Vernunftwahrheiten ausmachen können. Dann war mir ſchon in Bremen auf der Schule ſeine Geiſtesgröße geprieſen worden, weil er am Aufſuchen der Wahrheit größere Freude gehabt habe, als an ihrem Beſitz. „Wenn Gott in ſeiner Rechten alle Wahrheit und in ſeiner Linken den Zweifel verſchloſſen hielte, den Trieb nach Wahrheit, auch auf die Gefahr hin, immer und ewig zu irren, und ihm die Wahl zwiſchen beiden frei ſtände, ſo würde er ihm in die Linke fallen, ſich den Zweifel ausbitten und ſagen: Vater, gib; die reine Wahrheit iſt ja doch nur für dich allein!“ Dieſe Bitte ſtand allerdings nicht im Vaterunſer und kam mir läſterlich vor. Obendrein hatte ein Paſtor in der Heimat, mit dem ich auf die letztgenannte Äußerung Leſſings zu ſprechen kam, die draſtiſche Bemerkung dazu gemacht: „Jaa, mien Jung, es gibt eben Leute, die lieber verdammt werden wollen, als täglich ihr Vaterunſer beten!“ Immerhin ſchnitt die kritiſche Schärfe Leſſings tief und ſchmerzlich bei mir ein, und da ich ihn, mit anderen Zeitgenoſſen verglichen, für einen ſelten großen und edlen Charakter anſah, ſo lag auch darin eine Empfehlung dringender Art mir vor, daß ich in meinen wiſſenſchaftlichen Aufgaben ihm und ſeinen Prinzipien und ſeiner Methode zu folgen ſuchen müſſe. Aber ich konnte bei ihm ſelber kein poſitives, haltbares Reſultat finden. Sein kalter, leerer „Deismus“ ödete mich an. Und der Weg, der ihn dahin führte, erſchien mir, auch aus rein intellektuellem Geſichtspunkte angeſehen, als ſehr brüchig und ungangbar. So ſuchte ich nun bei anderen großen Geiſtern nach dem Vermögen, die Wahrheit auf rein intellektuellem Wege mir aneignen zu können. Die Antworten fielen immer unbefriedigender und troſtloſer aus. Ich mußte jedenfalls damals einſehen, daß die rein intellektuell beſtimmte Spekulation, mochte ſie in noch ſo großartigen Gedanken auftreten, auch noch ſo hinreißend vorgetragen werden, mir bei ruhiger Überlegung und Prüfung unüberwindliche intellektuelle Schwierigkeiten bereitete. Nicht, daß ich mir etwa eingebildet hätte, ich könnte ſchärfer denken. Eine derartige Selbſtüberhebung war mir nicht bewußt. Dagegen war mir unmittelbar gewiß,

daß ich auf den Linien dieſer abſtrakten Geiſtestätigkeit und in der Konſequenz ihrer Reſultate keine wahre intellektuelle Beziehung zu den höchſten ſittlichen Gütern in meinem und dem Leben anderer Menſchen und in der menſchlichen Gemeinſchaft aufrechterhalten könne. Die Konſequenz des abſtrakten Denkens machte mir alle Wirklichkeit zu etwas Zufälligem, dem es an der gedankenmäßig zu begründenden Notwendigkeit und ganz beſonders auch an jeder ſittlichen Qualität fehlte. Damit ſtand mein Ich, meine Seele vor einem bodenloſen Abgrunde!*)

In dieſen Abgrund hatte ich bereits andere verſinken ſehen und ſah ſie darin verſinken. Ein mir näher bekannter Student der Theologie, Sohn eines entſchieden gläubigen, bekenntnistreuen lutheriſchen Pfarrers, war beſonders durch Schopenhauer zum prinzipiellen Zweifel am Weſen und an der Wahrheit des ſittlich Guten gekommen. Er kannte Schopenhauer nahezu auswendig. Auf alle Einzelheiten in dieſen Beſprechungen mit ihm einzugehen, habe ich kein Recht. Nur ſoviel: Ich ſah an ihm vor Augen, daß eine abſtrakt intellektuelle Tätigkeit notwendigerweiſe zur Leugnung aller ſittlichen Bindungen hinführe. Es war mir unmöglich, dieſen Weg mitzugehen. —

Unter dieſen Umſtänden wurden mir Thomaſius' Vorleſungen

---

*) Als dreißig Jahre ſpäter Canon Charles Core, M. A., das Buch „Thoughts on Religion" von G. J. Romanes (London 1896) veröffentlichte, fand ich darin oft klar ausgeſprochen, was mir ſchon als Student oft dunkel vorſchwebte. Vergl. das Gedicht (p. 153, von Coleridge?):

The night has a thousand eyes
And the day but one:
Yet the light of a whole world dies
With the setting sun.

The mind has many eyes
And the heart but one:
Yet the light of a whole life dies,
When love is done.

„How great is Christianity, as being the religion of love, and causing men to believe both in the cause of love's supremacy and the infinity of God's love to man!" — Intellektuell fand ich andauernd eine unvergleichlich wertvolle Hilfe und Stärkung in Pascal, Pensées.

von durchſchlagendem Gewichte. Er lehrte nicht nur, ſondern er bekannte, daß wir Menſchenkinder Gottes Geſchöpfe ſind und daher mit phyſiſcher und ſittlicher Notwendigkeit unter ſeiner höchſten Autorität ſtehen. Er lehrte nicht nur, ſondern bekannte, daß wir Menſchenkinder ſind eitel arme Sünder,*) die mit unbedingter ſittlicher Notwendigkeit an Gottes Geſetz gebunden und damit wiederum unter ſeine höchſte Autorität gegeben ſind. Und er bekannte ſich zu Chriſto, dem Heilande! —

Jenem Schüler Schopenhauers hielt ich einmal entgegen, es gebe nach Gottes Wort einen, allerdings nur einen einzigen Weg, um zur Erkenntnis der Wahrheit zu kommen, und der Herr habe dieſen Weg uns deutlich gezeigt, wenn er ſagt: „Meine Lehre iſt nicht mein, ſondern des, der mich geſandt hat; ſo jemand will des Willen tun, der wird inne werden, ob dieſe Lehre von Gott ſei, oder ob ich von mir ſelber rede“ (Joh. 7, 16—17). Er erwiderte, es ſei wiſſenſchaftlich unzuläſſig, aus einer einzigen Schriftſtelle eine derartige, alle Menſchen bindende Verpflichtung abzuleiten. Ich bemühte mich dann, ihm klar zu machen, daß dieſe eine Schriftſtelle den ganzen Weg Gottes in ſich berge, auf dem er jeden Menſchen durchs Geſetz zum Evangelium und im Evangelium durch Gnade zur Wahrheit führe. Erfolg hatte ich, zeitweilig wenigſtens, nicht. Im beſonderen deutete er an, Jeſu Wort ſei ihm auch nicht genug. Darnach war eine weitere Verſtändigung ausgeſchloſſen. Aber mit brennendem Herzweh trennte ich mich von ihm!**)

*) Ohne der Sündenerkenntnis, der Reue und dem Glauben die alles begründende und beherrſchende Stellung dauernd einzuräumen, würde ich, ſoweit ich ſehe, auch meinerſeits dem Peſſimismus nicht haben widerſtehen können. Meine geiſtige Natur erſchien mir oft ſo zerbrechlich, wie geſponnenes Glas. Beſonders drohte das Leid, das mich umgab, mir zu ſchwer zu werden:

Et le moindre, que j'en pourrais dire,
Si je l'essayaits sur ma lyre,
La briserait, comme un roseau! (A. de Muſſet.)

**) In ihm hatte ich eine Perſönlichkeit vor mir, die durchaus „modern“ beſtimmt war. Wiſſenſchaft ſtand ihm ohne weiteres für alles, was rationell und wahrhaft iſt; dagegen Religion war ihm Traum. — Wir kamen auch wohl auf Schopenhauers Behauptung zu ſprechen, wenn er unter „Wille“ die Energie der Materie verſtand. Ich betonte, dieſer

Jesus! Jesu Wort! Solange ich denken und fühlen konnte, war darin Gottes höchste Autorität unter der vollen, rückhaltlosen Zustimmung des Besten, was in mir war, mir zum Bewußtsein gekommen und hatte mich eingenommen. — Wie oft sind mir unruhige, friedelose Gemüter begegnet, die beteuerten, sie würden so gern in den Armen des Glaubens ausruhen, wenn es ihnen nur möglich wäre, den Glauben zu finden! Niemals aber hat ein Mensch den seligmachenden Glauben gefunden, der nicht unter Gottes höchster Autorität durch den Zuchtmeister, das Gesetz, zu Christo und seinem Evangelium sich hinführen ließ. —

Thomasius' Stellung zum Worte Gottes in Gesetz und Evangelium bedingte von jener Zeit an meine ganze christliche und theologische Entwickelung. Dies konnte selbstverständlich nur darum der Fall sein, weil ich in ihr keine menschlich ersonnene Theorie, sondern das von Gott der Kirche anvertraute ewige Wahrheitszeugnis erfuhr und erkannte. Seine eigentliche Höhe erreichte er eben immer dann, wenn er der Kindlichkeit des von Gott durch die Gnadenmittel gewirkten Glaubens sich zuwendete und dieses kindlichen Glaubens Bild theologisch erfaßte und begründete.

Wenn ich nun unter anderem jene Lessingschen Sätze von neuem erwog, so gab es für mich keine „zufälligen Geschichtswahrheiten" mehr und am allerwenigsten war dies in der Heilsgeschichte der Fall. Auf natürlichem Gebiete war es mir schon unmöglich, mein eigenes Leben als eine Zufallserscheinung anzusehen und so zu entwürdigen und zu entleeren. Dann aber stand mein natürliches Leben ja zweifellos nicht für sich allein da, sondern war tatsächlich verbunden mit dem Leben der Eltern und der Umgebung und das in einer Weise, die von meinem Intellekt niemals zu ergründen war, während sie mir doch unleugbar die bestimmtesten sittlichen Verpflichtungen auferlegte.

„Wille" sei dann doch eine monströse Naturkraft und irrational, wogegen wir unmittelbar, auf Grund unseres persönlichen Denkens und Fühlens, davon überzeugt wären, daß wir mehr seien, als dieser Wille. — Doch gelang es mir nicht, ihm den Widerspruch klar zu machen, in dem er meiner Ansicht nach gefangen war.

Ohne dieſe vor jeder vernünftigen Reflexion beſtehenden Abhängigkeit meines perſönlichen Lebens von Tatſachen, die außerhalb der Grenzen meiner Vernunfterkenntnis lagen, und ohne die Anerkennung der daraus, alſo aus natürlicher Autorität, erwachſenen, ſittlichen Aufgaben, wäre mein Leben als ein ſittliches undenkbar geweſen. Der Begriff „zufällige Geſchichtswahrheit“ erſchien mir jetzt als leere Phraſe. Und dem Begriff „notwendige Vernunftwahrheit“ ging es nicht beſſer, zumal im Gegenſatz gegen den prätendierten Zufall der Geſchichtswahrheiten. Die ganze glänzende Leſſingſche Sentenz berührte mich nur noch als ein glänzendes Blendwerk. Trat ich dann vom natürlichen Gebiete auf das der Heilsgeſchichte hinüber, ſo brauche ich nicht weiter zu begründen, daß ich hier für „zufällige Geſchichtswahrheiten“ erſt recht keinen Raum finden konnte. Die Schöpfung der Welt aus nichts iſt doch keine „zufällige Geſchichtswahrheit“! Ebenſowenig iſt es die Geſchichte der Welt und der Menſchen, die unter der göttlichen Erhaltung und Regierung ſteht! Bilden dieſe Tatſachen nur den Vorhof, aber den notwendigen Vorhof der Heilsgeſchichte im engeren Sinne, ſo kann ſchon aus dieſem Grunde bei den Tatſachen der Heilsgeſchichte noch viel weniger von „Zufall“ geredet werden. In ſolchen Behauptungen redet ſchließlich doch nur „der Geiſt, der ſtets verneint“. Das erſchien mir an ſich genommen ſehr bequem und ſehr billig, aber auch ſehr unverantwortlich zu ſein. Was ſollte ich ferner mit dem Ausdruck „notwendige Vernunftwahrheiten“ anfangen, der ſo hingeſtellt wurde, als ob damit unſere letzte Zuflucht und höchſte Kraft genannt wäre! Daß die Vernunft und die Wiſſenſchaft die tiefen Probleme des Lebens nicht löſen könne, war eine der „notwendigen Vernunftwahrheiten“, die mir unerſchütterlich feſt ſtanden. Niemals würde ich perſönlich mir aus etwaigen anderen „notwendigen Vernunftwahrheiten“, als ſolchen, Licht und Kraft und Troſt im Angeſicht meiner Sünde, meines Elendes, meines Todes zu ſchöpfen ſuchen können. Außerdem hatte ich angefangen Pascal zu leſen und etwa den Satz gefunden: Es gibt nichts ſo Vernunftgemäßes, als das Zurückſtellen der Vernunft in Sachen des Glaubens; und es gibt nichts ſo Unvernünftiges, als das Zurückſtellen der Vernunft in

Sachen, die nicht des Glaubens sind! — Nicht der prinzipiell gewollte Zweifel konnte mir der Ausgangspunkt für meine wissenschaftliche Tätigkeit als Theologe und Christ sein, sondern nur der durch die Gnadenmittel in mir gewirkte Glaube. Gott selbst ist es, der unsere Herzen zum Glauben erweckt und erleuchtet, so daß wir durch ihn zu göttlicher Heilsgewißheit wirksam überzeugt werden und unter seiner heiligen und gnadenvollen Autorität als seine Geschöpfe, seine erlösten und geheiligten Kinder erfahren dürfen: „In deinem Lichte sehen wir das Licht!"

Diese Selbständigkeit des christlichen Glaubenslebens, das des Heils gewiß ist, ohne vernünftigen Beweis und ohne widervernünftig zu sein, das vielmehr als Postulat einer höheren Wahrheit erscheint, die zugleich Person ist und alle Dinge harmonisch einigt, — diese in Gottes Offenbarung allein beruhende Selbständigkeit des christlichen Glaubenslebens, wie sie mir aus Thomasius' Vorlesungen und Person entgegenleuchtete, gab mir volle Freudigkeit, wieder theologisch weiter zu arbeiten.

Zugleich führte er uns, wie schon bemerkt, in lebendigster Darstellung und Anregung in die kirchliche Lehrentwickelung ein und pflanzte in uns geschichtlichen Sinn. Vor allem wußte er uns die altlutherischen Dogmatiker lieb und wert zu machen, deren Namen mir bis dahin kaum entgegengetreten waren. Kamen dann Veranlassungen vor, daß er seine eigene Darstellung als eine von der ihrigen abweichende zu bezeichnen hatte, so gab er sich doppelt Mühe, sie um keinen Preis etwa in unsern Augen herabzusetzen. Er hatte die Schwäche, sich zuweilen im Vortrage zu versprechen und wurde dann auch wohl etwas verwirrt und verlegen. Besonders oft kam dies vor, wenn er etwas vortragen wollte, worin er, wie in der Lehre von der Entäußerung Christi, seine eigenen Wege ging. Seine rührende Bescheidenheit war derart, daß seine Zuhörer durch solches Sichversprechen und Verwirrtwerden nicht etwa zur Heiterkeit sich angeregt fühlten, sondern mit ihm in Verlegenheit gerieten; und erst nachher, wenn er wieder in Ordnung war, ging dann wohl ein heiterer Schimmer über die Gesichter. —

Von jenen Kämpfen, die sich durch Jahre hinzogen und in einem gewissen Sinne, als Anfechtungen nämlich, ja über-

haupt andauern, will ich hier Abſchied nehmen. Ich kann das aber nicht tun, ohne nochmals auf Leſſing zurückzukommen. Anfangs hatte ich ihn ohne jede Voreingenommenheit und mit Begeiſterung geleſen. Nirgends fand ich eine ſolche Sprache und ſolchen Gedankenreichtum, ſolche Geiſtesſchärfe, ſolche großartige Erfaſſung und einleuchtende Darſtellung auch der bildenden Kunſt. Nun war er aber ja auch in einem chriſtlich-gläubigen Hauſe erzogen, und von höchſter Bedeutung wurde mir, wie er ſeinen zweifellos vorliegenden Bruch mit ſeiner chriſtlichen Tradition anfangs vor dem Forum ſeines eigenen Geiſtes erklärt und begründet haben mochte. In Hagenbach*) fand ich einen Brief an ſeine Eltern abgedruckt, in dem er ſagt: „Die Zeit ſoll lehren, ob der ein beſſerer Chriſt iſt, der die Grundſätze der chriſtlichen Lehre im Gedächtniſſe und oft, ohne ſie zu verſtehen, im Munde hat, in die Kirche geht und alle Gebräuche mitmacht, weil ſie gewöhnlich ſind, oder der, der einmal kühnlich gezweifelt hat und durch den Weg der Unterſuchung zur Überzeugung gelangt iſt, oder ſich wenigſtens beſtrebt, dazu zu gelangen. Die chriſtliche Religion iſt kein Werk, das man von ſeinen Eltern auf Treu und Glauben annehmen kann. Die meiſten erbten ſie zwar von ihnen, ſo wie ihr Vermögen; aber ſie zeigen durch ihre Aufführung auch, was für rechtſchaffene Chriſten ſie ſind. Solange ich nicht ſehe, daß eins der vornehmſten Gebote des Chriſtentums, ſeinen Feind zu lieben, beſſer beobachtet wird, ſolange zweifle ich, ob diejenigen Chriſten ſind, die ſich dafür ausgeben.“ Dieſer Brief ſtammt aus der Zeit, als er anfing, eigene Wege zu gehen, und ſchien mir daher die gewünſchte Auskunft geben zu können. Zugleich war dieſe Äußerung Leſſings mir ein ſchlagender Beleg, wie ſeine Vorausſetzungen und Schlüſſe hierbei den Durchſchnittsgebildeten, zu denen ich mich rechnete, unwiderleglich verkennen und ſie geradezu blenden müſſen, während ſie, ſobald man gezwungen iſt, ſie kritiſch anzuſehen, auf eine haltloſe Sophiſterei hinauslaufen. War es zunächſt wirklich ein gerechtes und zutreffendes Verfahren, wenn er dem aufrichtig Zweifelnden und Suchenden den bloßen Gewohnheitschriſten und Maulchriſten

*) Vorleſungen über Weſen und Geſchichte der Reformation, Leipzig 1842, V, p. 273.

gegenüber ſtellte, um aus dieſem Gegenſatze ſeine perſönliche Stellung in einem günſtigeren Lichte erſcheinen zu laſſen? In dieſer Vorausſetzung wirkt im ſtillen ohne weiteres die Annahme, daß der Zweifelnde und Suchende eben ein aufrichtiger, der Gewohnheitschriſt ein oberflächlicher und auch ein heuchleriſcher Menſch ſein wird. Dadurch wird der Leſer ſofort übertölpelt. Denn der Gewohnheitschriſt kann tatſächlich ebenſowohl ein aufrichtiger, wie ein unaufrichtiger und bloß äußerlicher Menſch ſein. Andererſeits iſt es ſehr wohl denkbar, daß der Zweifelnde und Suchende nur durch Pietätloſigkeit, Hochmut uſw. zu ſeinem Zweifeln und Suchen getrieben wurde. Suchte ich darnach weiter in Leſſings Darſtellung einzudringen, ſo kannte ich freilich auch Gewohnheitschriſten, die als Muſter ohne Wert durch die Welt gingen; aber waren ſie denn in der Tat dazu von ihren gläubigen Eltern erzogen worden? Hatten ſie wirklich dies rein äußerliche Gewohnheitschriſtentum von ihren frommen Eltern geerbt? Offenbar ſtand ich von neuem vor einer völlig unhaltbaren Annahme! Ferner iſt in dieſem Leſſingſchen Satze betont, daß der Lebenswandel dieſer Gewohnheitschriſten ihrer angeblichen religiöſen Überzeugung nicht entſpreche. Zugegeben! Doch hatte Leſſing denn nicht auch Leute kennen gelernt, die ihr Chriſtentum von ihren Eltern erbten und deren Wandel der religiöſen Überzeugung, die ſie vertraten, entſprach oder doch nicht widerſprach? Warum greift er gerade nicht rechtſchaffene Chriſten heraus? Endlich warum verfällt er gerade auf die Feindesliebe und will nur dann Chriſten, die ſich dafür ausgeben, wirklich als Chriſten anſehen, wenn ſie ihre Feinde lieben? Der Herr ſelber hat doch ein anderes Kennzeichen ſeiner Jünger angegeben! Und nicht jeder Chriſt hat Feinde! Wie kann daher an ſeiner Feindesliebe ſein Chriſtentum erkannt werden? — Manches in dieſen Einwendungen gegen den angeführten Satz aus Leſſing mochte ſelbſt nicht ganz beweiskräftig ſein; aber jedenfalls war er doch für eine kritiſche Behandlung ſehr offen; und Leſſings Autorität in religiöſen Fragen, die mir anfangs*) ſehr hoch geſtanden hatte,

*) Die einzelnen Belege führe ich nicht an. Sie wurden mir ſelber ſpäter oft ungewiß. Aber wenn er erklärte, nur den Staub von den Stufen des Tempels wegfegen zu wollen, ſo ergriff mich dies tief. — Erich Schmidts

erſchien mir nun als eine erſchlichene und erhielt einen Stoß, von dem ſie ſich nie erholte. — Beſonders kurzſichtig kam es mir vor, daß er die im Zweifel beruhende Unterſuchung auf religiöſem Gebiete in einem Briefe an ſeine Eltern ohne weiteres als für ihn notwendig annehmen und als kühne Tat bezeichnen konnte, während er doch offenbar ſich nicht verpflichtet fühlte, dieſe im Zweifel beruhende Unterſuchung auf das allernächſtliegende Gebiet zu erſtrecken, nämlich darauf, ob ſeine Eltern denn wirklich ſeine Eltern ſeien.*) Oder wollte er dies nicht heranziehen, weil er dann zu dem Vernunftſchluſſe genötigt worden wäre, daß ſchon unſer ganzes natürliches Leben in allen grundlegenden, in vielen entſcheidenden Beziehungen unwiderſprechlich klar und gewiß auf Verhältniſſen beruht, für deren Wahrheit wir nicht imſtande ſind, einen vernunftgemäßen Beweis zu führen? Ich las ſpäter eine tragikomiſche Novelle in Blackwoods Magazin, wie es einem „Agnoſtiker“ ergeht, der ſeinen Vater und ſeine Mutter um genügende Beweiſe bittet, daß ſie ihm wirklich Vater und Mutter ſind, und über die roſigen Wangen ſeiner Braut ſich nicht eher zufrieden geben kann, als bis er mit einem naſſen Finger durch Reiben unterſucht hat, ob nicht etwa Schminke vorliege. Man

---

glänzende Biographie Leſſings las ich ſpäter mit größtem Intereſſe; aber meine Fragen auf dem vorliegenden Gebiete beantwortete ſie nur ſelten. — Uhlhorns Charakteriſierung der Leſſing-Reimarusſchen Einwirkungen auf den Sieveking'ſchen Kreis in Hamburg und damit auch auf Wichern und die Entſtehung der inneren Miſſion im 3. Bande ſeiner „Chriſtl. Liebestätigkeit“ iſt m. E. eine Entgleiſung!

*) „Denn ſo ich das alles wollt verwerfen, was ich nicht ſelbſt geſehen noch gehöret habe, ſo werde ich freilich nicht viel behalten, weder Glauben noch Liebe, weder Geiſtliches noch Weltliches. So möcht ich auch ſagen: „Lieber, weißt du, daß der Mann dein Vater und die Frau deine Mutter ſei? Du mußt nicht Menſchen glauben, ſondern ſelbſt deiner Geburt gewiß ſein.“ Hiermit werden hinfort alle Kinder frei und dürfen (brauchen) Gottes Gebot nicht (zu) halten, da er gebeut: Du ſollſt Vater und Mutter ehren! Denn ich wollt bald ſagen: Wie weiß ich, welche mein Vater und Mutter ſind! Menſchen glaube ich nicht! Darum müſſen ſie mich wiederum gebären aufs neue, daß ich's ſelbſt ſehe. Oder ich will ſie nicht ehren. So wäre Gottes Gebot fein aufgehoben ganz und gar!“ (Luther, ein Brief an zween Pfarrherrn von der Wiedertaufe, 1528; Jenenſ. Ausg. 1566, tom. IV, fol. 321 ff.)

kann ſich vorſtellen, was er durch dies Vorgehen erreicht und wie man ihn darnach behandelt! Unſer ganzes natürliches Leben beruht auf unſerer phyſiſchen und ſittlichen Unterordnung unter gegebene Autoritäten, deren Weſen, Berechtigung, Beruf wir niemals auf vernünftigem Wege zur vollen Evidenz bringen können. Liegt darin nicht ein unmißverſtändlicher Hinweis, daß wir auch im Leben unſeres Geiſtes, in unſerer Perſönlichkeit, ſoweit wir in geſunder Entwickelung bleiben, niemals unabhängig im vollen Sinne des Wortes ſein können und am allerwenigſten uns vom prinzipiellen Zweifel bedingen und regieren laſſen dürfen? Hofmanns Axiom „Der Chriſt iſt die Vorausſetzung des Theologen“ ſtand am entgegengeſetzten Extrem, und nunmehr konnte ich dieſem Grundſatz aus voller Überzeugung und von Herzen zuſtimmen. —

IV.

Eine weſentliche Hilfe wurde mir das friſche und freudige Leben in der Verbindung.

Ich war ſeinerzeit in den Wingolf eingetreten, weil ich in ihm eine Gemeinſchaft fand, in der ich als Chriſt ohne erzwungene Verletzung des Gewiſſens hoffte leben zu können und zwar den Sitten und Freiheiten gemäß, wie ſie dem deutſchen Studenten erb- und eigentümlich angehören.

Da ſehe ich nun beim Schreiben einen Bruder Studio von weither auf mich zukommen mit dem ſchwarzweißgoldenen Bande und im Cerevis. Ich weiß gut genug: Er iſt Ich. Und ebenſo weiß ich doch auch: Ich bin nicht Er. — Er trägt die Kollegmappe nicht nur zum Scheine, die alte Mappe, die mir jetzt noch zum Aufheben von Briefen und Bildern dient! Denn, ohne ein Geſetz daraus zu machen, ſieht man in der Verbindung es als ſelbſtverſtändlich an, daß ihre Glieder treu im Beſuch der Vorleſungen ſind und ſonſt ihren Studien fleißig obliegen. Wer dieſer Erwartung nicht entſpricht, wird von ſeinem Leibburſchen freundlich daran erinnert. Hilft das nicht, ſo ſpricht das Althäuſer-Kolleg mit ihm ein ernſtes Wort. Iſt auch dies erfolglos, ſo wird ihm der Rat zum Austritt gegeben. Drohnen kann die Verbindung nicht gebrauchen.

Sie lebt dabei der Überzeugung, daß fleißiges Studieren keineswegs eine Hinderung der hingebenden und freudigen Teilnahme am Verbindungsleben ist, sondern diese vielmehr nur fördert. Beide, das Arbeiten im Studium und das Verbindungsleben, müssen sich gegenseitig ergänzen, tragen und helfen. Sie tun dies auch in Wirklichkeit, obwohl beständig darauf geachtet sein will, daß sie im richtigen Verhältnis zueinander bleiben. Der Erfolg dieser Bemühungen ist je nach den verschiedenen Semestern auch ein verschiedener. Die Zusammensetzung der Verbindung wechselt ja beständig; und so kommt immer wieder die Tatsache an den Tag, daß man bald das Studium, bald das Studentische zu sehr betont. Über das gegebene, unabänderliche Prinzip im offenbarungsmäßigen Christenglauben bildet immer den festen Pol in der Erscheinungen Flucht. Darin hat die Verbindung ihren Fels, und aus diesem Fels entquillt ihr nie versiegender Lebensbrunnen. Die besten Semester in der Verbindung sind die, in welchen ihre Glieder in lebendigem Bewußtsein einig sind, daß ihr Prinzip zugleich ihr Ideal ist, dem nachzukommen sie im günstigsten Falle eben angefangen hat. Der Bruder Studio, der mir im Geiste vor Augen steht, war bemüht, die Festigkeit im Verbindungsprinzip und den Werdegang im Verbindungsleben sich ehrlich anzueignen. Er stand, ging und stolperte, stolperte und ging in seiner Weise. Daß er erfreulich vorwärts gekommen wäre, kann ich nicht von ihm berichten. Freilich wäre es mir sehr willkommen, wenn ich das könnte. Ein künstlerisches Bestreben würde auch seine Befriedigung finden, wenn man eine konsequente Entwickelung im Fortschreiten darstellen und zuletzt alles zu einem einheitlichen Bilde zusammenfassen könnte, das im ganzen als zutreffend gelten dürfte. Aber dann fällt uns etwa ein Brief oder ein Tagebuchblatt aus jener Periode in die Hand und zeigt erbarmungslos, daß die damalige Wirklichkeit von der Auffassung, die wir jetzt davon haben, durch einen Abgrund geschieden ist. Wir werden eben stets von neuem zu der Erkenntnis hingenötigt: „Unser Gedächtnis war nicht die einzige Bewahrerin unseres vergangenen Lebens, sondern alle anderen Eigenschaften, Phantasie, Eitelkeit, Selbstsucht, Leidenschaften aller Art, erlebte Enttäuschungen usw. wirkten dabei mit. Wir er-

innern uns mit unſerer Perſon! Die Vergangenheit lebt noch weiter in uns und unterliegt, wie alles Lebendige, ſtets neuen Veränderungen und neuen Auffaſſungen.“ Obendrein gibt es in jedem Menſchenleben Schönes und Häßliches, Gutes und beſonders auch viel Böſes, das vor Menſchen mit Stillſchweigen zu übergehen iſt. Jedes Menſchenleben beſitzt ein Innenſein und eine damit verbundene Unnahbarkeit und Würde, die durch ſchrankenloſe Publizität tödlich verletzt wird. Bei der Darſtellung jenes Studenten, den ich ſo von weither auf mich zukommen ſehe, bin ich daher zu dem Geſtändnis gezwungen, daß ich wieder einmal an einem toten Punkt anlangte. Ich muß ihn in ſich beruhen laſſen. Nur möchte ich ihn noch etwas einrahmen durch eine Bemerkung meines hochgeſchätzten Lehrers Hermann Lotze*) in Göttingen, der die Tatſache, daß jemand äußerlich auf uns zukommt, in ſeiner Bekämpfung der bloß mechaniſchen und materialiſtiſchen Auffaſſung der Dinge zu einer intereſſanten Demonſtration ausnutzte. Sehen wir nämlich jemanden von weither auf uns zukommen, ſo verändert und vergrößert ſich ſein Bild beſtändig auf der Netzhaut unſeres Auges, und zwar geſchieht dies in jedem kleinſten Zeitraum, in jedem kleinſten Teile ſeiner Erſcheinung und in jeder kleinſten Funktion unſeres Sehvermögens. Das Bild, das ich von ihm empfange, iſt alſo immer im Fluſſe, nie abgeſchloſſen und feſt. Wäre nun meine geiſtige Erfaſſung dieſes Bildes bloß mechaniſch vermittelt und beſtimmt, ſo müßten während ſeines Näherkommens zahlloſe Vorſtellungen von ihm in mir entſtehen, die ſich obendrein in jedem Augenblicke gegenſeitig undeutlich machen und verwiſchen. Daß aus dieſer zahlloſen Menge von Bildern, deren Grenzen in jedem kleinſten Teile im nächſten Augenblicke über das Gebiet hinausgreifen, das ſie im vorhergehenden Augenblicke einnahmen, in mir ein einheitliches, deutliches Bild auf bloß mechaniſchem Wege ſich geſtalte, iſt unmöglich. Lotze ſchloß dann nach manchen Zwiſchengliedern, deren Anführung hier eine zu lange Kette bilden würde, mit dem Hinweis, das Entſtehen und Bleiben eines einheitlichen, deutlichen Bildes von dem auf uns Zu-

*) Mikrokosmos, I, 364—373.

kommenden in unſerm Innern könne nur durch die Annahme eines Organs in uns erklärt werden, das nicht materiellen Weſens ſei und nicht mechaniſch operiere. Dies alles hat mir immer ſehr eingeleuchtet und iſt mir gegenwärtig geblieben. Es fand ja ſeine Anwendung jetzt nicht bei einem Menſchen, der äußerlich, ſondern bei einem, der geiſtig auf mich zukam. Mein lebhaftes Intereſſe wendete ſich der Frage zu, ob und in welcher Weiſe Lotzes Experiment ſich bei dieſer, mir obliegenden Aufgabe anwenden laſſe und bewahrheite. Offenbar beweiſt er ſich auch hier als ein vorzüglicher Beobachter! —

Herbart bemerkt einmal: Der heitere Dank iſt allein wahr! Und alles in allem genommen muß ich in Heiterkeit des Gemüts ſagen, daß ich meiner geliebten Verbindung mehr verdanke, als ich ausſprechen kann.

Die drei Semeſter, welche ich im Wingolf verlebte, waren allerdings, wie ich ſchon andeutete, ſehr verſchieden voneinander. Wiederholt entſtanden ſchwere Kämpfe um das Prinzip, beſonders wenn Verbindungen auf anderen Univerſitäten, mit denen wir befreundet waren, die objektive chriſtliche Grundlage mehr nach ihren eigenen ſubjektiven Anforderungen umformen und uns in ein ähnliches Vorgehen mitverflechten wollten. Im ganzen ſtand bei uns feſt, daß wir nicht zu fragen hätten, ob das Prinzip uns paſſe, ſondern, ob wir ehrlich unſerm Prinzip nachzukommen ſuchten. Seitdem haben die Wingolfsverbindungen auf deutſchen Univerſitäten und Hochſchulen ja wieder eine Geſchichte von vier Jahrzehnten durchlebt und, ſoweit ich ſehe, haben ſie das Segenserbe, das ſie von den Vätern überkamen, nur dann ſich wirklich aneignen können, wenn ſie aus innerlichem Antriebe das chriſtliche Prinzip im offenbarungsgläubigen Sinne als undiskutierbare Vorausſetzung feſthielten. Wo das nicht der Fall iſt, wird der Wingolf zu einem bloßen Firnis für ungehobeltes Holz und verliert jede Exiſtenzberechtigung, ſoweit ſie im Namen „Wingolf“ eine beſtimmte Prägung empfing. Damit ſoll ſelbſtverſtändlich nicht geleugnet ſein, daß Studenten das volle formale Recht haben, ſich auf Grund allgemeinerer religiöſer und ſittlicher Grundlagen zu Gemeinſchaften zuſammenzuſchließen und dafür Namen nach ihrem Gutdünken zu wählen. Aber,

wenn ſolche Gemeinſchaften ſich Wingolf nennen, ſo führen ſie die ſtudentiſche Welt irre und begehen Falſchmünzerei! —

Mit dieſen prinzipiellen Kämpfen verbanden ſich naturgemäß auch immer Fragen, ob die Verbindung ihren Mitgliedern gegenüber ſich eine miſſionierende Aufgabe beizulegen habe. Wiederholt waren uns derartige Wünſche nahegelegt worden, und wir hatten ihre Tragweite nicht immer gleich erkannt. Unter anderem wurde ein Fux uns durch ſeinen Vormund, der ſelber Philiſter des Wingolf war, mit der dringenden Bitte zugeführt, wir möchten ihn aufnehmen, da er ſonſt, ſich ſelber überlaſſen, wahrſcheinlich den Gefahren und Verſuchungen des Univerſitätslebens nicht recht widerſtehen würde. Der Fux ſelber ſchien auch gern zu uns zu kommen, machte aber nach anderen Seiten keinen guten Eindruck. Trotzdem nahmen wir ihn auf, um dann ſehr bald zu erfahren, daß wir einen ſchweren Mißgriff begangen hatten. Scheinbar lebte er mit Freude und Hingebung in unſerm Kreiſe; aber im verborgenen knüpfte er mit ſittenloſen Leuten an und machte unſerm Namen und unſern Farben Schande. Als wir davon munkeln hörten, konnten wir es zuerſt nicht glauben, ſtellten ihn aber zur Rede. Er gab alles zu, ohne eine Spur von Reue oder Bedauern. Wir dimittierten ihn ſelbſtverſtändlich ſofort. Aber wir ſahen nun grell genug vor uns, daß wir keinen Beruf und keine Befugnis beſäßen, den Wingolf auch als eine Art von Rettungsanſtalt anzuſehen und uns eine Tätigkeit in der Inneren Miſſion beizulegen. Während meiner Zeit im Wingolf blieb uns dieſe Erkenntnis und Warnung immer gegenwärtig.*) — Sehr ſchwierig

*) Die richtige Stellung zu „chriſtlichen Studentenverbindungen“ und zum „Wingolf“ kann nur auf Grund gewiſſensmäßiger Bindung und dann perſönlicher Erfahrung gewonnen werden. Eine bloß theoretiſche Diskuſſion der bezügl. Probleme leitet immer irre. — Als ich ſpäter das Vademecum für angehende Theologen von meinem verehrten Lehrer Geheimr. D. von Frank (Erlangen und Leipzig 1892) kennen lernte, fand ich ja ſelbſtverſtändlich viel vortreffliches darin, ſtieß dann aber beſonders in dem Abſchnitt „Univerſitätsleben“ (p. 149—194) auch auf Sätze, die mich im höchſten Maße befremdeten. Dieſen Anſtoß habe ich noch jetzt nicht überwunden. Vergl. z. B. die falſche Anwendung des Gleichniſſes vom verlorenen Sohn (p. 190). Franks Schlußfolgerungen aus dieſem Gleichnis würden zweifellos

war auf dem entgegengesetzten Flügel die rechte Einheit im Verbindungsleben zu bewahren, wenn es sich um Brüder handelte, die in einer gewissen Übertreibung und Frühreife des christlichen Lebens an studentischem Wesen auch in seinen naturgemäßesten und einfachsten Formen kein Gefallen mehr finden konnten. Sie zogen sich trotz unserer Bitten dann allmählich immer mehr in sich selber zurück und lösten zuletzt nicht selten das Band, das sie mit uns verknüpfte, zu unserm nicht geringen Schmerze. Mit einem unter ihnen, O. S., war ich enger befreundet, und sein Austritt ging mir besonders nahe. In unseren Besprechungen kam es mir oft so vor, als rege sich in ihm ein fast krankhaft leidenschaftliches Verlangen nach vollkommener Heiligung. Andererseits aber fühlte ich mich auch durch den tiefen Ernst erschüttert und beschämt, der mir aus seinen Worten entgegentrat. Gewiß hatte ich das Evangelium und den Katechismus auf meiner Seite, wenn ich ihm aussprach, daß mein Trost in der täglich aus Gnaden empfangenen Vergebung der Sünden bestehe. Doch war ich nicht in der Gefahr, es zu leicht damit zu nehmen, während er es zu schwer damit nahm? Sein Weg wurde später sehr dunkel. Als Kandidat war er Hauslehrer in einer christlichen Familie auf dem Lande geworden und hatte seinem Beruf mit der hingebendsten Liebe und Treue und dem besten Erfolge obgelegen, so daß die Eltern seiner Schüler ihn sehr hochschätzten. Zuweilen aber waren sie erschrocken vor einzelnen Worten von ihm, die von schweren Anfechtungen und tiefen Schatten im Seelenleben zeugten, denen dann auch ein unsäglich trauriger Ausdruck auf seinem Gesicht entsprach. Eines Morgens fand man ihn tot in seinem Zimmer. Er hatte sich selbst das Leben genommen. Als diese Schreckensnachricht sich unter den Gutsleuten verbreitete, kam der alte, fromme Nachtwächter zum Gutsherrn und sagte ihm unter strömenden Tränen, er habe öfter und auch in der letzten Nacht unter dem offenen Fenster im Schlafzimmer

---

den Schluß aus dem Gleichnis von den beiden Schuldnern (Luk. 7, 41—43) als berechtigt hinstellen, daß es besser ist, Gott recht viel als nur wenig schuldig zu werden! Überhaupt entsprechen seine Darstellungen oft mehr dem Probabilismus eines Seelendirektors, als der evangelischen Einfalt.

des Kandidaten ihn andauernd laut beten hören, Gott wolle sich seiner erbarmen und ihn vor Selbstmord bewahren! Bei seiner Beerdigung, die mit Gottes Wort geschah, erzählte ein Verwandter, der dazu gekommen war, daß schon in früheren Generationen seiner Familie tiefe Schwermut wiederholt zu Selbsttötungen geführt habe. Er war also als krank anzusehen. Aber, als ich von seinem Ausgange hörte, ward ich aufs tiefste erschüttert. Daß er dennoch in Gott heimgegangen sei, war mir nicht zweifelhaft. Aber welch ein Dunkel ruht über diesen Wegen Gottes auf Erden! Das Wort des Apostels drang tief in meine Seele: „Hoffen wir allein in diesem Leben auf Christum, so sind wir die elendesten unter allen Menschen!" Und ich fühlte etwas davon, was das besagen will: „Wir müssen dem Tode Christi ähnlich werden" (Phil. 3, 10). Besonders schwer lag mir auf, daß niemand von uns diesem armen Freunde in seiner großen Not hatte zur Seite stehen können! Er war eine reich begabte Natur, dabei aber merkwürdig verschlossen und nur dann mitteilsam, wenn eine andringende, ja erstürmende Liebe sein Vertrauen fast gewaltsam eroberte. So mußte ich nun beklagen, daß er diese letzte traurige Zeit seines Lebens nahen Verkehr mit Freunden hatte entbehren müssen. Nach menschlichen Gedanken wäre vielleicht seine Anfechtung durch freundschaftlichen Zuspruch noch zu überwinden gewesen. Meine Gedanken irrten hin und her und konnten keine Ruhe und nur wenig Trost finden. Zur selben Zeit erhielt ich die Nachricht vom Tode meines jüngeren Bruders Hermann, der als Seemann im Gehorsam gegen einen unsinnigen Befehl seines Vorgesetzten in den Wellen des Orinoko umgekommen war. Noch sehe ich die Trauer auf dem Gesicht meines Freundes Martens vor mir, als er, durch einen Brief von Haus in Kenntnis gesetzt, mir diese Botschaft zu bringen hatte. Eine dunkle, stille Zeit folgte. Gerade die Stille, in der diese Trauer zu mir kam, beugte mich tief. Die Erinnerung an den Bericht von einem Schiffbruch, den ein Augenzeuge mir einst gegeben hatte, wurde mir wieder sehr lebendig. Er hatte von einem hohen Punkte bei Folkestone im Kanal nach einer finsteren, nebligen Nacht am hellen Morgen einen großen Dreimaster an einer Sandbank draußen auflaufen sehen bei mäßigem Winde,

aber ſehr ſtarker Dünung. Das Schiff war nach dem erſten Stoße wieder flott geworden, und mit dem Fernrohr konnte er erkennen, wie die Beſatzung ſich aufs äußerſte bemühte, wieder auf tieferes Waſſer zu kommen. Es gelang ihnen nur für kurze Zeit. Von der Sandbank frei, wurde das Schiff, deſſen Segel nicht mehr zogen, gegen Klippen getrieben und ſtieß nun viel heftiger auf. Die Maſten gingen über Bord. Nach wenigen Minuten, bei immer wiederholten furchtbaren Stößen löſte das Schiff ſich auf und verſchwand in der Brandung. Es verſchwand, wie eine Wolke auf eine andere ſtößt und verſchwindet. Der Berichterſtatter deutete noch darauf hin, daß die Stille bei dem ſchrecklichen Vorgange ihn am tiefſten erſchüttert habe. Von ſeinem Standorte aus hätte er nichts hören können von dem Krachen der Balken, dem Schrei der Untergehenden. Das Ganze ſei wie ein ſtilles Bild auf einer Schaubühne innerhalb einer halben Stunde an ſeinem Auge vorübergezogen, ohne daß menſchliche Hilfe eingreifen konnte. Jene Scheiterungen und Todesfälle, die mir ſo große Trauer bereiteten, waren ja auch für mich in Stille geſchehen, in weiter Ferne, ohne daß Hilfe von Menſchen kam und kommen konnte. Wir hatten uns nun ebenfalls in Stille unter Gottes gewaltige Hand zu demütigen. Das war ſchwer; und noch oft in meinem Leben wurde mir die ernſte Aufgabe geſtellt, ſtille zu werden zuerſt vor Gott, dann zu Gott, endlich in Gott! —

Im Verbindungsleben und in der Familie fehlte es daher bei mir nicht an ſchweren Heimſuchungen. Ich mußte mir dabei oft die Frage vorlegen, wie derartige Schläge mich verwunden würden, wenn ich nicht die Hoffnung des ewigen Lebens hätte! Nach meiner natürlichen Anlage und Neigung ſuchte ich auch immer wieder bei Dichtern und Philoſophen, ob ſie mir nicht ebenfalls durch ihr Wort und Beiſpiel helfen könnten. Aber wenn ich Leſſings bittere Verzweiflung beim Tode ſeiner Frau und ſeines Kindes und Goethes dumpfe Not beim Tode ſeines Sohnes vor mir ſah, litt ich wohl im Geiſte noch mit ihnen, doch Troſt und Stärkung konnten ſie mir nicht geben. Aus Philoſophen kamen mir ähnliche Eindrücke. Nur Plato und unter den neueren Schelling machten eine Ausnahme, obwohl

auch bei ihnen mich immer das „Vielleicht" ſtörte, während meine Seele doch nur im „Wahrlich, ich ſage euch" wirklich Ruhe fand. Der natürlichen Forſchung und Anſchauung ſind eben durch den Tod unüberſteigliche Grenzen geſetzt. Stets von neuem fühlte ich dabei die furchtbar ſchwere Verantwortung, welche die hervorragenden Geiſter unter den Menſchen auf ſich laden, die ihre hohe Begabung dazu anwenden, daß ſie die Hoffnung des ewigen Lebens in den ihnen hingegebenen Gemütern erſticken.*) An der engliſchen Küſte beſteht die Überlieferung, daß der Seeräuber Ralph die Baake auf dem Bell Rock, die vom Abt zu Aberbrothock errichtet war, freventlich zerſtörte und dann ſpäter an dieſem ſelben Felſen, vor dem ihn nichts mehr warnte, Schiff und Leben verlor. An ähnlichen Gottesgerichten fehlt es ſchon auf Erden niemals, wenn man nur Augen hat, dies wahrzunehmen. — Dann gibt es ja im Seelenleben jedes Menſchen auch beſtimmte Stellen, die häufig von ſo ſchweren Erſchütterungen getroffen werden, daß dort überhaupt nur wenige feſte Überzeugungen und auch dieſe wenigen nur mit äußerſter Mühe verankert werden können. Draußen in den nördlichen Meeren und Seeſtraßen zählt man eine ganze Anzahl von Felſen, die von den Wogen faſt beſtändig überſtrömt werden und auf denen doch mit dringendſter Notwendigkeit Seezeichen und Leuchttürme erbaut ſein wollen. Nur wenige

*) Vergl. z. B. James Ruſſell Lowell:

Yes! Faith is a goodly anchor,
When the skies are blue and clear,
At the bows it hangs right stalwart
With a sturdy iron cheer.
But when the ship goes to pieces
And the tempests are all let loose
It rushes plump down to the see-deapths
'Mid slimy seaweed and ooze!
Better then one spar of memory
One broken plank of the past
For our human hearts to cling to
Adrift in the whirling vast!

Als er ein Kind hat begraben müſſen, ſchrieb er unter anderem den Vers:

The earth, that stops my darlings ear,
Makes mine insensate too (against the gospel).

Tage im ganzen Jahreslauf sind die Verhältnisse von Wind und Wasser derart, daß Menschen dort arbeiten können.*) Wenn es in unserem Seelenleben exponierte Punkte ähnlicher Art gibt, so wird wahre Menschenliebe die rettenden und helfenden Arbeiten dort niemals stören, immer nur befördern und schützen!

V.

Den Schluß und Höhepunkt meiner Studentenzeit in Erlangen bildete eine Fußreise, die ich zusammen mit lieben Freunden über München nach Oberbayern, durch Tirol und das östliche Oberitalien machte. —

Unter allen Umständen sollte es, soweit nur irgend möglich, eine wirkliche Fußreise sein; und so hatten wir mit gutem Vorbedacht schon in Erlangen unser Schuhwerk dicht mit Nägeln beschlagen lassen. Man hatte uns gesagt, daß wir nur mit derartigen Sohlen im Gebirge vorwärts, aufwärts und abwärts kommen könnten, ohne in jedem Dorfe beim Schuhmacher Hilfe suchen zu müssen. Unsere bezüglichen Wünsche waren den Erlanger Schuhmachern daher sehr nachdrücklich ausgesprochen worden. Meine Schuhe wurden mir erst am Abend vor der Abreise mit dem Nachtzuge abgeliefert. Schwer genug waren sie jedenfalls. Dann aber stellte sich heraus, daß die von unten in die Sohle getriebenen Nägel zu lang waren und sich im Innern des Schuhes in peinlicher Weise bemerklich machten. Die Zeit der Abfahrt war so nahe, daß dieser Mangel vom Schuhmacher nicht mehr beseitigt werden konnte. Ich praktizierte nun Einlegesohlen in die Schuhe, um das Gehen erträglich zu machen. Dadurch aber wurden die Schuhe zu klein und drückten. Es mußte ertragen werden, und ich humpelte zum Bahnhof, um doch noch mitzukommen. Die anderen begrüßten mich mit Hallo, und allzuviel Mitleid fand ich gerade nicht. Im Zuge

*) Im Binnenlande ahnt man kaum etwas davon, mit welchen Schwierigkeiten der Ingenieur bei diesen „Wasserbauten" zu ringen hat. Nur ein Beispiel: Der Wolf Rock an der Küste von Cornwallis liegt in einer so unruhigen See, daß während des ganzen Jahres 1836 man nur 40 Stunden auf diesem Felsen arbeiten konnte. Die größte Zahl, 80 Arbeitsstunden, wurde im Jahre 1838 erreicht. — In schwerem Sturm können die Wogen mit 6000 Pfund Gewicht auf einen Quadratfuß drücken.

entledigte ich mich dieſer Marterwerkzeuge und fand erſt wieder gute Zuverſicht zur „Fußreiſe“, als ich mich am nächſten Morgen in Augsburg mit beſſerem Fußzeug verſehen hatte. — Beim Vorübergehen an der Ulrichskirche in Augsburg hörten wir die Orgel ſpielen, traten ein und hatten einen muſikaliſchen Hochgenuß, den ich bis heute nicht vergaß. — Beide Erlebniſſe konnten als Vorbedeutungen für die Reiſe dienen, die unter viel körperlicher Mühe, faſt zu großer Mühe verlief und zugleich ſo viel hohe Freude brachte, daß wir alles andere darüber vergaßen. —

In der Begleitung bayriſcher, kunſtverſtändiger Verbindungsbrüder waren wir in Bamberg und beſonders häufig in Nürnberg mit der älteren Architektur und Malerei in innerliche Berührung gekommen und tief davon ergriffen worden. Jeder neue, derartige Beſuch vor allem in Nürnberg hinterließ ſtärkere Eindrücke bei mir. — Montaigne ſpricht einmal das furchtbare Bekenntnis aus: „Ich habe nie ein größeres Ungetüm geſehen, als mich ſelber. Man gewöhnt ſich ja mit der Zeit an ſehr fremdartige, ungeheuerliche Dinge; aber je mehr ich mein eigen Weſen erforſche, deſto mehr ſetzt mich meine eigene Unförmlichkeit in Schrecken und deſto weniger kann ich mich verſtehen.“*) Von ähnlichen Gemütsbewegungen war ich nicht frei. Ihnen gegenüber wurde hohe, edle Kunſt an ihrem Teile mir zu einer Prophetin auf dem Gebiete der Schöpfung, die

*) Der „moderne“ Realismus iſt nicht modern, ſondern immer vorhanden geweſen. Es hat immer in der ſündigen, menſchlichen Natur der Trieb gelegen und ſich geäußert, der im Menſchen und in der Welt nichts ſah als Schlechtes, Häßliches, Gemeines, Trauriges, Totes. Aber in jedem menſchlichen Gemüte von dem höchſt begabten bis zum allerniedrigſten wirkt auch ein Trieb und Sehnen nach dem Schönen, Herrlichen, Ehrenvollen, ein Verlangen, Liebe zu empfangen und zu beweiſen, eine Fähigkeit, ſich für große Gedanken und große Werke zu begeiſtern. Der natürliche Menſch kennt auch Kronen, obwohl ſie nur vergängliche Kronen ſind. Jener „Realismus“ iſt widernatürlich und unmenſchlich:

I beheld the world,
Till down upon the filthy ground I dropped
And tore the violets up, to get the worms!
It is the mind, that sees, the outward eyes
Present the object; but the mind descries!

Beſſeres, Hoffnungsvolleres in der menſchlichen Natur nach ihrer äſthetiſchen Seite offenbarte. — Wenn ich vor und in St. Lorenz in Nürnberg ſtand, konnte es mich faſt überwältigen, daß ich nun hier, um mit Ruskin zu reden, einen Spiegel vor mir hatte, in dem ſich die Natur, die Leidenſchaften, die Tugenden, der Glaube, das ſoziale Leben, die Politik, die Geſchichte eines ganzen Volkes in einer beſtimmten Periode darſtellten und zwar in voller Bewahrung der Ehrfurcht vor dem gegebenen Material. Ich fühlte, ohne es in Worte faſſen zu können, daß ſolch ein Kunſtwerk einer Alabaſterlampe reinſter Art gleiche, in der die Idee der Schönheit brennt und die Form beleuchtend verklärt. Trotz aller vorbereitenden Studien und begleitenden mündlichen Erklärungen ließ ich übrigens große und kleine Kunſtwerke am liebſten unmittelbar auf mich wirken. Es war mir willkommen, mich zunächſt nur als Reſonanz zu fühlen. Die erſten einfachen Eindrücke erfreuten mich am ſtärkſten. Wurde ich auf ſtörende Einzelheiten etwa im Bauſtil oder in Zeichnung und Farbe uſw. aufmerkſam gemacht, ſo wehrte ich das möglichſt ab, um mich eben doch nicht ſtören zu laſſen. Aber der einfache Beſchauer und Hörer muß dann bald inne werden, daß zu den erſten großen, einfachen Eindrücken ſehr bald zweite, konfuſe Eindrücke treten und ſie zu verſchlingen drohen. Nur eine beſtimmte Bildung gewährt die Möglichkeit, aus dieſer Verwirrung und Trübung wieder zu klareren Endergebniſſen hindurchzudringen. So ſuchte ich aus dem Worte lieber Freunde und auch aus Handbüchern die Eindrücke, die ich unmittelbar gewonnen hatte, in Reflexion zu ordnen und zu befeſtigen. Freilich hatte es mich öfter verdroſſen, wenn ich auf Menſchen ſtieß, die, nachdem ſie ein paar Tage in einer großen Stadt geweſen waren, ſich ein Urteil über das Weſen und Leben darin, auch über die Kunſtſchätze, die ſie ſahen, faſt ſo raſch bildeten, wie die Platte des Photographen ein Bild aufnimmt. Doch mußte ich mich davon überzeugen, daß der Beſuch einer ſolchen Stadt und das Beſchauen ihrer Kunſtwerke gut genug vorbereitet und unter ſo wertvoller Leitung ſtattfinden kann, um in wenigen Tagen Eindrücke wirklich zu eigen zu gewinnen, zu deren Erwerbung ſonſt vielleicht Jahre notwendig geweſen wären.

Zu Nürnberg kamen nun auf dieſer Reiſe München und Venedig; und beide Städte brachten uns ſo viel Neues und Schönes! Darauf konnten wir nicht ordentlich vorbereitet ſein. In meinen ſeemänniſchen Inſtinkten kam es mir ſchon in München ſo vor, als ob das Schifflein meiner Äſthetik durch den Wind gehe und aus einer bisher innegehaltenen Richtung in eine andere, neue einlenke. Da ich bisher nur ſelten plaſtiſche Kunſtwerke vor Augen gehabt hatte, öffnete beſonders die Glyptothek mir eine unbekannte Welt. Meine kaufmänniſchen Intereſſen wachten auch auf, und ich war erſtaunt über die großen Opfer, welche die Kunſtliebe Ludwigs I. und ſeines Hauſes für dieſe umfaſſenden Sammlungen und ihre Behauſungen gebracht hatte und andauernd brachte. Unſummen wurden dafür aufgewendet, und man konnte an Ariſtophanes denken, der dem Chremyles die Worte an Ploutos in den Mund legt: „Alle Künſte, alle Erfindungen kommen von dir! Du biſt die einzige Urſache aller Dinge!“ Da wir bei ſonſtigen Streifzügen durchs Land nicht eben den Eindruck gewonnen hatten, daß Bayern reich ſei, ſo bedrückte uns dieſer enorme Aufwand für Kunſtwerke. Die Zeit hat indeſſen ans Licht gebracht, daß, zweifellos durch dieſe Kunſtſammlungen geweckt, das Kunſthandwerk in Bayern in außergewöhnlichem Maße aufblühte. Auf die Dauer werden daher, von dieſem Geſichtspunkte angeſehen, jene Kunſtſammlungen ſich dennoch als praktiſche Anlagen und als nicht zu teuer bezahlt erweiſen. — In Venedig kam uns dagegen kein Gedanke an etwas Zurechtgemachtes, Erkauftes und Bezahltes, ebenſowenig, wie ein ſolcher Gedanke uns in Nürnberg gekommen war. Die Fahrt vom Bahnhof um Mitternacht im Vollmondlicht den Canale Grande hinunter war ſo ſchön, daß niemand von uns einen Laut von ſich gab. Bei Tage ſtörte uns etwas das ſchmutzige Waſſer in den Kanälen, und die Auguſthitze ließ auch manche nicht angenehme Gerüche aufſteigen. Andere Leute haben beim Beſuche der Lagunenſtadt ſchon unter denſelben Dünſten gelitten. Montesquieu erzählt, er ſei mit einem Bekannten in Venedig geweſen, der unter der Laſt der üblen Gerüche ihm erklärt habe, ein Tag genüge, um die Stadt kennen zu lernen. Länger könne er es nicht aushalten! So empfindlich

waren wir glücklicherweise nicht. Unsere Augen waren so sehr in Anspruch genommen und entzückt, daß wir die etwaigen störenden Eindrücke aus anderen Sinnestätigkeiten ganz vergaßen. — Der Brennpunkt unserer Interessen lag selbstverständlich auf dem Markusplatze mit dem Dom, dem Dogenpalast, dem Campanile. Als ich später Viollet le Duc, Ruskin,*) Franz Xaver Kraus,**) Karl Neumann genauer kennen lernte, boten ihre Charakterisierungen besonders von San Marco mir die willkommenen Gefäße,***) in denen ich auch meine Eindrücke von Venedig aufbewahren konnte. Kraus weist darauf hin, daß die Mosaiken in San Marco und die Frei-Licht-Malerei in der Gegenwart, der venetianische Dom und das Haus etwa der letzten Pariser Weltausstellung nebst dem Eiffelturm die Gegensätze in der Kulturgeschichte eines Jahrtausends verkörpern und veranschaulichen. Viollet le Duc betont, wie doch die Mauern jener Kirchen in Venedig nur noch den Eindruck von Verschlüssen hinterlassen und anscheinend kaum noch dazu dienen, etwas zu tragen. Ruskin nennt San Marco ein Gebetbuch, in Alabaster anstatt Pergament gebunden, mit Porphyr-Beschlägen anstatt Buckeln versehen, innen und außen vollgeschrieben in Email und Gold. Neumann schildert die Wirkung des Innenraums: Sie beruht auf dem Gegensatz des natürlichen Tageslichts in der Höhe und der kerzenerhellten Nacht der unteren Partien der Kirche und auf der Verbindung zwischen beiden. Wie Seufzer flimmern die Lichter unten beständig nach oben. Droben ist das Leben Christi, der Propheten und Märtyrer in einem anderen Lichte, einer anderen Sphäre entrollt, als die sind, welche für uns gelten. Für diese hohen Bilder genügt das natürliche Himmelslicht nicht. Darum sind sie alle auf Goldgrund eingelegt. Die Kuppeln selbst endlich hinterlassen den Eindruck nicht, daß sie von den Pfeilern und Mauern getragen werden, sondern sie schweben frei über dem allen. — Ruskins Gedanken besonders wirkten auf

*) Stones of Venice.

**) Geschichte der christlichen Kunst, 1897, II. Band, 1. Abt., p. 93—95.

***) Milton: Books preserve as in a violl the purest efficacie and extraction of the living intellect, that bred them.

mich oft wie Blitze, die in finsterer Nacht plötzlich alles in mehr als Tageslicht aufleuchten lassen.*) Wenn er jedes Schneeglöckchen einen Teil der Bergpredigt nennt und jeden Baum daraufhin anschauen lehrt, daß er sich selber zu einem Bilde nach immanenten Gesetzen komponiert, so konnte ich darin meine eigenen unklaren Empfindungen mit Freuden klar ausgesprochen finden. Sein Naturgefühl wurde mir zu einem stählenden, erfrischenden, erfreuenden Bade. Allerdings stieß ich auch wiederholt auf Bemerkungen, in denen der Künstler in ihm den Ästhetiker in ihm übermocht hatte. Unter anderem sagt er von der Campagna bei Rom: „Sie ist weiß, in gebrochenen Linien, dürre, wie Überbleibsel von Totengebeinen. Kleine Hügel erheben sich immer wieder, als ob die Toten, die darunter ruhen, sich im Schlafe umwälzten. Zerstreute Felsblöcke scheinen auf diese Gräber geworfen zu sein, damit diese Toten nicht wieder aufstehen können. Das rote Licht der Abendsonne ruht nun auf dieser Landschaft, auf den Ruinen, wie auf entweihten Altären die Opferflamme vor dem Verlöschen noch einmal aufflackert.“ Diese Schilderung ist in der Tat nicht das Ergebnis eines Anschauens der Campagna, sondern ein ergreifendes elegisches Gedicht. In ähnlicher Weise überwiegen bei Ruskin oft die künstlerischen Triebe, so daß man verwirrt werden kann, wenn man nur ästhetische Darstellungen bei ihm sucht. Der Kritik bietet er daher viele verwundbare Stellen. Ich zog indessen vor, mich dadurch nicht im Genuß seiner Genialität stören zu lassen. Zugleich wurde ich bei ihm zuerst tief davon ergriffen, daß mit dem wahren Gefühl für Schönheit eine wahre Teilnahme an dem menschlichen Elende verbunden sein muß. Er macht ja oft geltend, wie alle menschliche Arbeit, soweit sie schöne Ergebnisse erzielt, durch die glückliche Lage der Arbeiter bedingt ist. Mit feuriger Zunge unterscheidet er zweierlei Art der Arbeit: Brutalen Mammonsdienst und gottgewollte Tätigkeit; konstruktives und destruktives Tun; Arbeit, die den Menschen entwickelt und adelt. Arbeit, die ihn erniedrigt und vertiert. Ebenso fordert er mit gutem Grunde, daß in die Beziehung des Arbeitgebers zum Arbeiter nicht nur Gerechtigkeit, sondern auch Billigkeit, und

*) Vergl. z. B. O. Clemen, Zeitschr. für bildende Kunst, 1900, April.

nicht nur dieſe, ſondern auch aufrichtiges Mitleiden aufgenommen werde. Er ruft einmal aus: „Unſere Städte ſind eine Maſſe von Spinnrädern; und das geringe Volk hat doch nichts anzuziehen. Wir ſchwärzen jedes grüne Blatt mit Kohlenſtaub; und das Volk erfriert. Unſere Häfen ſind ein Maſtenwald, und das Volk verhungert. Ich kann nicht malen oder leſen oder Mineralien anſehen oder irgend etwas tun, was ich ſonſt gern tue; das Morgenlicht ſelbſt wird mir verhaßt wegen des Elendes, das ich überall vor mir habe. Keine Einbildungskraft kann ſich dies Elend ſchrecklich genug vorſtellen. Ich will es nicht länger ruhig anſehen. Mögen nun viele oder wenige mir helfen, ich will mein armes Beſtes tun, um es zu beſeitigen.“ Dieſem Blitz ſeines Wortes iſt der Donner ſeines Wandels gefolgt. Und alle ſeine Unternehmungen, um dem ſozialen Elend abzuhelfen, obwohl er ſie mit den größten perſönlichen Mühen und Geldopfern ins Werk ſetzte, ſind bekanntlich zuletzt geſcheitert. Ruskin will ſeine Religion der Schönheit auf Liebe, auf Sittlichkeit gründen. Eine Religion der Schönheit aber iſt in Wirklichkeit Abgötterei; und mag der lebendige Gott, der allein wahre Liebe iſt, ſonſt ſeine Wege oft tief vor unſern Augen verhüllen, ſo haben wir ſein Tun, daß er die falſchen Götter zu Spott macht, jeden Tag deutlich genug vor uns. Bei Ruskin tritt in tragiſcher Beleuchtung zutage, daß die äſthetiſche Lebensanſchauung an Übertreibungen, Einſeitigkeiten, überhaupt an tief unwahrer Beurteilung der Wirklichkeiten leidet und damit hippokratiſche Zeichen an ihrer Stirn trägt. Mag ſie ſich dem natürlichen Gefühl mehr empfehlen, als die bloß rationelle Lebensanſchauung, ſo zeigt ſie andererſeits zweifellos ſo ſchwere Mängel, daß ſelbſt der rationelle Materialismus tatſächlich ihr überlegen iſt.*) — Wenn ich daher bei weiteren Studien in

*) Seit Malchus ſtoßen dieſe Gegenſätze gerade in England ſehr ſcharf aufeinander. Herbert Spencer z. B. verurteilt jede Wohltätigkeit, weil die Einlagen in die Sparkaſſen dadurch verringert würden. Außerdem diene Wohltätigkeit nur dazu, denen das Leben zu verlängern, die durch ihre natürliche, unüberwindliche Schwäche mit vollem Recht zum Tode geführt werden. — Das neue Heidentum, das keinen Gott mehr kennt, auch den Menſchen nicht mehr als nach Gottes Bild geſchaffen anſieht und vom ewigen Wert und Leben des Menſchen nichts weiß, tritt in ſolchen Lehren

Ruskin zu meinem Schmerze immer weniger imſtande war, ihm beizupflichten, ſo blieben ſeine äſthetiſchen Anſchauungen und künſtleriſchen Gaben mir doch ſehr wertvoll. Auf dieſer Reiſe hatte ich oft genug vor Augen gehabt, daß die Gipfel der hohen Alpen nicht jedem zugänglich ſind, wohl aber bei klarem Wetter von jedem, mag er auch unten bleiben, geſehen und bewundert werden können. So ward ich nun inne, daß die Höhen künſtleriſcher Wahrnehmungen nur von wenigen erſtiegen werden. Wer indes wirklich oben ſteht, verbreitet klare Luft um ſich her und zeigt darin, ohne ſich etwas zu vergeben, denen, die unten blieben, herrliche, erhabene Bilder. Auch jedes äſthetiſche Gut, jede Wahrheit in künſtleriſchen Dingen ſtrebt darnach, allgemeiner Beſitz zu werden.*) —

So tief und nachhaltig die Kunſt uns auf dieſer Reiſe berührte, ſo waren die Eindrücke aus den Alpen, die wir durchwanderten und deren Höhen wir nicht ſelten erſtiegen, doch noch gewaltiger. Angeſichts der vielen vorhandenen Beſchreibungen ſolcher Alpenwanderungen von berufeneren Federn wage ich indeſſen nicht, im einzelnen unſere Gebirgsreiſe zu ſchildern.

Dagegen kann ich nicht daran vorübergehen, daß dieſe Reiſe mich zum erſten Male mit dem Leben in ausſchließlich und ſtreng katholiſchen Landſtrichen in Berührung brachte. Die Wanderung, welche ich früher als Primaner den Rhein hinauf machte, hatte mir den Katholizismus mehr nur von ferne gezeigt, war obendrein ſchon in etwa einer Woche vollendet worden, und wir

---

immer unverhohlener als Dienſt des Mörders von Anfang zutage. — 2. Kor. 11, 19—20. — Vergl. etwa noch Whiteing, The island; Number five, John street (London 1899). — Im übrigen iſt Ruskin in ſeinen ſozialen Beſtrebungen m. E. immer von der Vorſtellung beherrſcht, als ob das Elend der Armen ausſchließlich durch die ſelbſtſüchtigen Reichen und die, welche ſelbſtſüchtig reich werden wollen, begründet werde. Er verkennt eben, daß die Urſachen dieſes Elendes auch in der natürlichen Ungleichheit der Menſchen und dann am allermeiſten in ſittlichen Schäden zu ſuchen ſind. Seltſamerweiſe kann er mit Malchus und anderen darin übereinſtimmen, daß er z. B. durch geſetzliche Beſchränkung der Fähigkeit, eine Ehe einzugehen, dem ſozialen Elend eine weſentliche Abhilfe meint verſchaffen zu können!

*) „Omne bonum communicativum sui!“

trafen dort doch auch immer wieder evangeliſche Enklaven und wohnten in proteſtantiſchen Gaſthöfen. Jetzt in Oberbayern, in Tirol und Oberitalien lebten wir wochenlang in beſtändiger enger Verbindung mit Leuten, die geſchichtlich und offenbar auch perſönlich in einer Gemeinſchaft mit der katholiſchen Kirche ſtanden, welche nie erſchüttert, geſchweige denn durchbrochen war oder einem proteſtantiſchen religiöſen Leben gegenüber ſich hatte wehren und befeſtigen müſſen. Die wenigen evangeliſchen Gemeinden in jenen Landſtrichen lagen faſt ausnahmslos weit abſeits von unſerer Straße. Eine Erinnerung an die weitreichenden evangeliſchen Bewegungen im 16. und 17. Jahrhundert begegnete uns nirgends. — So oft wir nun katholiſche Kirchen beſahen, ſo gingen wir doch nie in den katholiſchen Gottesdienſt. Gern genug hätten wir dies getan; aber wir fürchteten Anſtoß zu geben, wenn wir als Proteſtanten nicht alle Zeremonien mitmachen konnten. Wir blieben demnach lieber draußen. Und draußen gab es ja Erinnerungen an religiöſe Dinge genug! Schon in München waren Aufforderungen zum Gebet, mit ſehr unumwundenen Zuſagen von Ablaß an die Kirchentüren geheftet, uns oft aufgefallen. Je weiter wir dann ins Gebirge vordrangen, deſto häufiger wurden dieſe Aufforderungen, in denen auch eine ganze Anzahl von Heiligen auftraten, welche man anrufen ſollte. Außerdem eine faſt ununterbrochene Reihe von Kreuzen, Kruzifixen, Marienbildern, Heiligenbildern, Stationen, Marterln uſw. Der alte Radulphus Glaber ſchreibt angeſichts der Kirchen und Denkmäler chriſtlicher Frömmigkeit, die ſich in allen Ländern finden: „Es iſt, als ob die Welt ihr altes Kleid beiſeite geworfen und ein neues weißes Gewand angelegt habe!“ War nun dies hier nicht wieder verkörpert vor uns? Wir ſprachen untereinander darüber, daß man unſere lutheriſche Heimat nach allen Richtungen hin weit durchſtreifen könne, ohne, abgeſehen von den Kirchen und Kirchhöfen, eine einzige Erinnerung am Wege zu finden, daß die Einwohner Chriſten ſeien. Wegweiſer zum nächſten Ort in der Nachbarſchaft, die wir hier oft vermißten, fanden ſich dort freilich regelmäßig vor; an Wegweiſern nach oben aber fehlte es in der Heimat ſehr, während ſie hier uns alle paar hundert Schritt vor Augen kamen. Jedenfalls

waren wir sehr geneigt, dieser herrschenden Sitte im katholischen Lande möglichst gute Seiten abzugewinnen. Doch waren es wirklich Wegweiser nach oben? Auf den Marterln war regelmäßig im oberen Teil der Unglücksfall dargestellt, der diesem Menschen das Leben gekostet hatte. Im unteren Teil sah man denselben Menschen in den Flammen des Fegefeuers. Die beigefügte Inschrift erbat dann Paters und Aves von dem Vorübergehenden, damit er aus dem Fegefeuer errettet werde. Was hierin bereits angedeutet war, zog sich, nachdem wir ein Auge dafür gewonnen hatten, sehr deutlich durch alle bildlichen Darstellungen und begleitenden Inschriften: Die Furcht vor dem Fegefeuer, vor der Hölle war der stärkste, wenn nicht der einzige Hebel, der in diesen Denkmälern angesetzt wurde, um die Betätigung der christlichen Gesinnung zu erzielen. Diese Wegweiser zeigten wesentlich immer nach unten. Knechtische Furcht, „Galgenreue" schien uns das eigentlich entscheidende religiöse Motiv zu sein. Und wer wird leugnen, daß in der Furcht vor ewiger Strafe ein Moment liegt, das einen in seiner Weise unersetzlichen pädagogischen Wert haben kann, wenn es als ein Teil des gottgeordneten Heilsweges zur Geltung gebracht wird? Wiederum zogen wir Vergleiche, und es wurden Stimmen in unserm Kreise laut, die teils im Anschluß an Vorlesungen von Thomasius, teils auf Grund selbständig gewonnener Erfahrungen den vielfach herrschenden Mangel an ernster Predigt des Gesetzes und an Hinweis auf die ewige Verdammnis in der lutherischen Kirche beklagten. In jedem Menschenherzen gibt es zweifellos einige felsharte Stellen, die nur durch Keulenschläge zerbrochen werden können, wenn tatsächlich ein „geängstetes und zerschlagenes Herz" vorliegen soll. Die relative Wahrheit und Berechtigung, welche diesen katholischen Anschauungen im letzten Grunde innewohnt, leugneten wir demnach nicht. Später ist mir dann auch noch klarer geworden, daß für die Naturen, welche keine persönliche Gemeinschaft mit Gott haben und suchen, die Furcht vor ewiger Strafe und Verdammnis eine starke Hilfe werden kann, um sie im äußerlichen Leben in Zucht zu halten. Aber welch ein antichristlicher Wahn liegt darin, daß die volkstümliche katholische Anschauung diese Form der Gesetzespredigt und

die daraus erwachsende knechtische Furcht vor Strafe isoliert und als die eine entscheidende Hauptsache im Leben des Christen anschauen lehrt! Wenn uns Luthers Zeugnis: „Christus ist kein neuer Gesetzgeber, das Evangelium ist kein neues Gesetz“ dem Wortlaute nach bekannt war, so hatten wir die Tragweite dieses Satzes doch nicht wirklich erfaßt. Jetzt leuchtete sie vor uns auf, wenn auch zunächst nur in starken Gefühlseindrücken, die uns dies katholische Wesen als etwas Abstoßendes und tief Unsympathisches zum Bewußtsein brachten. Für mich fing damit eine geistige Arbeit auf konfessionellem Gebiete gegenüber der römischen Kirche an, die ich niemals ganz wieder liegen ließ, wenn sie auch je und dann mehr in den Hintergrund trat, weil andere wichtigere Aufgaben mich in Anspruch nahmen. Von anderem abgesehen, mußte ich mir sagen, daß durch diese nachdrücklichste Betonung des Prinzips der Furcht die römische Kirche an eine der energischsten Bewegungen des natürlichen Menschenherzens anschließt, das, in sich selber von Gott entfremdet und in dieser Entfremdung beharrend, doch irgendwie Mittel und Wege finden möchte, um Gott nicht direkt zum Feinde zu haben und seinem Zornesgericht zu verfallen. Die römische Lehre zeigt und führt nun den Weg der Werke, im besonderen der äußeren Werke und richtet damit ein religiöses Leben auf, das unter christlichem Scheine und Firnis wesentlich die Religion des natürlichen Menschen, wesentlich Heidentum*) ist, dabei aber doch eben der Religiosität, wie sie beim Herrschen der Gesinnung

*) Allerdings haben erleuchtete Geister selbst unter Heiden die Religion aus knechtischer Furcht scharf genug gekennzeichnet. Vergl. z. B. August. De civit. Dei, VI, 9: Varro religiosum a superstitioso ea distinctione discernit, ut a superstitioso dicat, timeri deos, a religioso autem vereri deos ut parentes, non ut hostes timeri. — Wenn mir etwas aus der hl. Schrift und aus Erfahrung fest stand, so war es dies: „Die Werke helfen nimmermehr!“ Wer mit ihnen umgeht, laterem lavat! Dies Waschen hilft nichts, denn der Ziegelstein ist durch und durch rot, und eher zerreibt man ihn zu Staub, als daß man ihn weiß wäscht. — Bei einem Besuche in Helgoland war ich mit einem sehr freundlichen katholischen Geistlichen unter den Badegästen bekannt geworden, der mir eines Morgens erzählte, er sei mit seinem Hauswirt in heftigen Streit geraten und sehr zornig über ihn geworden. In seiner westfälischen Sprache fügte er mit eigentümlichem Gesichtsausdruck hinzu: „Nun muß ich heute wieder scheußlich viel beten!“

des natürlichen Menschen vorhanden sein kann, wenigstens zeitweilig genügt. Der tiefe, unversöhnliche Gegensatz zwischen evangelischer und dieser offiziellen katholischen Frömmigkeit wurde mir klar, wie nie zuvor. Ich kannte eine Reisebeschreibung aus Indien, deren Verfasser den Satz vertrat, daß europäische und asiatische Kultur niemals zu einigen seien, denn „wir fahren den Ganges hinauf und machen ihn schweigend und in Selbstverständlichkeit zu unserm Träger und Diener, wogegen diese Tausende in Allahabad wiederum aus Naturtrieb und in Selbstverständlichkeit sich schreiend an und in den Fluß stürzen, ihn anbeten und in ihm zu sterben begehren!" In ähnlichem Gegensatz und Widerspruch schien mir die evangelische und diese offizielle katholische Frömmigkeit in Sachen der „Werke" gegeneinander zu stehen. Möhlers Symbolik, die wir aus Thomasius' Vorlesungen genauer kennen gelernt hatten, trat mir nun in eine neue, grelle Beleuchtung. Ich versuchte auch, mir klar zu machen, daß in diesem gesetzlichen Grundprinzip etwas spezifisch „Römisches" vorliege. Während der natürliche hellenische Geist, sobald er sich über das geoffenbarte Evangelium erhebt, dem philosophischen Triebe folgt, niemals an der gegebenen Wahrheit sich genügen läßt und aus gelösten intellektuellen Aufgaben immer neue bis ins Unendliche entwickelt, ist der natürliche römische Geist durch Recht und Gesetz bestimmt. Der byzantinische Patriarch in Konstantinopel ist ein theologischer Philosoph, der Papst in Rom ein theologischer Gesetzgeber und Herrscher, der aus den gegebenen, festen Grundlagen der Lehre bestimmte Folgerungen für das praktische Leben in ununterbrochener Folge ableitet und ihre Durchführung sichert. Dabei war nun auch am Tage, daß, wenn der menschliche Geist die Institutionen bildet, andererseits die Institutionen den menschlichen Geist bilden und definitiv bestimmen, bis eine größere Macht über ihn kommt. Der gesetzliche Katholizismus erschien mir ganz besonders in Tirol als eine unerschütterte Burg.

Indessen trat auch noch ein anderes Prinzip im Katholizismus, wie ich ihn vor mir sah, auf dieser Reise mir zum ersten Male näher, obwohl ich gerade auch in Möhler gedankenmäßig bereits darauf aufmerksam geworden war. Ich sah in dem

Gottesdienſt der Tiroler zweifellos eine lebendige und in ihrer Weiſe innige und wahre Myſtik vor mir. Niemals hatte ich bisher mich ſo, wie hier, genötigt gefunden, dies Moment im religiöſen Leben genauer zu prüfen, niemals auch die Schwierigkeit, ſich darüber klarer zu werden, perſönlich ſo ſchmerzlich empfunden. Aus Eindrücken, die ſchon mit meiner Kindheit im Elternhauſe verwachſen waren, ging mir hervor, daß eine beſtimmte chriſtliche Myſtik den Höhepunkt wahren chriſtlichen Lebens bilde und bilden müſſe. Johann Arnd und ſpäter Luther waren darin meine Autoritäten und Führer. Andererſeits waren Bewegungen, die ich nicht anders als myſtiſch bezeichnen konnte, mir nicht ſelten bei Menſchen begegnet, deren religiöſes Leben mich als niederer Art, als ſchwach und ſentimental beſtimmt vorkam. Konnte das myſtiſche Moment zugleich einen Höhepunkt und einen Tiefpunkt im religiöſen Leben beſtimmen? In dogmengeſchichtlichen Studien hatte ich dann bemerken müſſen, daß Myſtik im allgemeinſten Sinne des Wortes im Laufe der Zeiten bald ganz verſchwindet, bald aufs klarſte und zugleich ſo zutage tritt, als ob eine innerliche hiſtoriſche Kontinuität dabei doch immer gewahrt bleibe. So kennt man ja Kometen mit ungewiſſen und doch wirklichen Umlaufszeiten. Beſtimmte Bemerkungen, die ich geleſen hatte, kamen mir wieder in den Sinn. „Myſtizismus kann die Dämmerung ſein, die dem Tage des Glaubens, und die Dämmerung, die der Nacht des Unglaubens vorangeht.“ „Myſtizismus erſcheint, wenn die Frömmigkeit den Glauben überlebt hat.“ Derartige Sentenzen boten mir Perſpektiven, denen ich im ſtillen länger nachging, ohne daß ich zu einem befriedigenden Abſchluß hindurchdringen konnte.*) Jedenfalls war es mir eine innige Freude, im katholiſchen Weſen, wo es in Einfalt vorlag, doch auch eine myſtiſche Bewegung zu finden, die mich ſympathiſch berührte und die Erinnerung an die eine, heilige, allgemeine Kirche Gottes lebendig in mir werden ließ.

*) „Alle großen Ereigniſſe und Vorgänge auf Erden haben ihren Anteil an der Beſtimmtheit der Erde, daß nur die eine Hälfte erleuchtet iſt, während die andere im Dunklen liegt.“ Voltaire.

VI.

Unſere Rückreiſe vollzog ſich viel ſchneller, als die Ausreiſe. Wir waren immer reicher geworden an Reiſeeindrücken und immer ärmer an Reiſegeld. Dazu hatten wir am Anfange aus unſern Mitteln eine Summe zuſammengelegt, um einem Freunde, deſſen Wechſel vergeblich in Erlangen auf ſich warten ließ, die Reiſe doch zu ermöglichen. Er wollte uns dies dann bei der Rückkehr in Erlangen zurückzahlen. Aber unſere Börſe war nun zuguterletzt auch kaum noch imſtande, uns bis Erlangen zu bringen. —

In München begegneten wir auf der Straße unſerm verehrten und lieben Profeſſor Delitzſch. Auf unſern Gruß blieb er bei uns ſtehen und muſterte uns mit heiterſtem Ausdruck im Geſicht von Kopf bis zu Fuß. Etwas ungemütlich wurde uns dabei zu Sinne, denn, mochten wir ſonſt nicht allzu viel Gewicht auf unſern Anzug legen, ſo quälte uns jetzt doch die Ahnung, daß wir ungefähr wie Vogelſcheuchen ausſehen müßten. Er ſchmunzelte indes nur und meinte in ſeiner hohen Stimme: „Sind wohl in den Bürgen geweſen!“ Dann lud er uns ſehr freundlich und dringend zum Mittageſſen in ſein Hotel ein, ich meine, es war dies die „Vier Jahreszeiten“. Wir machten wegen unſerer mangelhaften Erſcheinung einige Bedenken geltend; aber er erklärte, wenn wir nur keinen mangelhaften Appetit hätten, ſo ſollten wir uns doch ja nicht genieren. Dies ſchlug durch; und nach einem Diner, wie wir es lange nicht mehr genoſſen hatten, zogen wir ſehr vergnügt zum Bahnhof, um die letzten Stunden nach Erlangen zurückzufahren. Dort ſollte noch ein Tag geraſtet werden, ehe wir dann unſere Heimat aufſuchten. —

Nun aber war der Wechſel, den unſer Gefährte, dem wir das Reiſegeld vorgeſchoſſen hatten, beſtimmt in Erlangen vorzufinden erwartete, nicht vorhanden. In ſeiner Abweſenheit war er eingelaufen, dann aber eben, weil er ihn nicht erhob, durch ein Mißverſtändnis wieder zurückgeſchickt worden. So ſaßen wir in der Klemme. Wir mußten leihen oder vielmehr „pumpen“; aber bei wem? Wegen der Ferien waren keine Studenten da. Auch Familien, an die wir ſonſt uns wohl hätten wenden können, waren verreiſt. Freund Lührs hatte nun von ſeinem

Vater einen Empfehlungsbrief an einen reichen Herrn in Erlangen gehabt; und einstimmig wurde er verurteilt, bei diesem einen Pumpversuch zu machen. Wir andern warteten in einer benachbarten Kneipe auf den Erfolg, den wir als ganz gewiß ansahen. Nach kurzer Zeit kam er sehr geschlagen wieder an. Jener Herr hatte ihm erwidert, er wisse nicht, ob es dem Vater Lührs recht wäre, wenn er dem Sohne Geld liehe! Nachdem wir ihn etwas wieder aufgerichtet hatten, wurde nun ein förmlicher Schlachtplan entworfen, und jeder von uns übernahm es, Leute zu suchen, die uns helfen würden. Wir erlebten eine Reihe von Auftritten, die uns sehr komisch vorgekommen sein würden, wenn wir nicht aus allen mit leeren Häuden hätten wieder abziehen müssen. Einer indes war so klug gewesen, sich an unsern Kneipwirt zu wenden, der sofort mit der größten Bereitwilligkeit uns die ganze, nicht eben kleine Summe mit der Bemerkung auszahlte, er täte das sehr gern, denn unsere Leute hälten ihn noch nie betrogen! —

Da wir nun nichts mehr in Erlangen zu tun hatten, gingen wir gleich zum Bahnhof und feierten dort noch eine kleine Abschiedskneipe, weil wir uns ja nun trennen mußten. Wir hatten das Zimmer für uns allein; nur ein älterer Herr saß in der Ecke, um den wir uns weiter nicht kümmerten. Jeder von uns mußte nun eine Pauke halten über seine Erlebnisse auf seinem Pumpwege; und die Heiterkeit war groß. Als dann der Zug angemeldet wurde, der die Ersten von uns mitnehmen sollte, kam plötzlich jener Herr aus der Ecke in unsere Mitte, erklärte, er hätte vor dreißig Jahren in Erlangen studiert, lebe jetzt in Amerika und müsse uns doch sagen, daß er seit langer Zeit keine so heitere Stunden verlebt habe, wie an diesem Abend als stiller Teilnehmer an unserer Abschiedskneipe und beim Anhören unserer Geschichten, die übrigens die erlebten tatsächlichen Vorgänge dichterisch frei ausgestalteten. Er hielt uns dann seine offene Geldtasche hin, die voll von Goldstücken war, und bat uns, wir möchten zulangen. Es würde ihm eine Freude sein, wenn er uns die Heimreise etwas verschönern könne. Wir wußten zuerst kaum, was wir sagen sollten. Dies Erlebnis war doch zu nett, und unsere Stimmung wurde, wenn mözlich, noch ge-

hobener. Wir ſchüttelten ſeine Hand, rieben ihm noch raſch einen urkräftigen Salamander, aber ſein großmütiges Anerbieten lehnten wir dankend ab, da wir jedenfalls ja Reiſegeld genug hatten. Zuerſt konnte er ſich nicht recht darin finden. Doch wie ſehr ſein Anerbieten uns erfreute, ſah er wohl vor ſich und beruhigte ſich bald. Schnell kam auch der Zug heran. Mir iſt, als ſähe ich ihn noch daſtehen unter dem Lichte der Laterne, mit ſtrahlend heiterem Geſichte, den Hut in der einen, die Geldtaſche in der anderen Hand. Und dies Bild möge den Schluß meiner Burſchenzeit bilden!

Fünftes Kapitel.

Das „alte Haus.“

Je näher ich auf dieſer Rückreiſe der alten Heimat und dem Elternhauſe kam, deſto näher kam mir von neuem die Tatſache, daß ich meinen jüngeren Bruder Hermann nicht mehr wiederfinden würde. In dem lebhaften Verkehr mit den Freunden und während der ſchönen Reiſe war die Trauer um ihn wohl nicht aus meinem Herzen verſchwunden; aber ich hatte eine gewiſſe Verpflichtung gefühlt, ſie nach außen nicht ſtörend hervortreten zu laſſen. Durch dieſe notwendige äußere Zucht und die übermächtigen Reiſeeindrücke war dann auch die Trauer in mir ſelber doch zurückgedrängt worden. Jetzt fühlte ich dies wie ein Unrecht, eine Liebloſigkeit und Untreue, deren ich mich ſchämte. Außerdem mußte ich mir Vorwürfe machen, daß ich in den letzten Jahren ihm nur ſehr ſelten geſchrieben hatte. Von ihm in ſeinem ſchweren, anſtrengenden ſeemänniſchen Beruf konnte ich nicht viel Korreſpondenz erwarten. Ich ſelber aber hätte Zeit und Vermögen genug dazu gehabt, wenn ich nur treuer im Gebrauch derſelben geweſen wäre. Jetzt fiel mir dies und ſonſt manche Verſäumnis und Liebloſigkeit ſchwer aufs Herz.

I.

Im Elternhauſe traf ich alle in ſehr trüber Stimmung. Gerade durch meine glückliche Heimkehr wachte bei den Eltern, Geſchwiſtern und mir die Trauer um den ſehr lebhaft wieder auf, der nun auf Erden nie wieder zu uns heimkehren werde.

Dazu waren die einzelnen Umstände beim Tode meines Bruders, die ich aus den mündlichen Berichten eines seiner Kameraden erst jetzt genau kennen lernte, tief erschütternd. Durch den Befehl eines Vorgesetzten war er aus dem Schlafe und fast noch schlafend zu einem nicht notwendigen und dabei höchst gefahrvollen Dienste aufgerufen worden, der ihm dann sofort das Leben kostete. Meine Mutter besonders litt unsäglich darunter; und wir alle fühlten mit ihr die große Not, daß durch menschliche Unachtsamkeit, Willkür und Leichtsinn ein so schreckliches Unheil kommen konnte, ohne daß Gottes allmächtige Gnadenhand zu Schutz und Hilfe eingegriffen hatte. In einer Predigt über Römer 11, 33—36, hatte L. A. Petri*) die Unbegreiflichkeit der Wege Gottes dargestellt, die uns keinen anderen Weg offen läßt, als in Demut unter seine gewaltige Hand uns still zu beugen. „Niemand kann auch nur im allgemeinen den Gang seines Lebens mit Sicherheit leiten . . . Wie werden die Menschen so durch einander geworfen und gleich Bäumen aus einer Pflanzschule hierhin und dorthin versetzt und oft über das weite Meer hinausgesandt! Wie wirket auf jeden einzelnen wohl oder übel der Weltlauf im großen, die Ereignisse und Geschicke der Nationen; und wenn einer sich noch so sehr sondern und abschließen wollte, er wird auch in dem einsamsten Winkel von dem berührt, was vielleicht ferne, am Ende der Erde sich begibt. Denn eine Gewalttat eines Menschen kann oft das Leben, das Eigentum, alle Verhältnisse ganzer Völker und jeden einzelnen darunter unsicher machen, und eine Erschütterung der gewohnten Verhältnisse an irgend einem Flecken der Erde wird mehr oder minder allent halben empfunden. Mehr aber noch stellt uns der Gang der uns besonders betreffenden Ereignisse vor die Unbegreiflichkeit Gottes. Wie mancher, den die Schicksale schmerzlich berühren, dem seine Unternehmungen mißlingen, seine Hoffnungen zerfallen, seine Hilfsquellen versiegen, von dem die Not nicht lassen will, den ein Schlag nach dem andern trifft, jetzt ein Verlust, dann eine Krankheit, dann das sittliche Verderben, dann die Schmach . . ., wie mancher spricht: Warum? Warum mir das? Er

*) L. A. Petri, Das apostolische Zeugnis aus den heiligen Episteln, Hannover 1846, p. 297.

erhält keine Antwort. In die glücklichen Fügungen finden wir uns leicht. Wir finden sie begreiflich, weil sie uns wohltun und unsere Begehrlichkeit befriedigen. Dagegen traurige Fügungen stimmen unserer Meinung nach nicht überein mit der Weisheit und Liebe Gottes. Und doch ist das eine so gut, als das andere von Gott, und beides ist unbegreiflich in seinem Hergange und in seiner Zusammenstimmung mit dem ganzen Weltlaufe." Angesichts dieser Unbegreiflichkeit der Wege Gottes in der eigenen Erfahrung fühlte ich die unendliche Nichtigkeit meiner wissenschaftlichen Arbeiten und künstlerischen Interessen so tief, daß mein Wissen und Urteilen mir überall wie eitler Dünkel und Dunst vorkommen wollte. Unsere einzige Zuflucht blieb doch nur die Bitte, daß Gottes Wille geschehe! Es ist auch offenbar eine der größesten und eine der spürbarsten Gebetserhörungen, daß der Herr, unser Gott und Heiland, die Seinen trotz solcher Anfechtungen bei seinem Wort und Glauben erhält und sie in seinem Frieden tröstet, der nicht umsonst als höher, denn alle Vernunft, bezeichnet ist, und der auch allein alle Gewissensnot wegnehmen, versenken und die Seele vor Gott, zu Gott, in Gott stille machen kann.*) —

Von meiner Reise und anderen Erlebnissen erzählte ich ja hie und da; aber, wenn man auch gern zuhörte, so war alles Schöne und Anregende in meinen Schilderungen doch viel zu schwach, um uns eben jetzt eine wirksame Hilfe bringen zu können. Oft mußte ich mitten in einem Berichte abbrechen, weil ich sah, daß es nicht zu der herrschenden Stimmung paßte. —

Die Sonntage und der gemeinsame Gang zum heiligen Abendmahle waren dagegen wirkliche Gotteshilfen. In der Beichte hatte ich das Beichtformular aus dem Katechismus gesprochen. Auf dem Rückweg von der Kirche drückte meine Mutter mir die Hand und sah mich mit so erfreutem Ausdruck im Gesichte an, wie ich in dieser Zeit nie bei ihr wahrgenommen hatte.

*) Im Gnomon von J. A. Bengel findet sich zu 1. Korinther 10, 4: „Sie tranken aber von dem geistlichen Fels, der mitfolgte, welcher war Christus" die Bemerkung: „Qualis petra, talis aqua," „Wie der Fels, so das Wasser." Für alle Wüstenwanderungen der Kinder Gottes eine gesegnete Erinnerung!

Aus meinen Briefen von der Universität hatte sie wohl öfter den Eindruck gewonnen, daß ich viel zu viel Gewicht auf menschliches Wissen und Können legte und mich darin in Selbstgefälligkeit sonnte. So war es ihr ein Trost, daß sie aus meinem Munde das Beichtbekenntnis hörte und fühlte, daß ich im Herzen so stand, wie meine Lippen es aussprachen. —

Ein Trauerfall in einer verwandten Familie nötigte uns, an der folgenden Beerdigung teilzunehmen. Wir hätten uns lieber zurückgehalten, da wir von neuem schmerzlich inne wurden, daß wir ja niemals das Grab meines verstorbenen Bruders bei uns haben würden. Aber die bestehende Sitte ließ keine Ausnahme zu, und wir hörten dann diesmal auch eine Leichenrede, die uns allen zur Stärkung diente und wie für uns besonders bestimmt war. Der Kirchhof jener Gemeinde war allerdings so grenzenlos vernachlässigt, wie es jetzt kaum noch vorkommen wird. Selbstverständlich will ich damit nicht dem entgegengesetzten Extrem das Wort reden. Wenn ich vor kurzem einen Kirchhof mit Teppichbeeten und anderen gekünstelten Gartenanlagen vor Augen hatte, berührte mich dies als eine arge Geschmacklosigkeit. Aber jener Kirchhof befand sich in einer ebenso ungebührlichen wüsten Unordnung. Wie leicht ist es und mit wie geringen Mitteln ist es durchzuführen, daß der Kirchhof einen geordneten, einfachen, würdigen, ernsten Charakter an sich trägt! Nach Jahren sah ich jenen Kirchhof wieder und war erstaunt über die Veränderung. Das Tor, früher nur aus einer halbzerbrochenen tannenen Pforte bestehend, die schief in den Angeln hing und als ungenügend für jede Viehweide erscheinen mußte, war nun aus starken Eichenbrettern zusammengefügt, von einem Kreuz überragt. Die Einfriedigung, früher kaum vorhanden und jedenfalls von Löchern und Gruben durchbrochen, hatte man jetzt sehr einfach, aber doch angemessen und genügend durch einen grünen Zaun und durch Mauern von Feldsteinen hergestellt. Von den Gräbern war das Dornengestrüpp beseitigt. Die Wege, einst kaum vorhanden und in der Regenzeit des Herbstes grundlos, waren zweckmäßig angelegt, fest und rein. Am meisten fiel mir auf, daß die Kirche jetzt ein so ganz anderes Bild, als früher, darbot. Damals pflegte man die alten Bäume, die umher

ſtanden, regelmäßig zu köpfen, um Brennholz zu gewinnen, obwohl die Gemeinde ſonſt Brennholz die Hülle und Fülle hatte. Jetzt hatten die Bäume ſeit langen Jahren frei wachſen können. Ihre ſtarken Stämme, unregelmäßig, naturwüchſig die Kirche einſchließend, ihre hohen Wipfel und weiten Kronen vereinigten ſich mit dem altehrwürdigen Gotteshauſe zu einem charaktervollen, ſchönen, ernſten Geſamtbilde, das keinen irgend empfänglichen Beſchauer unberührt laſſen konnte. — Bei jener Beerdigung trat mir auch von neuem entgegen, welche große Bedeutung und hohen Wert die Trauerſitten haben. In der Gegenwart, die alles kritiſiert und an allem herummäkelt, hat man wunderlicherweiſe in der Beurteilung der Trauerſitten ſeinen Ausgangspunkt von den ſubjektiven Gefühlen genommen, wie ſie bei den durch Trauerfälle Heimgeſuchten ſich finden können, und iſt dann auf ſehr bequemem Wege zu dem Schluſſe gekommen, die Trauerſitten, z. B. die ſchwarze Kleidung, das Fernbleiben vom geſelligen Verkehr, von Vergnügungen uſw., nicht nur als ſehr läſtig, ſondern auch geradezu als Heuchelei zu bezeichnen. Von Heuchelei kann aber, wie zunächſt betont werden muß, doch nur die Rede ſein, wenn jemand in voller Freiwilligkeit ſich äußerlich beſſer gibt, als er in Wahrheit iſt, und dadurch egoiſtiſche Zwecke erreichen will. Der Trauerſitte folgt der einzelne dann eben nicht in voller Freiwilligkeit, ſondern ſie wird ihm als Glied der menſchlichen Gemeinſchaft auferlegt. Die Trauerſitte iſt als ſolche das Produkt nicht des ſubjektiven Gefühls des einzelnen bei ſeinem Verluſte, ſondern des menſchlichen Gemeingefühls, das beſtimmte Formen für die aufrichtet, die von ſolchen Verluſten betroffen ſind. Denn auch die menſchliche Gemeinſchaft iſt von dieſem Verluſte objektiv mitberührt und fordert, daß dies tatſächlich vor Augen trete. Andererſeits iſt ſie inſtinktiv bemüht, durch die Trauerſitten, die ſie aufrichtet, eine Form zu finden, welche das Trauergefühl des einzelnen, das ſie als vorhanden annimmt, in geziemender Weiſe ausſpricht und zugleich beſchützt. Sie erzeigt dadurch dem einzelnen einen ſehr wichtigen Dienſt. Gewiß kann er unter Umſtänden in den Trauerſitten etwas Drückendes finden, wie denn jede menſchliche Sitte etwas Drückendes in ſich bergen kann. Aber in weit überwiegendem

Maße wird er bei sonst einigermaßen normaler natürlicher Gesinnung die Beobachtung der Trauersitten als etwas Naturgemäßes, Wohltuendes, Bewahrendes fühlen, auch innewerden, daß, wenn er sich dadurch etwa bedrückt und eingeengt findet, ihm dies in der Regel nur dazu diente, seiner Trauer ihr Recht zukommen zu lassen. Bei unnormalen Verhältnissen freilich fehlt es den Trauersitten an dem Wirkungskreise, den sie voraussetzen. Und bei unnatürlich gesinnten Menschen stoßen sie auf harten Widerspruch und Widerstand. Aber es ist doch ein peinlich charakteristischer Zug im gegenwärtigen Leben, daß man in der Beurteilung dieser wie anderer Sitten mit Vorliebe von anormalen Verhältnissen und unnatürlicher Gesinnung*) ausgeht und dann ohne viel Umstände Sitten beseitigt haben will, die in Wirklichkeit in unendlich überwiegendem Maße an ihrem Teil dazu helfen, die Menschen vor Vertierung zu bewahren. Eben bei jener Beerdigung waren zwei Männer zugegen, die ich zufällig am Tage vorher, wider meinen Willen, über den Verstorbenen in den rohesten Ausdrücken hatte sprechen hören. Beide waren überhaupt unbändige Naturen, in ihrer Gesinnung nicht schlechter, als andere Leute, aber von eigentümlicher Zuchtlosigkeit in ihrer äußeren Haltung und in ihren Worten. Jetzt mußten sie der Sitte gemäß den Sarg mit tragen und mit einsenken. Sie verhielten sich dabei durchaus angemessen. Ich mußte mir vorhalten, wie sie sich wohl benommen haben würden, wenn die Sitte ihnen nicht Zaum und Gebiß angelegt hätte! —

Zu theologischen Studien und Repetitionen kam ich nur wenig in jener Zeit. Ich fürchtete mich fast davor. Dagegen

*) Verwandt mit dieser Zeitrichtung ist offenbar die grassierende Neigung, mit dem Verbrecher Mitleiden zu fühlen und sein Verbrechen und Opfer darüber zu vergessen. — Jenes Epigramm trifft in der Gegenwart wieder schlagend zu:

Je pleure, hélas, sur ce pauvre Holopherne
Si méchamment mis à mort par Judith.

Welche Folgen aus jenem „Mitleiden" erwachsen, tritt in grelle Beleuchtung z. B. dadurch, daß während bei 1808 Mordtaten in den Vereinigten Staaten von Nordamerika im Jahre 1885 einhundertundacht Mörder hingerichtet wurden, im Jahre 1905 bei 8482 Mordtaten nicht mehr als einhundertundsechzehn Mörder der Todesstrafe verfielen!

fiel in jene Wochen der Anfang einer neuen Lektüre in Johannes von Müller „Geſchichten ſchweizeriſcher Eidgenoſſenſchaft“ und in Robertſon „Geſchichte Karls V.“ Im Anſchluß an die eben berührte feſtſtehende Sonntagsfeier im Elternhauſe las ich in Müller einen bezeichnenden Spruch aus den geſetzlichen Beſtimmungen im früheren Mittelalter: „Wer Sonntags nicht zum Hauſe Gottes kommt, verliert ſeine Freiheit!“ Welch eine tiefe ſittliche Wahrheit liegt dieſem Geſetze zugrunde! Wie unzählige Male bin ich durch traurige, erſchütternde Vorgänge im Leben der Menſchen in meiner Umgebung darauf aufmerkſam geworden, daß nur Gottesdienſt wahrhaft frei macht und daß, die dieſen Dienſt verachten, Sklaven bleiben. In jener Trauerzeit wollte beſonders die innere Freiheit*) uns verloren gehen, daß wir Gottes Namen von Herzen preiſen konnten. Im Hauſe des Herrn, in den Mitteln ſeiner Gnade allein wurde ſie uns geſichert. Auch war dies nicht eine erträumte Freiheit, ſondern ſie beruhte in Gottes wahrhaftigem Worte und hatte, wie das Wort, ewige Dauer. —

Johannes von Müller gewann überhaupt meine lebhafte, andauernde Teilnahme und Liebe. Vor allem freute ich mich daran, daß er ſo viele Auszüge aus zeitgenöſſiſchen Quellen brachte. Die Beurteilung der Vorgänge durch Zeitgenoſſen hat zweifellos einen beſonders großen Wert, weil ſie eben von dem-

*) Ludwig Helmbold hat dies in unvergleichlichem Ausdruck in ſeinem Dankliede „Nun laßt uns Gott dem Herrn“ abgeprägt durch den Vers:

Erhalt uns in der Wahrheit,
Gib ewigliche Freiheit,
Zu preiſen deinen Namen
Durch Jeſum Chriſtum! — Amen!

Ich will damit nicht unterſchätzen, daß auch natürliche Mittel dazu helfen, die Trauer zu lindern, wie z. B. der Verlauf der Zeit, die Arbeit im Beruf u. a. — Aber es zeugt doch von Oberflächlichkeit und Herzenshärte, wenn Menſchen in kleinen Mitteln genügend Hilfe finden, um große Trauer zu vergeſſen. Bei Pascal las ich von einem Vater, dem vor kurzem ſein einziger Sohn geſtorben war und der ſich ſonſt in ſchlimmen Nöten und großer Trauer befand. Eines Morgens war er nahezu verzweifelt aufgewacht; aber noch vor Mittag verfolgte er mit äußerſter Spannung, an welcher Stelle der Eber, den er mit ſeinen Hunden hetzte, aus dem Buſch hervorbrechen werde!

ſelben intellektuellen und ſittlichen Niveau aus urteilen, wie es in jener Zeit durchweg vorliegt. Außerdem erinnerte mich ſeine Darſtellung ſehr oft an Tacitus. In meinen Sammlungen, die ſpäter angelegt wurden, finde ich eine ganze Reihe von Ausſprüchen, die dies wohl beſtätigen können. So ſagt er z. B. vom König Albrecht: „Unerhört viel deuchte ihm wenig, weil er nicht alles beſaß. Der Glanz ſeines Thrones erſchien ihm gering, ſolange der Adel neben ihm ſtand und nicht vor ihm lag.“ Oder er beſchreibt die alten Eidgenoſſen: „Sie haben nie zu weit gegriffen. In ſtiller Freiheit mit Würde leben, oder für die Freiheit ſterben — mehr wollten ſie nicht!“ Dann in allgemeineren Sentenzen etwa: „Keinem darf etwas fremd bleiben, was das Ganze*) betrifft.“ „Die Welt iſt nicht eine ermüdende Fläche mit ſchnurgeraden Wegen.“ „Barbariſche Gewalthaber werden vergeſſen, denn die bloße Macht reicht nicht hin bis zum Ruhm.“ „Wer nichts für die Ausbildung der Menſchen tut, der hat keine Geſchichtſchreiber.“ „Was ſoll ein Menſch mehr fürchten, die Not oder die Ruhe, den Feind oder ſich ſelbſt?“ Für meine wachſende Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten bot er mir ebenfalls manche Direktiven. Die Bedeutung von Familienverbindungen in der Politik leuchtete vor mir auf, wenn er z. B. betont: „König Theoderich, der Oſtgote, hatte ſein Weib von den Franken genommen. Eine ſeiner Töchter war in Karthago, eine in Thüringen, eine in Spanien, eine in Burgund.“ Ebenſo mußte ich ihm zuſtimmen, wenn er den unvergleichlichen und unerſetzlichen Wert ſtändiſcher Gliederungen im Volke hervorhebt und etwa ſagte: „Die Unterdrückung des Adels kann dem gleichen, daß man dem Wolf geſtattet, die Hunde zu töten, damit die Schafe das Bellen nicht mehr hören müſſen.“ Fürſtliche Geſinnung konnte er auch treffend charakteriſieren: „Als Reinhold von Burgund ſich gegen den Kaiſer Lothar von Sachſen empört hatte, von dieſem beſiegt, gefangen genommen und gefangen

*) Ich erſchrak nicht ſelten, wenn ich damals in gebildeten Kreiſen unglaublich wenig Kenntnis von den ſozialen Problemen fand, die ſich doch ſehr deutlich geltend zu machen anfingen. Wenn davon überhaupt geſprochen wurde, ſo hatte man entweder nur darüber zu ſpotten oder ein kalter Haß kam zu Worte.

gehalten wurde, erklärten die deutschen Fürsten, sie könnten in seine dauernde Gefangenschaft und Entthronung nicht einwilligen, denn ob er wohl die Freiheit verloren habe, so sei der freie Mut ihm doch geblieben!" „Wenn Berchthold von Zähringen gewahrte, daß Boten, die üble Kunde brachten, mit ihrer Nachricht zurückhielten, so munterte er sie auf: „Sprich nur, ich weiß ja, daß Trauriges dem Fröhlichen, Fröhliches dem Traurigen vorangeht, und mir ist es gleich, welches von beiden ich zuerst höre!" — Später erst lernte ich die Schatten kennen, die über Joh. von Müllers Verhalten während der französischen Fremdherrschaft in Deutschland ruhten. Sein Charakter wurde mir dadurch verdunkelt, obwohl ich seine Schriften, soweit sie mir zugänglich waren, immer wert hielt. —

Robertsons großes Werk über Karl V. las ich englisch mit brennendem Eifer. Auf viele Perioden der deutschen Kirchengeschichte, speziell auf die Reformationszeit fiel daraus für mich ein ganz neues Licht. Unter anderem las ich hier zum ersten Male den Brief Gregor VII., in dem er Heinrich IV. in Canossa beschreibt.*) Überhaupt hatte Robertson ja wieder viele Quellenauszüge, darunter auch nicht wenige, die meinem lebhaften Interesse für alte Sitten und Gebräuche und kulturgeschichtliche Entwickelungen entgegenkamen. Wenn in meiner engeren Heimat dem Manne, der keinen Grundbesitz und kein bares Vermögen sein eigen nannte, das Eingehen einer Ehe sehr erschwert, tatsächlich oft unmöglich gemacht wurde, so las ich in Robertson, daß im früheren Mittelalter dem Unfreien das Leben in der Ehe überhaupt verschlossen war. Wenn die bremischen Rumor- und Wacht-Ordnungen besondere Bestimmungen über die Vererbung der Rüstung des Bürgers enthielten, so brachte Robertson Belege, daß ganz ähnliche erbgesetzliche Statuten schon im Anfange des

*) „Per triduum ante portam castri, deposito omni regio cultu, miserabiliter, utpote discalceatus et laneis indutus persistens, non prius cum multo fletu apostolicae miserationis auxilium et consolationem implorare destitit, quam omnes, qui ibi aderant, ad tantam pietatem et misericordiam compassionis movit, ut pro eo multis precibus et lacrimis intercedentes omnes insolitam nostrae mentis duritiem mirarentur; nonnulli vero in nobis non apostolicae sedis gravitatem sed quasi tyrannicae feritatis crudelitatem esse clamarunt."

Mittelalters*) vorhanden waren. Wenn auf dem Lande Eigentumsvergehen, soweit sie sich nur auf eßbare Sachen und vielleicht auf Kleidung erstreckten, falls sonst nur Freigebigkeit und Gastlichkeit damit verbunden war, eine sehr milde Beurteilung im Volke fanden, so konnte Robertson aus manchen alten Nachrichten ganz ähnliche Anschauungen**) nachweisen. Auch für die Geschichte der Bildung und der Wissenschaften bot Robertson mir manche Notizen, die, wie man jetzt sagen könnte, gleich Scheinwerfern ein bis dahin dunkles Meer weithin beleuchteten. So erzählte er z. B., daß im 14. Jahrhundert ein Mann, wie Du Guesclin, der in Krieg und Frieden im Mittelpunkte des öffentlichen Lebens stand, weder lesen noch schreiben***) konnte. Dann: Als Ludwig XI. im Jahre 1471 das Werk des arabischen Arztes Rasis von der Sorbonne in Paris entleihen wollte, mußte er zuvor eine Menge Silberzeug aus dem königlichen Schatze als Pfand für die Rückgabe des Buchs deponieren! Besonders interessant waren mir auch die Mitteilungen aus der Latinität†)

*) „Ad quemcunque hereditas terrae pervenerit, ad illum vestis bellica i. e. lorica et ultio proximi debet pertinere (aus dem 11. Jahrhundert?). In der älteren spanischen Geschichte weist Robertson unter anderem nach, daß die Spanier sich das Recht beilegten, mit den Waffen sich gegen den König zu verbinden. Peter IV. vernichtete die bezügliche Urkunde mit bluttriefender Hand. Vergl. den spanischen Untertaneneid: „Nos, que valemos tanto, como vos, os hazemos nuestro Rey, contal que nos guardeys nuestros fueros y libertades; y si No, No!" Noch 1516 stellte Valladolid 30000 Mann gegen den Regenten Kardinal Ximenes ins Feld. — Für mein Interesse an den Bewegungen des Handels war mir die von R. erwähnte Tatsache, daß die Engländer vor dem Jahre 1450 keine Schiffe ins Mittelmeer schickten, von Bedeutung.

**) Z. B.: „Quod noctu furatus fueris, cras appone hospitibus"; vergl. Rerum Mecklenb. libri VIII, Matth. Joh. Beehr. Lips. 1750, p. 50.

***) Die Redeweise, daß man ein Dokument, einen Brief „unterzeichnet", führt er auf das darunter angebrachte signum crucis zurück, adhibitum pro ignorantia literarum.

†) Vergl. z. B. eine Freilassung einer Sklavin aus dem Jahre 1056: .. Et ideo nos Domine Wille inclite cometisse .. libera et absolvo te, Cleriza, filia Uberto, pro timore omnipotentis Dei et remedio luminarie animae bone memorie quondam supra scripto Domino Ugo gloriosissimo, ut quando illum Dominus de hac vita migrare jusserit, pars iniqua non abeat potestatem ullam sed anguelus Domini nostri Jesu

des früheren Mittelalters. Endlich hatte mir ja die sittliche und rechtliche Zulässigkeit des Duells viel Not gemacht, und ich war bis dahin wiederholt vergeblich bemüht gewesen, in der früheren und alten Geschichte unseres Volkes eine Erklärung dafür zu finden, warum gerade in Deutschland der Zweikampf so tief eingewurzelt sei. Robertson wies nun auf ein Dekret Kaiser Ottos (des Großen?) hin, in dem er erklärt: „Es ist gerecht, daß, wenn jemand behauptet, er wisse und sage die Wahrheit über irgend eine Angelegenheit, er diese Erklärung mit dem Schwert erhärte." Obwohl nun jeder damals befugt war, sich ein bestimmtes „Recht" zu wählen, nach dem er gerichtet sein wollte, so ging das Recht, eine Sache durch Zweikampf vor dem Richter zu erledigen, allen derartigen Befugnissen voran und über sie hinaus. Die Kirche bekämpfte diese Anschauung, fügte sich ihr aber doch. Ja, sie suchte und fand einen Weg, um in ihrer Weise das Recht der Privatfehde und des Zweikampfs zu heiligen durch die Annahme und Lehre, daß, wenn ein solcher Streit unter bestimmten Regeln ausgefochten würde, Gottes Urteil dem Sieger das Recht zusprechе. Schon zur Zeit Karls des Großen war von zwei Streitenden das Gottesurteil darin gesucht worden, daß sie während der Messe mit erhobenen Armen vor dem Kaiser standen und dann der, welcher die Arme zuerst sinken ließ, sich als besiegt und im Unrecht anerkennen mußte. Wie sehr die Kirche sich mit dem Gedanken durchdrang, daß ein so durchgeführter Prozeß wirklich von Gott entschieden werde, geht wohl am deutlichsten daraus hervor, daß die Frage, ob in Spanien die mozarabische Liturgie oder die römische in Zukunft berechtigt sein solle, durch Zweikampf vor dem Richter entschieden wurde. Durch das ganze Mittelalter macht sich dieser Kompromiß geltend, bis Karl V. im Jahre 1522 wohl den letzten derartigen Zweikampf in Deutschland halten läßt. Allerdings hatte die Kirche durch die Aufrichtung des Gottesfriedens für die zweite Wochenhälfte und bestimmte

---

Christi colocare dignitur illum inter sanctos dilectos suos, et beatus Petrus, princips apostolorum, qui habet potestatem omnium animarum ligandi et absolvendi ut ipsi absolvet animae ejus de peccatis sui et aperiat illum janua paradisi (Robertson, a. a. O. II, 250).

Kirchenjahreszeiten das furchtbare Übel der Privatfehde seit dem 11. Jahrhundert wesentlich zu beschränken gesucht. Im 13. Jahrhundert folgte darauf die Einrichtung des Landfriedens. Aber in der Form des Zweikampfs behauptete sich die Anschauung von dem Recht zur Privatfehde und fordert bis heute ihre furchtbaren sittlichen und Menschen-Opfer. Sehr eigentümlich berührte es mich dabei, daß Robertson öfter Belege brachte, wie eben auch schon am Anfange des Mittelalters ein überwindendes Bewußtsein*) um das Recht sich geltend macht, das, obwohl die Tatsachen den Kompromiß fordern, grundsätzlich von keinem Kompromiß weiß und wissen will. — In der Duellfrage besonders trat mir klarer entgegen, wie Staat und Kirche nur in innigem Zusammenwirken der Lösung dieses schwierigen Problems im öffentlichen Leben näher kommen können, der Staat, indem er sein Leben von seiner relativen Allmacht und der Erzwingbarkeit des Rechts aus geltend macht, die Kirche, indem sie innerlich den freiwilligen Dienst der erbarmenden Liebe zu allem Guten entzündet und ihm die Herrschaft in den Gemütern sichert.**) —

Bei dieser Lektüre und den anschließenden Studien verstrichen die letzten Wochen der großen Ferien sehr schnell. Fast ehe ich mich dessen versah, mußte ich die Heimat wieder verlassen, um nun als „altes Haus" mein letztes Studienjahr in Göttingen anzutreten.

II.

An einem trüben Herbstabend langte ich in Göttingen an. Er entsprach ganz meiner Stimmung. Und andauernd mußte

*) Vergl. z. B. den Anfang mancher Urkunden, die aus den ersten Jahren der Regierung Hugo Capets stammen: „Regnante Domino Jesu Christo, Francis autem contra jus regnum usurpante Ugone rege . . ."

**) Charakteristisch ist es, daß bei Kommersen etwa und anderen Festlichkeiten die Studentenschaft nicht selten die Möglichkeit der Forderung zum Duell und der Annahme dieser Forderung ausdrücklich durch einen von allen, die es angeht, gefaßten Beschluß aufhebt. Liegt in diesem „allgemeinen Burgfrieden", der für bestimmte Zeiten und Orte gilt, noch ein letzter, gespenstischer Ausläufer des alten „Gottesfriedens" und „Landfriedens" vor?

ich gegen das übermächtige Gefühl ankämpfen, daß ich mein innerſtes Leben eigentlich bei meinen Lehrern und Freunden in Erlangen und dann auch im Elternhauſe zurückgelaſſen habe und davon nicht losmachen könnte, wenn ich mich nicht ſchwer dabei verletzen wollte.

Göttingen ſtand ohnehin nicht in guter Erinnerung bei mir. Auf der Rückreiſe von der Fußwanderung den Rhein hinauf, die ich als Primaner mit meinen Freunden Hans v. Hammerſtein und Albert Lührs gemacht hatte, waren wir von Frankfurt a. M. über Kaſſel etwa um 11 Uhr nachts in Göttingen angekommen. Hier mußten wir ungefähr vier Stunden warten, bis ein billiger Zug uns nach Hannover brachte. In ein Hotel zu gehen, war durch den Stand unſerer Kaſſe ausgeſchloſſen. Auf dem Bahnhof war es ſehr öde. Wir ſahen nun in der Nähe auf freiem Raume erleuchtete Plätze, Zelte uſw., hörten Muſik herklingen und erfuhren auf unſere Frage, es ſei Jahrmarkt oder Schützenfeſt. So gingen wir denn hin, um uns die Zeit zu vertreiben, ſtießen aber dort auf ein derartig ſchamloſes Treiben, daß wir umkehrten und vorzogen, auf dem Bahnhof zu bleiben, bis unſer Zug abgehen würde. Später hatten wir mit Göttinger Studenten darüber geſprochen; aber mehrfach unbefriedigende, zum Teil auch nur ſpöttiſche Antworten erhalten. Dabei pflegte einer unſerer Verdener Lehrer unter Verweiſung auf ſein eigenes Geſchick uns aufs eindringlichſte zu warnen vor den mutwilligen Übertretungen des ſechſten Gebots. Er war in hohem Grade rückenmarkkrank, im beſten Mannesalter ein Jammerbild! Nur mit Mühe konnte er gehen, und ſeine Kräfte nahmen zuſehends immer mehr ab. Seine Augenlider konnte er zuweilen nur mit dem Finger auseinanderziehen, um etwas zu ſehen. Er ſprach rückhaltlos mit uns darüber, daß er ſein ſchreckliches Leiden als Folge geheimer Sünden wider das ſechſte Gebot anſehe und ſchloß daran mit dem Ausdruck rührender Liebe ſeine Bitten und Warnungen an uns. Offenbar erkannte er in ſeinem Herzen eine Verpflichtung vor Gott dazu und ſcheute keine Selbſtdemütigung, wenn er nur ſeinen Worten den wünſchenswerten Nachdruck geben konnte. Obwohl es uns ſonſt ſehr wenig nahe trat, das häusliche Leben eines

Lehrers beſonders zu würdigen, waren wir in ſeinem Falle auch davon noch tief ergriffen, mit welcher unendlichen Hingebung ſeine Frau ihm zur Seite ſtand und ihn bis zum Tode treu verpflegte. Sein Bild und Wort ſind mir und ſicherlich vielen meiner Schulkameraden unvergeßlich geblieben. Seine Warnungen ſind uns nie verklungen. Um ſo peinlicher wirkte es auf uns, wenn wir Verdener Kameraden, die Göttinger Studenten geworden waren, ſchamloſe Dinge als ſelbſtverſtändlich bezeichnen hörten und aus ihren ſchmutzigen und ſpöttiſchen Reden ſchließen mußten, daß die aus Todestrauer geborene Warnung jenes Verdener Lehrers bei aller ihrer großen, vor keiner Selbſtdemütigung zurückſcheuenden Liebe für ſie vergeblich geweſen ſei. Erſt in Göttingen waren ſie dieſem häßlichen Weſen verfallen; und ſo ſtand, wie denn ja die Jugend ſchnell fertig iſt auch mit dem Urteil, Göttingen bei mir in einem zweifelhaften Lichte. —

Jetzt war nun dort weder Jahrmarkt noch Schützenfeſt. Das Leben in der Stadt unterſchied ſich durch nichts beſonders Auffallendes von anderen Städten, nur ſah ich öfter ſchon am Morgen Studenten Skat ſpielen und traf ſie dann auch noch mittags und nachmittags uſw. bei derſelben Beſchäftigung. Auch ſtand die Menſur in hoher Blüte.

Um mich mit meinem neuen Aufenthaltsorte allmählich mehr zu verſöhnen, machte ich weite Spaziergänge in die ſchöne Umgebung. Zugleich war ich bemüht, mir doch in einem gewiſſen beſchränkten Maße klar darüber zu werden, welche Ergebniſſe ſich aus meinen bisherigen Studien als feſtſtehend herausgebildet hatten. Das Reſultat fühlte ich durchweg als ein ſehr entmutigendes. Im allgemeinen war ich freilich in die heilige Schrift, die Geſchichte und Lehre der Kirche eingeführt worden und darin zu Hauſe; aber wenn ich auf dieſen einſamen Wegen einzelne Probleme mir wirklich klar zu machen ſuchte, ſtieß ich auf unüberwindliche Schwierigkeiten und ſah in meinem Wiſſen nur Lücken und in meinem Verſtehen nur Dunkelheiten. Bald merkte ich, daß ich dieſen Reflexionen mich nicht länger hingeben dürfe, wenn ich nicht allen Mut verlieren wollte. So gab ich die langen, einſamen Wanderungen auf, ſuchte wieder etwas mehr

Verkehr unter den Kommilitonen und begab mich vor allem an feste Privatstudien nach einem bestimmten Plane.

Unter den Mitgliedern der „Germania" fand ich liebe Gefährten, die sich meiner auch darin freundlich annahmen, daß sie mich in alle äußeren Aufgaben einführten, wie sie in Göttingen vorlagen. Bei meiner Unbeholfenheit war mir dies von Wert. Daß in der „Germania" mir eine studentische Verbindung entgegentrat, die neben dem christlichen auch das vaterländische Prinzip stark betonte und ihre Mitglieder in einem persönlichen Freundschaftsbunde zu vereinigen trachtete, weckte mein besonderes Interesse, machte mich aber nicht in meiner Überzeugung als Glied des Wingolf irre. — Wir waren eben auch im Wingolf von ganzem Herzen patriotische, deutsche Studenten. Dies galt uns als selbstverständlich. Auch ist mir kein Fall in Erinnerung, daß ein Deutscher von undeutscher Gesinnung in unserm Kreise sich wohlgefühlt hätte und darin geblieben wäre. Aber diese patriotische Gesinnung hatten wir mit den Gliedern einer großen Zahl von anderen studentischen Korporationen gemeinsam. Sie bildete kein unterscheidendes Merkmal für uns. Wenn wir sie prinzipiell betont hätten, so schien uns fast eine Anmaßung darin zu liegen. Außerdem konnten wir nicht umhin, in dem Betonen des patriotischen Prinzips bei anderen Korporationen doch hie und da die Tatsache vorzufinden, daß man Patriotismus mit Politik und Partei verwechselte. Endlich duldete bei uns das christliche Prinzip kein anderes neben sich. Wenn wir uns bemühten, es richtig zu verstehen und auszugestalten, so schloß es alles andere in sich, was uns als Studenten geziemte. Hätten wir daneben ein zweites Prinzip aufstellen wollen, so würde darin, unserer Überzeugung nach, eine Verkennung der Tragweite des christlichen Prinzips und eine Beeinträchtigung seines Wesens gelegen haben. In der Tat sind mir auch viele Belege vor Augen gekommen, daß, sobald neben das christliche Prinzip ein anderes trat, das christliche Prinzip sofort zurückgedrängt, abgeschwächt und unwirksamer wurde, wogegen das eigentliche Leben der Verbindung sich um das Prinzip zu erbauen pflegte, das man dem christlichen zur Seite gestellt hatte. — Der Gedanke, daß alle Mitglieder der „Germania" nicht nur als

Brüder auf Grund eines allen gemeinsamen geistlichen Vaterhauses, sondern auch als Freunde zueinander stehen sollten, die sich in ihrer Individualität zueinander hingezogen fühlten und sich gegenseitig sympathisch wären, hatte auf den ersten Blick sehr viel für sich. Auch habe ich später im Hannoverschen und in Bremen nicht selten Beweise vor Augen gehabt, daß der in der „Germania" geschlossene Freundschaftsbund bei manchen ihrer alten Mitglieder von lebenslänglicher Dauer und allezeit frisch blieb. Aber bei den Mitgliedern des Wingolf fand ich dieselbe Tatsache nicht weniger häufig vor. Und persönlich stand mir fest, daß ich in meinem dreisemestrigen Leben im Erlanger Wingolf mehrere Verbindungsbrüder, die mir anfänglich nichts weniger als sympathisch waren, bei näherem Kennenlernen sehr wertschätzen lernte und gerade von ihnen auch viel hatte. So befestigte sich mir die Ansicht, daß eine christliche Studentenverbindung ihrem Wesen am ersten gerecht wird und ihrem Ideal am besten zustrebt, wenn sie, bei fester brüderlicher Gründung in dem allen gemeinsamen Glauben nach objektiver wie subjektiver Seite, das individuelle Leben nicht nach dem Moment des Sympathischen, überhaupt nicht enger bestimmt, sondern in guter Zuversicht erwartet, die Individuen werden sich aneinander abschleifen und ineinander schicken lernen. Jedenfalls hatte ich bei meinen Einseitigkeiten, vielen Ecken und Kanten alle Ursache, meiner Verbindung aus den angegebenen Ursachen sehr dankbar zu bleiben und keinerlei prinzipielle Änderung in ihr zu wünschen. — Jetzt in Göttingen war ich ihr ja äußerlich ferner gerückt, und es war selbstverständlich, daß ich ihr ganzes Wesen und Leben nüchterner, vielleicht auch durch Vergleichen kritischer anschaute. Manche Schatten drängten sich mir auf, die ich früher nicht gesehen hatte; aber die stärksten Schatten machten sich mir darin bemerklich, daß ich selber das Verbindungsleben mehr als Genuß, denn als wirkliches „Leben" angesehen und geführt hatte. So fand ich mich denn eines schönen Tages, fast zu meinem eigenen Erstaunen, im Eisenbahnwagen und fuhr schnell noch mal nach Erlangen, um im Kreise der Verbindung mein Herz auszuschütten und den Abschied nachzuholen, der mich am Schluß des letzten Sommersemesters nicht

ganz befriedigt hatte. — Da ich auf dies Thema nicht wieder zurückkommen werde, möchte ich gleich hier noch einige Bemerkungen über die Beziehung der „Philister" zur aktiven Verbindung anknüpfen, die mir durch meine späteren Erfahrungen nahegelegt sind. — Aus mehreren schmerzlichen Veranlassungen wurde in den Kreisen alter Wingolfsmitglieder öfter darüber debattiert, wie weit das Disziplinarrecht der aktiven Verbindung über ihre Philister reiche. Von einer Seite fielen Äußerungen, die ein derartiges Recht wenn nicht grundsätzlich bestritten, so doch nahezu illusorisch machten. Es kann indes doch keinem Zweifel unterliegen, daß der Wingolf das Recht beanspruchen muß, diejenigen unter seinen alten Mitgliedern auszuschließen und nicht mehr in seinen Listen zu führen, welche sich notorisch in Widerspruch gegen sein Prinzip begeben haben und trotzdem nicht freiwillig ausscheiden. Dies Recht ist meines Wissens in allen Wingolfsverbindungen, die ihrem Prinzip treu blieben, tatsächlich wiederholt ausgeübt worden, ohne auf begründeten Widerspruch zu stoßen. Im Wesen des Wingolf als einer Lebensverbindung ist es unwiderleglich mitgesetzt. Auch haben die aktiven Verbindungen meines Wissens in der Ausübung dieses Rechts es in keinem einzigen Fall an der notwendigen Vorsicht und Umsicht fehlen lassen und unter anderem bei ihren treuen Philistern immer auch eine Umfrage gehalten, ehe sie zum äußersten schritten. — Andererseits bin ich dann auch wiederholt auf eine Betonung des Wingolf als Lebensverbindung gestoßen, die ich für unberechtigt halte und als unheilvoll bezeichnen muß. Der erste Beleg dazu begegnete mir in einem bayrischen Pfarrhause. Der Pfarrer, ein Erlanger Wingolfsphilister, erzählte mir auf meine Frage, daß er nur mit einem Amtsbruder in seinem Dekanate verkehre, der ebenfalls Wingolfsphilister sei. Die übrigen Pastoren des Dekanats seien entweder Philister der Utenrutia oder Bubenrutia oder des Theologischen Vereins und verkehrten wiederum nur unter sich nach Maßgabe ihrer früheren studentischen Verbindungen. In einem benachbarten Dekanate sei die Mehrzahl der Pastoren Philister des Wingolf und wiederum verkehrten sie ausschließlich unter sich. Ich sprach ihm mein Erstaunen

darüber aus, daß frühere ſtudentiſche Gemeinſchaften, die als ſolche doch nur für die Studentenzeit berechtigt ſind, eine ſo unheilvolle Wirkung zur Störung der brüderlichen Gemeinſchaft unter Paſtoren übten. Er gab das im allgemeinen auch zu, meinte aber, es ſei tatſächlich unmöglich, hierin Wandel zu ſchaffen. Damals konnte ich ihm noch entgegenhalten, daß ſolche Spaltungen unter den Paſtoren in Norddeutſchland unerhört ſeien. Später mußte ich mich bald überzeugen, daß dieſelbe Erſcheinung ſich auch in Norddeutſchland nur zu häufig geltend machte. In einzelnen Fällen habe ich die peinlichſten Folgen davon vor Augen gehabt und kann nur ſagen, daß ein derartiges Verpflanzen der für die Studentenzeit notwendigen Ausſchließlichkeit in das praktiſche Leben von Geiſtlichen in einer unverantwortlichen Mißkennung des geiſtlichen Amtes beruht und eine ſchwere Verſündigung gegen die brüderliche Liebe und gegen die Wahrheit in ſich birgt. Wer auf dieſem Gebiete nur einigermaßen vorurteilslos iſt und die Menſchen anzuſehen ſucht, wie ſie wirklich ſind, dem muß es auch geradezu kindiſch und albern vorkommen, wenn er ſeine ſtudentiſchen Grenzen für ſeine Gemeinſchaft mit ſeinen Amtsbrüdern maßgebend ſein laſſen wollte. Um ein Beiſpiel anzuführen, ſo habe ich in den Diözeſen, welchen ich angehörte, nach meinem beſten Wiſſen gerade auch Amtsbrüdern, die nicht dem Wingolf angehörten, große Förderung zu verdanken. Sie waren Utenreuther oder im Theologiſchen Verein oder Burſchenſchafter, in einzelnen Fällen im Korps geweſen, hatten inzwiſchen zum Teil ſehr ernſte religiöſe und ſittliche Kämpfe durch Gottes Gnade zu gutem Ende und Siege durchgeführt, ſo daß ſie mir, der ich von dieſen Erſchütterungen unberührter geblieben war, zur Stärkung und zum Vorbilde dienten. Wir können doch in Wahrheit die Tatſache nicht genug beherzigen, daß Gott, der Herr, ſeine Kinder und ſeine Diener verſchieden führt. Oft hat ſich mir dies in dem Bilde dargeſtellt, daß auf dem weiten Meer dieſer Welt die Schiffe, welche von verſchiedenen Orten abſegeln, aber denſelben Beſtimmungshafen haben, in weit voneinander abgelegenen Bahnen ihren Weg verfolgen und ſich am Anfang ihrer Reiſe und noch lange im Verlauf derſelben gegenſeitig nicht in Sicht kommen. Je mehr ſie aber ihrem

Beſtimmungshafen ſich nähern, deſto näher kommen ſie ſich auch untereinander. Mögen ſie noch ſo verſchiedenen Kurs innegehalten und unterwegs noch ſo verſchiedene Erlebniſſe gehabt haben, der eine Hafen erwartete ſie. Und in dieſem Hafen liegen ſie, obwohl von entgegengeſetzten Orten der Erde ausgegangen, zuletzt Bug an Bug nebeneinander! —

Außer dem näheren Verkehr mit „Germanen“ traf ich in Göttingen auch manche alte Bekannte wieder, die ich ſeit meinem Abgange vom Bremer und Verdener Gymnaſium nicht wieder geſehen hatte. Eine eigentümliche Beobachtung mußte ich dabei machen, wie wenig doch manchmal die Univerſitätszeit die Hoffnungen und Befürchtungen erfüllt, welche ein Schüler während ſeiner Gymnaſialzeit bei denen veranlaßt hatte, die ſich für ihn intereſſierten. In meinem erſten Semeſter in Göttingen traf ich einen Bekannten wieder, der in Bremen bis in die Oberklaſſen als Muſterſchüler in jeder Hinſicht gegolten hatte und das faſt gleichmäßig in allen Schuldisziplinen. Man wußte im Kreiſe der Lehrer, wie wir öfter hörten, kaum, worüber man ſich mehr freuen ſollte, über ſeine große Begabung oder über ſeinen eiſernen Fleiß. Jetzt ſtand er am Schluſſe ſeiner Univerſitätszeit, hatte mehrmals umgeſattelt, war höchſt unbefriedigt von allen ſeinen Studien, und nach mehrfachen Unterhaltungen mit ihm mußte ich ihm darin recht geben, daß er, trotzdem er immer fleißig gearbeitet hatte, in keiner Sache wirklich weiter gekommen ſei und geiſtig in einem wirklichen Chaos lebe. Später hat er auch kein Examen beſtehen können. Seine früher hervorragende Begabung war offenbar verwelkt, ehe ſie reifen und Frucht tragen konnte. In einem ſehr einfachen praktiſchen Berufe fand er dann noch eine Tätigkeit, die für ihn paßte und in der er ſich ganz wohl fühlte. — Ein Fall von entgegengeſetzter Bedeutung begegnete mir im zweiten Göttinger Semeſter, obwohl er nicht ganz ſo evident vorlag, wie jener erſte. Hierbei handelte es ſich um einen Studenten, den meine Freunde und ich früher auf der Schule als völlig unfähig anſahen. Bei unſerem erſten Wiederſehen in Göttingen hatten wir uns kaum begrüßt, als er ſofort über die Schlechtigkeit des Biers in Göttingen ein Klagelied anſtimmte, das gar kein Ende nehmen wollte. Ich war hierin ganz ſeiner

Anſicht, dachte aber, er ſei doch noch ebenſo oberflächlich, wie früher, und hatte keine Luſt, mich weiter mit ihm einzulaſſen. Indeſſen ſelbſt in ſeinem Jammern über das unqualifizierbare Bier kamen einige Töne vor, die mich aufhorchen ließen. Und in einer folgenden Unterhaltung und anderen Beſprechungen überzeugte ich mich bald, daß er ein außergewöhnlich tüchtiger Student geworden ſei, ſoweit ich das beurteilen konnte. — Später haben bekannte Gymnaſiallehrer und Direktoren mir wohl hie und da erzählt, daß ſie ähnliche Erfahrungen, wie hier ſkizziert wurden, recht oft machten und dann auch betont, wie verkehrt es ſei, die Anlagen, Leiſtungsfähigkeit uſw. eines Schülers ſchon nach ſeiner Gymnaſialzeit abſchließend beurteilen zu wollen.

Der zuletzt genannte Student hatte nun aus ſeiner früheren oberflächlichen Periode die Manier beibehalten, ſich im gewöhnlichen Verkehr als einen eben ſehr oberflächlichen, materiell geſinnten Menſchen zu geben, der von geiſtigen Intereſſen nichts wiſſe und von ſittlichen Aufgaben nichts halte. Es ſchien ihm fatal zu ſein, wenn jemand dahinter kam, daß er in Wirklichkeit nicht nur mit angeſpanntem Fleiß arbeitete und ſich perſönlich mit ſchwierigen, wiſſenſchaftlichen Problemen herumſchlug, ſondern auch ein ſehr geordnetes, faſt ſpartaniſch ſtrenges Leben führte, obwohl er über einen reichen Wechſel verfügte. Als er mich einmal beſuchte und in meinem Zimmer meine Wingolfsmützen und Bänder an der Wand hängen ſah, machte er beißende Bemerkungen darüber, was für ein vorzüglicher, heiliger Menſch ich offenbar ſei, da ich mich nicht ſcheue, mein Chriſtentum und mein Bekenntnis zu einem ſittlichen Lebenswandel in der Mütze auf dem Kopf und in dem Band auf der Bruſt ſofort aller Welt zu verkündigen! Er hatte eben vorher auf der Treppe, die zu meinem Zimmer führte, noch einen ziemlich gemeinen und frivolen Gaſſenhauer geträllert, und ſo konnte ich ihm ſofort mit einigen Gegenbemerkungen dienen, auf die er nicht gefaßt war. Er mußte zugeben, daß man in der Studentenſchaft vielfach es als einen Beweis von gutem Tone anſehe, wenn jemand möglichſt irreligiös und unſittlich auftrete. Damit hatte ich dann eine gute Poſition in unſerer Debatte gewonnen. Ich ſetzte ihm nun auseinander, daß, wenn Blasphemien und Schmutz ihre

Bekenner unter Studenten in erheblicher Zahl fänden, ich nicht einsehen könne, warum man als Student von dem Bekenntnisse zum Christentum und zu guter Sitte zurückscheuen solle. Im übrigen seien Mütze und Band keine christlichen oder sittlichen, sondern eben nur studentische Abzeichen, und wenn man ein Bekenntnis darin sehe, so sei das Tragen dieser Abzeichen doch nicht so zu verstehen, als wollte der Träger sich damit als guten Christen und Tugendbold aufspielen, sondern nur so, daß er seiner Überzeugung entsprechend ehrlich bemüht sei, sich auch als Student dem Evangelium gemäß zu halten. In der weiteren Unterhaltung erkannte er an, daß wir dasselbe Recht besäßen, um nicht mehr zu sagen, wie andere Korporationen und uns ebenso, wie sie, durch studentische Abzeichen zur Durchführung bestimmter Grundsätze auch äußerlich vereinigen könnten, ohne dem Gericht über Pharisäer und Heuchler zu verfallen. Seine Äußerungen, wie in anderen, uns entgegengesetzten studentischen Kreisen, die er genau kannte, tatsächlich gelebt werde, will ich nicht wiederholen. —

Ein sehr unerfreuliches Beispiel davon hatte ich an einem Bekannten aus Bremen vor Augen, der in Bonn-Poppelsdorf Landwirtschaft studiert hatte und nach Göttingen gekommen war, um hier, wie er sagte, endlich einmal wieder nüchtern zu werden. Er erzählte mir viel von dem großen Wechsel, den er in Bonn gehabt habe und zeigte mir sein Rechnungsbuch, das er als Kaufmannssohn in der Tat regelmäßig führte und in dem große Summen figurierten. Inzwischen hatte sein Vater Bankerott gemacht, und nun war Schmalhans Küchenmeister bei ihm. Er lebte auf Pump und dies in einer Weise, daß der alte Scherztitel für sein Fach für ihn mit Vorliebe angewendet und er gern als studiosus misticus bezeichnet wurde. Saß er dann einmal ganz wieder auf dem Trockenen, so las er offenbar gern in seinen Rechnungsbüchern nach, wieviel Geld er früher eingenommen und ausgegeben hatte. Er erinnerte mich lebhaft an einen alten Kapitän in meiner Heimat, der früher im Überfluß, jetzt im Mangel lebte und, wenn seine Frau verdrießlich darüber klagte, sie dadurch zu beruhigen suchte, daß er ganze Jahrgänge seiner früheren Kontobücher vorlegte und ihr vorlas, welche

ſchönen Einnahmen er früher gehabt habe. Ein Nachbar hatte ihn einmal dabei getroffen und ſchüttete ſich über dieſe Torheit vor Lachen aus. Bei jenem Studenten kam einem auch das Lachen, aber es verſchwand bald genug, wenn ich deutlich vor Augen hatte, wie er langſam zugrunde ging. —

Am meiſten intereſſierte mich ſelbſtverſtändlich das Zuſammentreffen mit bekannten Studenten der Theologie, die inzwiſchen in Tübingen, Heidelberg, in Berlin, Halle, Leipzig, Bonn geweſen waren. Einige unter ihnen bemühten ſich, uns Erlanger von vornherein als unwiſſenſchaftliche Leute anzuſehen, ohne indes Erfolg damit zu haben. Unter anderem hatte ein geweſener Heidelberger Student mit großer Sicherheit die negativſten Anſichten über die Evangelien, beſonders über Markus in einer unter uns geführten Diskuſſion vertreten, dann aber zugeben müſſen, daß er den Markus noch nicht exegetiſch geleſen und keine der erſten Nachrichten über dies Evangelium ſelbſtändig geprüft habe. Er war nun ganz betroffen, als wir ihm auseinanderſetzten, daß ein wirklich wiſſenſchaftlicher Sinn ſich nicht mit dem Nachſprechen der von irgend einem Dozenten gehörten Urteile befaſſen könne, ſondern nach beſtem Vermögen ſelbſtändig arbeiten und dann ſicherlich vor allem vorſchnellen Urteilen bewahrt bleiben werde. — Im übrigen fand auch mancher erfreuliche Austauſch unter uns ſtatt, bei dem beide Seiten Gewinn hatten. Leider traten ſtudentiſche Angelegenheiten wiederholt ſtörend dazwiſchen. In mehr als einem Falle traf es auch zu, daß ein Student durch Privatunterricht ſich die Mittel zum Studium teilweiſe ſelbſt erwerben mußte. Seine Zeit war dann zu ſehr beſetzt, ſeine Kraft zuweilen auch zu ſehr verbraucht, als daß er für dieſe Diskuſſionen genügend Muße und Friſche gehabt hätte. — Soweit ich mich erinnern kann, wurde mir in dieſen Diskuſſionen zum erſten Male wirklich klar, daß meine perſönliche Stellung zur Wiſſenſchaft der Theologie ihren Ausgangspunkt und ihre Richtlinien immer und ausſchließlich in der Erfahrung*)

*) Außer dem Kreiſe lutheriſcher Theologen, der ſich um Frank in Erlangen ſammelte, waren reformierte Studenten der Theologie im Anſchluß an die Prinzipien der Theologie bei Aleg. Vinet, César Malan u. a. und auch an Frank zu denſelben Grundanſchauungen gekommen; vergl. z. B.

von Sünde und Gnade hatte, gegenwärtig habe und in Zukunft haben werde. Was Hofmann einſt ſo nachdrücklich und ſchlagend ausſprach, wiederholte ſich, unabhängig von ihm, nach meinem beſchränkten Maße in meinem innerſten Selbſtbewußtſein: Nur als Chriſt hatte ich einen Weg zur Theologie und ein Ziel*) darin vor Augen. Dabei wurzelte mein Chriſtſein nicht nur den geſchichtlichen Zuſammenhängen meines Lebensganges entſprechend, ſondern auch nach meiner perſönlichen Überzeugung in der lutheriſchen Kirche, ihrem Bekenntniſſe und ihren Ordnungen und fand darin allein ſeinen entſprechenden Ausdruck. Schon in Erlangen, noch mehr aber in Göttigen wurde ich auf geiſtige Bewegungen aufmerkſam, daß jemand durch wiſſenſchaftliche, theologiſche Studien perſönlich chriſtliche Überzeugungen ſich anzueignen und ein Chriſt zu werden ſuchte. In Vorleſungen bei Frank über Apologetik, bei Theodoſ. Harnack über ſpezielle Seelſorge, bei Ehrenfeuchter über Ethik, bei Schöberlein über praktiſche Fächer waren dann wohl bekannte Studenten dazu geführt worden, daß ſie erklärten, beſtimmte einzelne chriſtliche Wahrheiten nunmehr anerkennen zu können. Wiederholt traten dann aber auch entgegengeſetzte Bewegungen

Sainte Croix 1906 (Association Chrétienne Suisse D'Étudiants), Saint Blaise, Suisse, die Lebensſkizze von Gaſton Frommel, ſpäter Profeſſor in Genf (p. 45—86)! Frommel fand ſeinen Ausgangspunkt in der obligation morale, wie er in Übereinſtimmung mit ſeinen Vorgängern es nannte. Im Jahre 1901 hielt er eine „Conférence“ in Montauban mit den Theſen: 1. L'obligation est un fait d'expérience; 2. C'est l'expérience d'une action, qui s'exerce à travers notre conscience; 3. Cette expérience (veritable révélation religieuse) n'est complète, que par l'expérience de la Rédemption. Tatſächlich aber zeigte ſich bei ihm doch auch eine Übertreibung und Iſolierung der „Erfahrung“ gegenüber der Offenbarung. — Frommel ſtudierte in Erlangen um 1862—63.

*) Später fand ich unter anderem in Joh. Conr. Dannhauer, Theosophia christiana etc., Argentor., 1666, eine Reihe von Ausſprüchen, die meine teleologiſche Beſtimmtheit in der Theologie zu meiner Freude ſehr anſchaulich machten. So bemerkt er, wenn ich mich recht erinnere: „Vergebens ſuchſt du den Weg, wenn du nicht vorher weißt, wohin du gehen willſt;“ oder: „Der Maler kann alle Farben haben, wird aber nichts zuſtande bringen, wenn er nicht das Bild vor Augen ſieht, das er darſtellen will.“ Dann für meine Vorliebe für Gleichniſſe unter Berufung auf Greg. Naz. (orat. IV): Qui corporibus inclusi sunt, sine corporearum rerum adminiculo cum iis rebus versari non possunt, quae animo et ratione intelliguntur!

ein aus verſchiedenen Urſachen. Ein lieber jüngerer Freund, der die Theologie aufgegeben hatte und Juriſt geworden war, ſagte mir, daß er den ſchwierigen, manchmal auch ſpitzfindigen Gedankengängen in den Vorleſungen öfter nicht habe folgen können, mitunter aber zu heftigem Widerſpruch dagegen gereizt worden und zu ſeiner eigenen tiefen Beunruhigung zu der klaren Erkenntnis gekommen ſei, er werde das Wenige, was er vom Chriſtentum habe, unrettbar verlieren, wenn er weiter Theologie ſtudiere. Er iſt ein tüchtiger Juriſt geworden und ein gläubiger Chriſt geblieben. Als ich ihm klar zu machen ſuchte, die Theologie ſtände nicht über, ſondern unter dem Chriſtentum, antwortete er, er freue ſich, wenn ich dieſe Überzeugung feſthalten könne, für ihn ſei ſie jedenfalls unmöglich geweſen und daher habe er umgeſattelt. — In einem anderen Falle konnte oder vielmehr mußte ich beobachten, daß ein mir naheſtehender, ſehr begabter Student, der von der feſten Vorausſetzung ausging, in ſeinem Intellekt die letzte, höchſte Inſtanz für Annahme oder Ablehnung des Evangeliums zu beſitzen, in die peinlichſten Gemütsbewegungen geriet. Bald war er hoch erfreut, wenn er in ſeinen wiſſenſchaftlichen Arbeiten eine Begründung und Beſtätigung ſeiner chriſtlichen Überzeugung fand, bald ſtand er in Gefahr, an allem zu verzweifeln, wenn er auf Dinge ſtieß, die ihm intellektuell in unverſöhnlichem Widerſpruch gegen das Evangelium zu ſtehen ſchienen und die er trotz äußerſter Anſtrengung intellektuell nicht zu beſeitigen vermochte. Er verging faſt unter fortwährendem Schwanken zwiſchen Anerkennung der evangeliſchen Wahrheit und Widerſpruch gegen dieſelbe. Auf die flehentlichen Bitten ſeines Vaters, eines gläubigen Paſtors, entſchloß er ſich, trotzdem ſeine inneren Kämpfe andauerten, zunächſt noch bei der Theologie zu bleiben. Nach ſeinem Abgange von der Univerſität wurde er Lehrer und ſchrieb mir nach etwa einem Jahre, er ſei durch die Kinder, die er zu unterrichten und zu erziehen habe, und durch die Notwendigkeit, unter Kindern, vor Kindern, mit Kindern ein Kind zu werden, von ſeinem Intellektualismus, den wir ſeiner Zeit vergeblich bekämpft hätten, gründlich geheilt worden und könne mir nicht ausſprechen, mit welcher Freude ihn dies erfülle und mit welcher Freude er jetzt theologiſch weiter arbeite! — In

noch anderen Fällen führte das Beharren im Intellektualismus bekannte Studenten der Theologie zu dem traurigen Ausgange, daß sie am Christentum und allem religiösen Wesen völlig Schiffbruch litten. — Mir hatte ein alter Spruch, ich meine des Ambrosius, immer fest gestanden, der etwa dahin geht, daß Gott niemandem geboten und niemandem erlaubt hat, durch Dialektik selig zu werden. Dann war ich vor allem durch das Studium der Pensées von Pascal von der engen Begrenzung des menschlichen Intellekts immer tiefer durchdrungen worden. Augustin und Luther hatten mich auch beständig auf denselben Weg gewiesen, der ursprünglich aus der heiligen Schrift mir von Kindheit an bekannt und vertraut war. Es würde zu weit führen, die ganze Entwickelung im einzelnen darzustellen. Das schließliche Ergebnis im Anschluß an Erlanger Studien konnte ich dahin zusammenfassen, daß ich dem Intellektualismus und damit zugleich dem Historizismus in der Theologie definitiv absagte. Eine lateinische Disputation, die ich mit einem Bekannten vor der theologischen Fakultät als Mitglied des theologischen Stifts zu halten hatte und deren Thema die Inspiration der Bibel war, brachte diesen Abschluß wesentlich mit zustande. Ich hatte hier deutlich vor Augen, daß ich Wesen und Entstehung der heiligen Schrift auf hundertfach verschiedene Weise erklären könne, sobald ich sie als ein Objekt für meine wissenschaftliche Untersuchung ansehe, zu dem ich persönlich in keiner weiteren Beziehung stände. Unter anderem wurden von meinem Gegner in den Vorbesprechungen und dann auch in der öffentlichen Disputation eine Menge von Parallelen aus dem hellenischen Orakelwesen und sonst aus der Mantik zu den Weisſagungen in der Bibel geltend gemacht, um die natürliche Art und Entstehung der biblischen Weisſagung zu begründen. Wenn ich dem gegenüber die Eigentümlichkeit des Geistes, des Zwecks, des Gesichtskreises usw. der biblischen Weisſagung betonte, um daraus ihren direkten göttlichen Ursprung zu erweisen, so hatte dies, wie der Gegner anerkannte, wohl sein Gewicht, immerhin aber nur ein relatives Gewicht und konnte nur einen graduellen Unterschied zwischen der biblischen Weisſagung und dem außerbiblischen Orakelwesen erhärten. Berief ich mich aber, um eine wirkliche Entscheidung herbeizu-

führen, auf das Zeugnis des heiligen Geiſtes für die Bibel als das inſpirierte Wort Gottes, ſo mußte ich, von anderen Einwänden abgeſehen, jedenfalls zugeben, daß ich damit Beweisgründe anführe, die vor dem Forum des natürlichen Intellekts und der natürlichen Forſchung nicht zugelaſſen werden könnten. Die Disputation fand anerkennende Beurteilung von ſeiten der theologiſchen Fakultät, verlief aber ſonſt im Sande, wie das ja meiſtens der Fall iſt. Nur für mich hatte ſie, wie ſchon bemerkt, eine große Bedeutung. Ich fühlte dies um ſo ſtärker, als in Göttingen die ganze Luft, ſozuſagen, von Erkenntnistheorien durchdrungen war. Während in Erlangen, wenigſtens nach meinem Eindrucke, die theologiſche Fakultät durch die Bedeutung der theologiſchen Profeſſoren und die Zahl der Studenten der Theologie ein gewiſſes Übergewicht für ſich in Anſpruch nahm und jedenfalls eine mehr in ſich ſelber abgeſchloſſene geiſtige Welt bildete, hatte Göttingen faſt das Gegenteil als charakteriſtiſchen Zug. Die Philoſophie, die Philologie, die Naturwiſſenſchaften, um von anderen zu ſchweigen, waren durch ausgezeichnete Lehrkräfte vertreten, die eine ſehr zahlreiche Zuhörerſchaft um ihre Katheder ſammelten. So drangen von allen Seiten auch in unſere theologiſchen Kreiſe geiſtige Bewegungen hinein, die mir neu waren, mir viel gaben, aber doch auch die unabweisbare Forderung an mich ſtellten, daß ich mich als Theologe damit auseinanderſetzen mußte. Je mehr ſie mich nun intereſſierten, deſto brennender fühlte ich das Bedürfnis, eine Feſtung zu haben, in die kein Menſch einzudringen vermöchte, und deſto größer war meine Freude, daß ich durch Gottes Gnade in meinem Chriſtenſtande und Chriſtenglauben dieſe Feſtung mein eigen nennen konnte und des Entſchluſſes lebte, ſie unter allen Umſtänden zu behaupten. In jenen Diskuſſionen mit theologiſchen und anderen Kommilitonen trat mir auch nichts näher, was dieſen Entſchluß hätte wankend machen können. Aber ihn auf bloß intellektuellem Wege anderen als genügend begründet zu erweiſen, erſchien mir ebenfalls als unmöglich, und gegen alle nur ſcheinbare Apologetik hatte ich von früher Jugend an eine ſtarke Abneigung. Tatſächlich ſtand mir unbedingt aus Gottes in ſich ſelber gewiſſem Geſetz feſt, daß ich ein Sünder ſei und Sünde habe und tue, dabei

verpflichtet ſei, vor Gottes Gericht zu beſtehen, ohne dies doch zu können. Dies Bewußtſein blieb aber ebenſo tatſächlich nie iſoliert in mir vorhanden und wirkſam, ſondern vereinigte ſich beſtändig mit dem Bewußtſein um die Gnade, in welche ich, ohne mein Zutun, durch die Taufe eingepflanzt, die mir ſonſt durchs Wort und das heil. Abendmahl zugeeignet war im Glauben. Daran mußte ich mir genügen laſſen. Was unter der Schwelle meines Bewußtſeins lag, um mit Herbart zu reden, mochte für ſpekulative Forſchungen viel Intereſſe haben und weckte auch meine Teilnahme in manchen Studien und im Nachſinnen, aber für mein Leben konnte es keine Bedeutung beanſpruchen. Wenn ich zur Befeſtigung meiner perſönlichen Stellung mich auf das beſchränkte, was tatſächlich in mir vorlag, ohne eines Beweiſes zu bedürfen, ſo hatte ich dabei die gute Zuverſicht, mich an nichts zu vergreifen, was mich zum Menſchen, zum Chriſten und Theologen machte.

III.

In jenem erſten Semeſter in Göttingen traten indeſſen noch andere, als wiſſenſchaftliche Bewegungen ſo an mich heran, daß ſie auf meine perſönliche Stellung nachhaltig einwirkten. Die evangeliſch-lutheriſche Landeskirche Hannovers war damals durch den Kampf um den neuen Katechismus aufs tiefſte erſchüttert. Und wir Studenten blieben davon nicht unberührt.

Der „neue Katechismus“ war bereits im Frühling des Jahres 1862 durch königliche Verordnung eingeführt worden. Nach Erlangen gingen uns ſchon damals durch Briefe und Zeitungsberichte eine Menge von Nachrichten zu, die von einer unglaublichen Aufregung in Stadt und Land im Gefolge dieſer königlichen Verordnung redeten. An einzelnen Orten, z. B. in der Reſidenzſtadt Hannover ſelbſt, hatte dieſe Erregung geradezu den Charakter einer Revolution anzunehmen gedroht. Infolge dieſes Widerſtandes war zu unſerer Verwunderung das Gebot der allgemeinen Einführung des neuen Landeskatechismus durch eine königliche Verordnung vom 19. Auguſt 1862 wieder aufgehoben worden. Die Gegner desſelben hatten triumphiert. Die Freunde waren tief niedergeſchlagen. Das kirchliche Leben im Lande hatte einen furchtbaren Stoß erlitten.

In Erlangen indeſſen berührten uns dieſe Vorgänge mehr nur aus der Ferne. Jetzt in Göttingen ſahen und fühlten wir alles aus nächſter Nähe. Auch hatte Abt D. Ehrenfeuchter, ſelber Mitglied der Kommiſſion für die Ausarbeitung des „neuen Katechismus“, noch im Jahre 1862 eine Schrift erſcheinen laſſen. „Die Katechismusfrage in der hannoverſchen Landeskirche vom theologiſchen Standpunkte erörtert.“ Außerdem waren eine ganze Anzahl von Broſchüren für und wider den „neuen Katechismus“ in Göttingen verlegt worden, ſo daß wir über dieſe Schriften faſt ſtolperten.*)

Zu Hauſe hatten die Eltern mit tiefem Schmerze über die ganze Bewegung geſprochen. Doch war nur ſelten davon die Rede geweſen. Man ſchämte ſich; obwohl im Bezirk des Konſiſtoriums Stade der Anſturm gegen den „neuen Katechismus“ nicht ſo heftig geweſen war, wie in den anderen Landesteilen. Aber auch im Stadeſchen machte ſich eine peinliche Spaltung

*) Außer Ehrenfeuchters Broſchüre, in der Dieterichſchen Buchhandlung erſchienen, wurden z. B. in Göttingen publiziert: Superint. Dr. Hildebrand, Der Neue Katechismus (Vandenhoeck & Ruprecht); Philalethes, Zeugnis für die Wahrheit uſw. (Adalbert Rente); Baurſchmidt, Vom Frieden zum Kampf uſw. (Deuerlichſche Buchhandl.); Sendſchreiben an Herrn Archidiakonus Baurſchmidt von einem Gegner des Neuen Katechismus (ebendaſ.). Der anonyme Verfaſſer der letztgenannten Schrift rühmt am Schluſſe die Tapferkeit, den Mannesmut, die Milde und Schonung Baurſchmidts, nachdem er vorher ſeine Unwiſſenheit, Ungerechtigkeit, ſeinen Hochmut uſw. an den Pranger geſtellt hatte. — Zahlloſe Broſchüren waren ſonſt im Lande erſchienen. Ich nenne nur noch: O. Münchmeyer, Der Angriff des Herrn P. Baurſchmidt auf Luthers kl. Katechismus, Lüchow 1862; Auf grobe Lüge derbe Wahrheit, Verden, Steinhöfel, 1862; R. Steinmetz, Die Angriffe gegen den neuen Katechismus, Lüneburg, Engel, 1862; Wagner, Halte, was du haſt, Predigt über den neuen Katechismus, Stade, Schaumburg, 1862; L. Harms, Ein Geſpräch über den neuen Katechimus, Hermannsburg, 1862; A. Schultze, Der alte Freund uſw., Harburg, Dankwerts; Meſſerſchmidt, Und das Gute behaltet, Peine, Heuer; Münkel, Die Katechismusnot, Verden, Steinhöfel; Zur Beherzigung, meiſt altes zu neuer, Stade, Schaumburg; Der § 23 des Geſetzes vom 5. September 1848, Verden, Steinhöfel; Loofs, Die ſogenannte Teufelstaufe, Harburg, Dankwerts; C. F. Schmidt, Ein Wort über den neuen Katechismus, Stade, Steudel; Der Katechismusſtreit im Königreich Hannover, Stade, Schaumburg. — Das Feuer war angezündet worden durch C. G. W. Baurſchmidt, Prüfet alles. Ein Wort über den neuen Katechismus, Lüchow, 1862.

zwischen Pastoren und Gemeinden geltend. Die Pastoren kannten ihre Gemeinden nicht mehr; die Gemeinden trauten ihren Pastoren nicht mehr. Jeder Geistliche wurde von der großen Menge darnach beurteilt, wie er zur Katechismussache stand. War er ein Freund des „Neuen Katechismus," so fielen die gehässigsten Reden gegen ihn. Man erklärte, er wolle die Leute katholisch machen, er sei ein Pfaffe, ein hierarchischer Pharisäer und Heuchler. Man schloß unter Umständen Vereinigungen, nicht mehr bei ihm zur Kirche und zum heiligen Abendmahl gehen zu wollen. Charakteristisch war dabei der Zug, daß nationalliberale Abgeordnete und Mitglieder des Nationalvereins durchweg die Agitation gegen den „Neuen Katechismus" betrieben, die Leidenschaften im Volke erregten und mit Hilfe ihrer Parteiorganisation und Parteipresse der ganzen Bewegung einen bestimmten Zweck vorzeichneten, der jedenfalls auch ihren politischen Zielen dienen sollte. Mir wurde erzählt, daß die Führer des Nationalvereins nach der Veröffentlichung des „Neuen Katechismus" in der Stadt Hannover zusammengekommen seien und unter R. v. Bennigsens und Miquels Leitung die Agitation gegen denselben als ein willkommenes Mittel zur Erreichung ihrer politischen Zwecke bezeichnet und beschlossen hätten. Wie weit die politisch-liberale Presse tatsächlich diesen Bestrebungen diente, ging aus zahllosen Äußerungen hervor, die man jeden Tag wieder in den Zeitungen vor sich sah. Man mußte nicht selten erschrecken vor dem tödlichen Hasse nicht minder, wie vor dem schamlosen Lügengeiste, der sich in diesen Vorgängen, Berichten usw. Luft machte. So erzählte die „Zeitung für Norddeutschland" mit Wohlgefallen, daß in einer hannoverschen Gemeinde halberwachsene Knaben den „Neuen Katechismus" an eine Kette gelegt, mit Gewehrschüssen durchlöchert, zerrissen und verbrannt hätten. Die „Kölnische Zeitung" brachte am 6. September 1862 die Notiz: „In dem protestantischen, von dem hochwürdigen Konsistorium in Hannover versuchsweise oktroyierten Gesangbuche kommt folgende merkwürdige Stelle vor:

Hetz du mich, arme Sündensau,
Mit deiner Gnade Hunden!

Wühl mir mit deinem Gnadenkamm
Die Sündenläus' herunter!
Zeuch dein Gnadenwams mir an,
Damit ich selig sterben kann!"

D. K. K. Münkel bemerkte dazu in seinem „Neuen Zeitblatt" (19. Sept. 1862): „Wollte das Zeitblatt nur von den hauptsächsächlichsten Lügen und Lästerungen der Zeitungen Kenntnis nehmen, so müßte es neben der Abteilung „Aus der Kirche" noch eine zweite Abteilung „Aus der Hölle" führen. —

Der Vater meines Freundes Lührs, D. Albert Lührs, Superintendent in Peine, war der Hauptmitarbeiter am „Neuen Katechismus" gewesen, und so schlug der Katechismussturm ganz besonders auch in unsern Kreis herein. Zuerst freilich sahen wir die ganze Sache, studentisch gesprochen, nur als einen „Ulk" an, und ärgerten uns höchstens über die „Volksreden" unter anderem von solchen Personen, die wir geehrt und geliebt hatten und die nun in unglaublicher Unwissenheit, Verkennung und Mißdeutung der Sachlage ihre sonstige, hervorragende Begabung in den Dienst der Erregung der Leidenschaften der Menge stellten. Allmählich hatte sich dann aber auch in unsere Gemüter der Eindruck von einer sehr schweren Versündigung unserer Landsleute hinabgesenkt, der sich im Lauf der Jahre bei mir immer mehr vertiefte und mich sehr schwer bedrückte. Ich fand mich ja in meinem persönlichen Christentum tief verflochten in den geschichtlich vorhandenen, bisher undurchbrochen gebliebenen Bestand der lutherischen Kirche, ihres Bekenntnisses und ihrer Ordnungen in meinem engeren Vaterlande. Jetzt aber konnte ich mir nicht verbergen, daß das alles eine tödliche Wunde empfangen hatte. Anscheinend freilich war der Kampf gegen den „Neuen Katechismus" damit begründet worden, daß er eben etwas „Neues" sei, und bei dem konservativen Sinne unseres niedersächsischen Stammes hatte gerade dies Argument anfangs am meisten durchgeschlagen. Auch hatten politische Führer und Zeitungen die Art der Einführung durch königlichen Befehl, unter Berufung auf die Verfassung vom 5. Sept. 1848, als ungesetzlich bezeichnet und damit in manchen Kreisen Zustimmung gefunden. Endlich waren gegen die Sprache, die Anordnung und andere formelle Sachen im

„Neuen Katechismus“ viele leidenſchaftliche Angriffe gerichtet, die wiederum ein Echo bei vielen wachriefen. Aber in Wahrheit trat bald unverkennbar zu Tage, daß der Katechismusſturm im letzten Grunde gegen die ſchrift- und bekenntnismäßige Lehre der evang.-lutheriſchen Kirche gerichtet war und daß die Feinde des „Neuen Katechismus“ eben dieſe Lehre in Kirche und Schule nicht mehr dulden wollten. Der König nun hatte auf eine Anſprache des Generalſuperintendenten Saxer in Stade noch erwidert, „es ſei ihm eine innige Freude geweſen, am Geburtstage Ihrer Majeſtät der Königin die Verordnung über die Einführung des neuen oder richtiger alten Katechismus unterzeichnen zu können; er hoffe, daß die Erinnerung daran ihm noch einmal eine Erquickung in ſeiner letzten Stunde ſein werde; er ſei ein armer Sünder, und es gebe doch nur einen Weg zur Seligkeit, den Glauben an Chriſti Blut, und dieſer Weg werde in dem Katechismus lauter und rein gelehrt.“ Dem Volksſchullehrer Rickmeyer, der von vielen Lehrern an den König abgeſandt war, um ihm für den Katechismus zu danken, hatte er noch geantwortet: „Sie haben mir heute eine Freude gemacht, die ich in meinem ganzen Leben nicht vergeſſen werde!“ Nachdem aber am 7. Auguſt 1862 ein Aufruhr in der Stadt Hannover ausgebrochen war, der nur mit Mühe und nur zum Teil hatte zurückgedrängt werden können, erfolgte, wie bereits bemerkt, kurz darauf die Verordnung, durch welche die geſetzliche Einführung des „Neuen Katechismus“ zurückgenommen wurde. Die Konſiſtorien führten dieſe Verordnung durch. Damit war tatſächlich unſrer Landeskirche als ſolcher die Krone vom Haupte gefallen. Als vier Jahre ſpäter dann auch unſerm Lande und Stamme die Krone vom Haupte fiel, hörte ich mehrfach ernſte Chriſten in Erinnerung an die furchtbaren geiſtlichen Kataſtrophen im Katechismusſturm davon ſprechen: Hannoverland müſſe nun innewerden: „Gott*) läßt ſich

*) Im Katechismusſturm war unter anderm das Lied „Ein' feſte Burg iſt unſer Gott“ mit Vorliebe in den Verſammlungen geſungen worden, die Gott und ſein Wort verläſterten. Dieſer Mißbrauch hatte zur Folge, daß in den nächſten Jahren dies Lied von ſehr vielen Paſtoren in ganz Hannover nicht mehr im Gottesdienſte zum Singen verwendet wurde. Es war entweiht. Eine geraume Zeit mußte vergehen, bis man es wieder in gottesdienſtlichen Gebrauch nehmen konnte.

nicht ſpotten!“ Nicht, daß damit andere als ſchuldig bezeichnet ſein ſollten! Man fühlte vielmehr die Schuld als eine gemeinſame Schuld, an der jeder, ohne Ausnahme, mit zu tragen hatte. Dieſe tiefe Beugung vor Gott war vorhanden; und wenn die böſen Folgen des Katechismusſturms zum Teil verhältnismäßig raſch verſchwanden oder überwunden wurden, ſoweit das kirchliche Leben dabei in Frage kam, ſo iſt das wohl als eine Erfüllung des Wortes anzuſehen: „Dem Demütigen gibt Gott Gnade!“ —

Doch damit habe ich vorgegriffen. Während meiner Göttinger Zeit lagen manche der hier ausgeſprochenen Gedanken in der Tat mehr nur als Ahnungen in mir vor und wirklich unter der „Schwelle meines Bewußtſeins“, wenn ich auch Not genug um deswillen durchzumachen hatte. Die alltäglichen Anforderungen und Zerſtreuungen im ſtudentiſchen Leben ließen eben nicht zu, daß man der vorliegenden Tragödie wirklich gerecht werden konnte. Einzelne Nachrichten, die hereinkamen und von uns beſprochen wurden, warfen freilich immer wieder Schlaglichter auf Gemütsſtände im Volke, die uns in Schrecken ſetzten. Eine Gemeinde im Hildesheimſchen hatte unter anderem in ihrer Petition um Abſchaffung des „Neuen Katechismus“ geſagt, der Katechismus lehre, daß wegen des Sündenfalls der Zorn Gottes die Welt getroffen habe, und hinzugefügt: „Wir können das mit dem beſten Willen nicht glauben. Unmöglich hat Gott darum, daß Adam einmal in einen Apfel biß, ſo zornig werden können.“ In einer Volksverſammlung in einer benachbarten Stadt war zum Eingang des erſten Gebots „Ich bin der Herr, dein Gott“ unter allgemeiner Zuſtimmung erklärt worden, dies erinnere an ein Dienſtbotenverhältnis, und ſo dürfe ein Kind ſich ſein Verhältnis zum höchſten Weſen nicht vorſtellen. Freie proteſtantiſche Männer*) ſeien ſich ſelber ein Geſetz, und die Sittengebote beſäßen ihre Gültigkeit nicht durch göttliche

*) Wenn göttliche Dinge im Volksmunde zur Sprache kamen oder in Zeitungen behandelt wurden, trat mir oft entgegen, daß in der augenblicklich herrſchenden Stimmung die Leute wirklich ſich überzeugt hielten, die chriſtliche Lehre des Katechismus wolle ſie ihrer höchſten menſchlichen Güter berauben. Sie fühlten offenbar ſich unter der Hand des Chirurgen, der ihnen geſunde Glieder, wie ſie meinten, abſchneiden wollte.

Autorität, sondern weil das Volk es so wolle. In einem Kalenbergschen Orte hatte ein Tierarzt in einem benachbarten Steinbruche einen kostspieligen Leichenstein herstellen lassen, um ihn auf das Grab des „Neuen Katechismus" zu setzen. Ähnliche Berichte schwirrten immer durch die Luft und um uns her zu unsrer Beunruhigung. Aber unser eigenes Leben verfloß ja ungestört in regelmäßigen Bahnen, und so waren wir zunächst geneigt, das alles doch mehr auf sich beruhen zu lassen. Erst als ich drei Jahre später ins Amt kam, überzeugte ich mich, daß die Ahnungen von der Tragweite des Katechismussturmes, welche mir als Student in Göttingen gekommen waren, von den tatsächlich in den Gemeinden*) vorliegenden Folgen jenes Sturms vielfach noch übertroffen wurden. —

Einen Zug indessen, der für die Umgebungen, in denen ich lebte, besonders charakteristisch war, möchte ich hier noch hervorheben. Der Rationalismus hatte bei sehr vielen Gemeindegliedern vom Großvater auf Sohn und Enkel eine Religion nach Maßgabe des ersten Glaubensartikels im apostolischen Symbol vererbt. Es war nicht vollendeter, nackter Unglaube, der im Herzogtum Bremen und Verden dem „Neuen Katechismus" widerstand, sondern man meinte hier vielfach, bewußt und unbewußt, an der „natürlichen" Religion genug zu haben, die sich in dem Satze verkörperte „Gott, Freiheit, Unsterblichkeit." Unter

*) Die Erkenntnis des Wesens der Sünde, ihrer Äußerungen, ihres inneren und tatsächlichen Gewichts hatte tief gelitten. Ein Widerwille gegen alle geistlichen Dinge, Verbitterung, Ingrimm, Verwirrung, Mißtrauen usw. machte sich immer wieder bemerklich. Man wußte auch nicht, woher diese Übel kamen und wie sie geheilt werden könnten. — Oft sind unter ähnlichen Eindrücken mir die Worte Alfr. de Mussets wieder in den Sinn gekommen, der an sich selber den Fluch erlebte, der dem Unglauben folgt:

Je ne crois pas, ô Christ, à ta parole sainte;
Je suis venu trop tard dans un monde trop vieux;
D'un siècle sans espoir naît un siècle sans crainte . . .

Wenn er vom Kreuze redet, fügt er hinzu:

Eh bien! Quil soit permis, d'en baiser la poussière
Au moins, crédule enfant de ce siècle sans foi,
Et de pleurer, ô Christ, sur cette froide terre,
Qui vivait de ta mort et qui mourra sans toi!

anderem waren mir auch Schiffskapitäne bekannt, die beständig in der Fahrt nach Nordamerika beschäftigt, dort Freimaurer geworden, in unitarischen Gemeinden das religiöse Leben gefunden hatten, das ihnen am meisten zusagte. Eine gewisse religiöse Wärme und ein sittlicher Ernst im äußeren Leben war bei ihnen vorhanden. Aber es fehlte an Erkenntnis der Sünde, und jene religiöse Wärme hatte durchweg sentimentalen Charakter. So konnten diese starken Männer mit Tränen die gefühligen Liederverse aus dem alten Landeskatechismus zitieren und sich dann für ausgezeichnet fromme Leute halten. Sie hatten eben sehr oft nur einen recht mangelhaften Unterricht in ihrer Jugend empfangen und was an „Religion" in ihnen war, vielfach aus den genannten amerikanischen Quellen erst in ihrem späteren Leben in sich aufgenommen. Wäre der „neue Katechismus" ihnen in Frieden nahegetreten, so würden sie bei ihrer Aufrichtigkeit sich ihm kaum verschlossen haben. Für diese Naturen wirkte nun die Agitation vor allem in der Presse am allerverderblichsten. Kam etwa gar dazu, daß ein früherer rationalistischer Pastor um seiner Herzensgüte und seines rechtschaffenen Lebenswandels willen bei ihnen in sehr gutem Andenken stand, während der neue Pastor, Freund des „Neuen Katechismus", keineswegs so wohlwollend, auch vielleicht nicht so einfach und bieder in seinem Wandel und mehr einer angelernten Orthodoxie ergeben, das neue Buch vornehmlich unter Berufung auf die oberbischöfliche Gewalt des Königs und als gesetzlich verordnet einführte, so kannte der Ingrimm und Zorn keine Grenzen mehr. Auf dem Gymnasium hatten wir nun Benjamin Franklins Selbstbiographie gelesen, die mir am ersten den Schlüssel zum Verständnis der soeben skizzierten Charaktere zu bieten schien. Noch oft bin ich wieder auf die hervorragende Bedeutung dieses Buches aufmerksam geworden, wenn es sich darum handelte, den nach rechts neigenden Rationalismus als religiös-sittliche Bewegung zu verstehen, obwohl bei Franklin selbstverständlich ein amerikanisch-republikanischer und auch puritanischer Einschlag vorhanden war, der sich hier in der deutschen Umgebung nicht vorfand. So wenig jene alten wetterharten und gefühlsweichen Seeleute sonst in Begabung und Bildung mit ihm

verglichen werden konnten, so oft traten mir bei ihnen und Franklin im einzelnen gemeinsame Züge entgegen. Am schlagendsten fand ich dies Gemeinsame in einem der letzten Briefe dargestellt, die wir von Franklins Hand besitzen. Im März 1790, als 84jähriger Greis, wenige Wochen vor seinem Tode schrieb er unter anderm einem Freunde: „. . . Hier ist mein Bekenntnis. Ich glaube an einen Gott, den Schöpfer des Weltalls; ich glaube, daß er dieses Weltall durch seine Vorsehung regiert, daß er angebetet werden soll, daß wir ihm keinen besseren Dienst erweisen können, als wenn wir seinen anderen Kindern Gutes tun. Ich glaube endlich, daß die Seele des Menschen unsterblich ist und in betreff des Erdenwandels in einem andern Leben ein gerechtes Urteil zu erwarten hat. Diese Sätze halte ich für die Fundamentalpunkte aller vernünftigen Religionen; und ich achte sie, in welcher Seele ich sie auch antreffen möge. Was Jesus von Nazareth betrifft, über welchen Sie meine Meinung besonders zu wissen wünschen, so halte ich das System der Moral und seiner Religion, wie er sie uns hinterließ, für die besten, welche die Welt jemals sah und wahrscheinlich sehen wird. Ich fürchte aber, daß sie verschiedentlich zu ihrem Nachteil verändert worden sind, und ich habe mit den meisten der gegenwärtigen Dissenters in England einigen Zweifel an seiner Göttlichkeit, obgleich das ein Punkt ist, über welchen ich nicht dogmatisiere, weil ich nie studiert habe und es für unnötig halte, mich jetzt noch damit zu beschäftigen, da ich bald eine Gelegenheit erwarte, mit geringerer Mühe die Wahrheit zu erfahren. Doch kann der Glaube an seine Göttlichkeit, meiner Ansicht nach, nicht nachteilig sein, wenn er die gute Wirkung hat (wie das vermutlich der Fall ist), seinen Lehren mehr Folgsamkeit und Achtung zu verschaffen; besonders da ich gewahre, daß der Höchste darüber nicht unzufrieden ist, indem er die Gläubigen in seiner Weltregierung nicht durch besondere Merkmale seines Mißfallens auszeichnet. Was mich betrifft, so will ich nur noch hinzufügen, daß ich Gottes Güte erfahren habe, indem er mich gnädig durch ein langes Leben führte, und daß ich nicht an der Fortdauer dieser Güte in einem künftigen Leben zweifle, obgleich ich durch-

aus nicht einsehen kann, wie ich eine solche Güte verdiene.“*) Ein eigentümliches Zusammentreffen ist es ja, daß die Entstehung des alten Hannoverschen Landeskatechismus, der bei aller positiven Relation evangelischer Wahrheit doch starke rationalistische Anwandlungen zeigt, in dieselbe Zeit fällt, in der dieser charakteristische Brief Franklins geschrieben wurde. Wäre die geschichtliche Motivierung der Anhänglichkeit an den alten Landeskatechismus von den Vertretern des neuen Katechismus in größerer Beugung unter die Schuld, welche uns die Vergangenheit vererbt hatte, anerkannt worden, so konnte, an sich genommen und soweit Menschen sehen, die ganze Sache einen anderen und besseren Verlauf genommen haben. Die bezüglichen Konsistorialerlasse**) betraten auch diesen Weg, übten allerdings zugleich auch eine vernichtende Kritik an dem alten Landeskatechismus aus und boten hierin den rückhaltlosesten Angriffen gegen denselben vollauf genügendes Material und scharfe Waffen. So bald daher die Agitation sich der Sache bemächtigte, war an keine friedliche und richtige Erledigung mehr zu denken. Nicht Gründe, sondern Gefühle und zwar leidenschaftlich erregte Gefühle beherrschten überall; und dann entschied zuletzt das Gefühl der Masse. Münkel***) schilderte die Lage zutreffend: „Die zwangsweise Einführung hat den heftigsten Widerstand hervorgerufen, dessen brennendes Gift bis in die abgelegensten Landgemeinden verspritzt ist. Es ist ein solcher Qualm und Stank von Lügen, Verdrehungen und Verdächtigungen wie ein dicker Moorrauch über das Land getrieben, die Feindschaft wider das Evangelium hat die wilden Leidenschaften so heftig aufgestachelt, daß für längere Zeit die Ohren abhanden gekommen sind, die da fähig wären, auf ein vernünftiges Wort zu hören. Während die Gebildeten, Konservative, Liberale und Demokraten, sich vor dem Schreckbilde entsetzten, daß sie lutherisch werden sollten, hielten sie dem großen Haufen

*) Franklins Leben und Schriften, herausgeg. von A. Binzer, II. Teil, p. 200 fg., bei Ersch und Gruber, Allgem. Encyklop. usw. I. Sekt. 17. Teil, p. 284.

**) Vergl. das „Ausschreiben des Konsistoriums zu Stade vom 22. Juli 1862;“ K. K. Münkel, neues Zeitl. 1862, von Nr. 17 (25. April) — Nr. 36 (5. Sept.)

***) Neues Zeitbl., 1862, Nr. 36, p. 281.

das Schreckbild vor, daß er katholisch gemacht werden solle. Und seitdem es nun gar keinen Teufel mehr geben darf, ist der neue Katechismus in seine Rolle eingesetzt und wird als der leibhaftige Gottseibeiuns ausgeschrieen, welchen man durch den großen Bann von der Gemeinschaft der Kirche ausschließt." —

IV.

Auf meine Teilnahme an den Vorlesungen fielen durch mannigfache Gemütsbewegungen dieser Art manche trübe Schatten. Bis dahin war nach unserm Eindrucke das kirchliche Leben in Hannover in einem so freudigen Aufschwunge gewesen. Und nun dieser plötzliche, schwere Schlag! Luthers Wort von der theologia gloriae und der theologia crucis gewann eine Verwirklichung für uns, vor der wir zunächst erschraken. —

Aber es mußte gearbeitet, Vorlesungen mußten gehört werden. In meinem Studienplan waren für Göttingen besonders Vorlesungen über Ethik und praktische Theologie, dann Beteiligung am praktischen Seminar und wenn möglich mehrere philosophische Vorlesungen ins Auge gefaßt worden. Exegese, Kirchengeschichte, Dogmatik waren privatim zu arbeiten.

Während meiner Erlanger Zeit hatte ich allerdings schon angefangen, mich mit ethischen und praktischen Sachen zu beschäftigen und pädagogische Interessen hatten mich immer begleitet.*) Aber fast scheute ich mich, zu den exegetischen,

*) Schon damals fühlte ich oft, daß meine Interessen, besonders durch meine ausgedehnte Lektüre immer mehr erweitert, sich zu vielen Gebieten auf einmal zuwendeten. Die Folge, Erschwerung der Konzentration auf das Nächstliegende und Notwendigste, machte sich mir auch oft bemerklich:

J'ai voulu tout aimer et je suis malheureux,
Car j'ai de mes tourments multiplié les causes:
D'innombrables liens frêles et douloureux
Dans l'univers entier vont de mon âme aux choses.

Ma vie est suspendue à ces fragiles nœuds;
Et je suis le captif de mille êtres, que j'aime:
Au moindre ébranlement, qu'une souffle cause en eux,
Je sens un peu de moi s'arracher de moi-même.

(Sully Prudhomme?)

historischen und dogmatischen Aufgaben noch neue hinzuzunehmen. Wenn obendrein in Ethik und praktischer Theologie die eigene persönliche und immer näher kommende amtliche Leistung in den Vordergrund treten mußte, so vermehrte dies noch meine Scheu. In einem Kolleg über „Spezielle Seelsorge" bei Theodosius Harnack in Erlangen war meine intellektuelle und persönliche Teilnahme für dies Thema lebhaft geweckt worden. Doch welch ein schwieriges Gebiet! Münkel hatte einmal herausgeschlagen, er habe nur zehn Jahre Seelsorge getrieben und darin nur gelernt, wie er es nicht machen müsse! Kam dann gar Predigt und Katechese in Frage, so entfiel mir der Mut noch mehr. Im gewöhnlichen Leben hatte ich meine Befangenheit wohl mehr verloren und konnte mit genügendem Freimut auch vor einem größeren Kreise sprechen, ohne daß es mir besonders schwer geworden wäre. Dagegen Gottes Evangelium bezeugen, es predigen und lehren, erschien mir oft als etwas für mich Unmögliches.

Ein Prediger und Seelsorger „seltener Art" erwuchs mir nun in Göttingen: Professor Ernst Curtius! Er ist mir der stärkste Beweis in meinem bisherigen Leben gewesen, welcher starke Einfluß von der Erscheinung eines Menschen in bestimmten Situationen ausgehen kann, ohne daß man ein Wort von ihm gehört oder gelesen hat. Auch späterhin hat Ernst Curtius persönlich nie ein Wort mit mir gewechselt; und wenn ich auch bei keinem seiner Vorträge in der Aula fehlte und seine Bücher fleißig las und studierte, so habe ich doch nie eine Vorlesung bei ihm gehört.

Wie ich einst Hofmann zuerst im Gottesdienst in der Kirche gesehen hatte, so kam Ernst Curtius mir ebenfalls dort zuerst vor Augen. Mit einem älteren Göttinger Bekannten war ich früh vor Anfang des Gottesdienstes hingegangen, um mir die Kirche vorher noch etwas anzusehen. Sie bot indessen nichts Besonderes, war ausdruckslos und kalt. Was ich oft in unseren Kirchen schmerzlich empfunden habe, daß sie keinerlei Zeichen von einer Individualität und auch kein Zeichen von warmer, lebendiger Liebe der Gemeinde zu ihrem Gotteshause an sich tragen, berührte mich auch dort. Fröstelnd ging ich umher und war in wenig geweckter Stimmung, als der Gottesdienst anfing,

ein mäßiges Orgelſpiel, kümmerlicher Geſang und der ſchwache liturgiſche Teil folgten. Dann betrat Abt D. Ehrenfeuchter die Kanzel. Als ich zu ihm aufſah, bemerkte ich ein Profil vor mir in einem Kirchenſtuhl, das mich ſofort in eigentümlicher Weiſe feſſelte. Mein Gefährte flüſterte mir noch raſch zu: „Ernſt Curtius!“ So habe ich ihn dann regelmäßig vor mir geſehen; und ſeine Erſcheinung im Gotteshauſe war in der Tat eine Predigt eigentümlicher Art. Seine Haltung machte den tiefen Eindruck einer verkörperten Andacht auf mich. Das edle Haupt war etwas zurückgelehnt, das klare, ſchöne Auge unverwandt dem Prediger zugerichtet. Ein ſchönes Geſicht in reinen, feſten Linien, wie eine in Edelſtein geſchnittene Kamee, doch ohne Härte, dagegen voll Leben und Wärme! Ein helleniſches Geſicht in der Klarheit, Feſtigkeit, im Ebenmaß der Linien und Züge; aber dies Geſicht hatte, hier im Gotteshauſe wohl beſonders deutlich, einen ergreifenden, rührenden Ausdruck. Eine Weihe und Feier, ein Friede, eine Freude ruhten darauf, die nicht aus Hellas und Athen, ſondern von Bethlehem und Golgatha, vom Oſtermorgen und Pfingſtfeſte herſtammten. Ein eigentümliches Verlangen ſprach dann aus ſeiner ganzen Haltung und ſeinen Zügen und zugleich eine freudige Zuverſicht, daß dies Verlangen volle Befriedigung finden werde. Später hörte ich, daß auf ſeinem Schreibtiſche der Spruch aus Johannis 12, 21 immer vor ihm ſtehe, in welchem der Evangeliſt von den Griechen ſpricht, die zu Philippus kommen und bitten: „Herr, wir wollten Jeſum gerne ſehen!“ Als Verkörperung dieſes Verlangens und ſeiner Erfüllung erſchien er mir, als eine Verkörperung der göttlichen Gabe und der menſchlichen Hingabe im Gottesdienſte. Er hat mir darin manche ſtille Predigt gehalten und manchen ſtillen ſeelſorgerlichen Zuſpruch geboten während meiner beiden Semeſter in Göttingen und ernſter geiſtiger und ſittlicher Kämpfe, die ich damals durchmachen mußte. Wenn ich ihn vor mir ſah, war die Kirche auch nicht ausdrucksloſ und kalt, ſondern hell und warm. — Zu Hauſe war einmal eine Anekdote mit Behagen erzählt worden, die mir wieder in den Sinn kam. In einer Marſchgemeinde war damals ein Paſtor angeſtellt von außergewöhnlicher Größe und Körperfülle und auch geiſtlich ein

ganzer Mann. Die Bauern seiner Gemeinde, obwohl durchweg keineswegs klein, sondern stattliche Männer, bewunderten ihn, da seinesgleichen ihnen nicht vor Augen kam, und sagten von ihm: „Wenn he up de Kanzel kummt, denn ward et ganz düster in de Kark!“ Seine Kirche war nur klein. Hier in der Universitätskirche in Göttingen hatte ich einen gegenteiligen Eindruck. Der eine Mann machte mir die Kirche hell und warm. Es ist mir schwer, daß ich hier nicht eingehender erzählen kann, was Ernst Curtius mir damals und später in Wort und Schrift als Historiker, Philologe und Archäologe geworden ist. Aber ich fühle mich verpflichtet, in dieser Beziehung auf die von mir darüber veröffentlichten Skizzen zu verweisen.*) — Später las ich von ihm den Vers:

Das Beste ist gegeben
Von unserm Erdenlos:
Die Weihe für das Leben
Ruht in der Heimat Schoß.

Dem hatte ich ja auch immer von ganzem Herzen zugestimmt. — Curtius war seiner Zeit als Student sehr gern in Göttingen gewesen. In einem Briefe, den er damals schrieb, bemerkt er: „Die Stadt ist ganz so, wie ich mir es dachte und — als Göttinger — mir wünschte. Göttingen hat einen ehrwürdigen Charakter . . . zugleich ist es etwas pedantisch und großväterlich, wie so ein alter, gepuderter Gelehrter, der sich über nichts mehr ärgern kann, als wenn die jungen Leute nicht ganz denselben Weg wieder machen wollen, den er im Schweiße seines Angesichts zurückgelegt hat, sondern durch andere Erfahrungen klug gemacht und durch ein glückliches Ingenium begünstigt, das Ding anders anzugreifen wissen und schneller zum Ziele kommen.“ Zu meiner Zeit war dieser Puder allerdings gründlich verflogen und Göttingen jedenfalls durchaus „modern“ geworden. Curtius' Beschreibung indessen mochte in anderer Hinsicht auch jetzt noch passen. —

*) Als im Jahre 1903 das Lebensbild von Ernst Curtius in Briefen erschien, herausgegeben von seinem Sohne Friedrich Curtius, trieb es mich, Skizzen zu seinem Leben „als Sohn und Schüler, als Meister und als Mann“ (Leipzig, Wallmann, 1904) zu veröffentlichen, um dies in hohem Maße wertvolle Lebensbild weiteren Kreisen in unserem Volke zu empfehlen.

Die Vorleſungen bei Abt Ehrenfeuchter, beſonders die über Ethik weckten bald mein großes Intereſſe. Sein Vortrag war allerdings recht eintönig, und ſeine öfter leidende Geſundheit geſtattete ihm manchmal nur leiſes Sprechen, prägte auch ſeiner Stimme einen Ton des Leidens ein. Der Inhalt aber feſſelte ſofort und ließ nicht wieder los. Dabei war es nicht leicht, ſich darüber klar zu werden, worin die Eigentümlichkeit deſſen beſtand, was er uns darbot. Ich möchte ſagen, daß der Zuhörer bei ihm zunächſt durch die innige Hingebung angezogen wurde, in welcher er ſeinem Gegenſtande diente. Man hatte ſtets den Eindruck, daß eine zarte, feinſinnige und zugleich tiefſinnende Liebe ihn mit ſeinem Objekte und durch ſein Objekt auch mit uns perſönlich und den geiſtigen Bewegungen in uns verband, die er in uns weckte. Dieſe rührende Hingebung umfaßte in großer Milde und Beſcheidenheit alles ohne Unterſchied, was immer vorkommen mochte, und wußte auch einen Weg zu finden, daß wir ihr darin folgen mußten. Indirekt beſeitigte, ja tötete er ganz im ſtillen jede Voreingenommenheit, die ſonſt als unüberwindliches Hindernis aller wirklichen Aneignung im Verſtehen und Lernen in den Weg tritt. Dabei würde es allerdings ein ſchwerer Mißgriff ſein, wenn man meinen wollte, daß er uns nur als Paſſiva angeſehen, oder nur durch „Unempfinden“ auf uns gewirkt und nicht zugleich unſer Urteil und alle möglichen ethiſchen Beziehungen zu dem behandelten Gegenſtande geweckt und gebildet hätte. Im Gegenteil: Wenn er ſein Objekt, mochte es ſich um einen geſchichtlichen Vorgang oder eine philoſophiſche Theorie oder eine Offenbarungstatſache handeln, zunächſt nur nach ſeinen weſentlichen Eigenſchaften, wie ſie aus dem Objekte ſelbſt ſich ergaben, uns vorgeführt hatte, unterließ er niemals, uns den Weg zu zeigen, wie wir dieſem Objekte gegenüber uns als Chriſten in wiſſenſchaftlicher Begründung perſönlich zu ſtellen hätten. Freilich war einigen unter uns dies nicht genug. Sie entbehrten, daß er dieſen Weg nicht energiſcher ſeinen Zuhörern aufnötigte. Das bloße Zeigen genügte ihnen eben nicht. Doch glaube ich, von mir ſagen zu dürfen, daß ich hierin nichts bei ihm vermißte und durchweg in ſeinen Vorleſungen unter dem Eindruck eines ebenſo ſtillen wie ſtarken und andauernden

Bereichert- und Vertieftwerdens ſtand. Unter anderem war mir trotz manchen Leſens im Plato und Ariſtoteles eigentlich niemals verſtändlich geworden, worin die poſitive Bedeutung Sokrates' in der Geſchichte der Ethik beſtehe. Jetzt ſchloß Ehrenfeuchter an die bekannteren, zentralen Ausſprüche des Sokrates an, fügte andere, uns neue hinzu und zeigte uns, daß der absolute Wert des Sittlichen von Sokrates offenbar zuerſt in der natürlichen Geſchichte des Okzidents erkannt worden ſei. Daran ſchloſſen ſich abgeklärte Darſtellungen der Entwickelung der Ethik ſeit Pythagoras und Ausblicke zu Plato und Ariſtoteles, Ariſtipp, Epikur, Zeno uſw., die das, was wir aus der Geſchichte der Philoſophie kannten, in lebensvoller Weiſe mit den Aufgaben verbanden, die jeden Menſchen in natürlicher Entwickelung auf ethiſchem Gebiete intereſſieren mußten. Faſt noch wertvoller war mir ſeine Behandlung Spinozas. Durch Schleiermacher ſtand Ehrenfeuchter offenbar in einer beſonders engen Beziehung zu Spinoza, ohne indeſſen ſich ſo von ihm beherrſchen zu laſſen, wie mich bei Schleiermacher ſehr befremdet hatte. Aber es iſt untunlich, dies hier weiter auszuführen. Ich wollte auch nur andeuten, daß Ehrenfeuchter in der Darſtellung vorchriſtlicher und außerchriſtlicher Bewegungen auf dem Gebiete der Ethik niemals in den Ton mechaniſchen Referierens verfiel, ſondern ſtets ſeine Zuhörer lebendig in die Situation einzuführen bemüht war, aus der dieſe Bewegungen entſprangen. — Als ein Eremit in alter Zeit gefragt wurde, ob man nicht Mönche, die beim Gebete in der Kirche eingeſchlafen wären, durch Stoßen und Schütteln wecken müſſe, antwortete er: „Wenn ich einen der Brüder in der Kirche ſchlafen ſehe, ſo wünſche ich, ſeinen Kopf auf meinen Knien ruhen laſſen zu können, damit er beſſer liege!“ Die Fragenden wunderten ſich ſehr über dieſe Antwort. Aber der Eremit erklärte ihnen dann weiter, Gewiſſensfälle dürften nicht durch Fußtritte gelöſt werden! Entſprechende Grundſätze beherrſchten jedenfalls Ehrenfeuchters Art, die Ethik vorzutragen, ſoweit es ſich dabei um ſittliche Anſichten und Willensbewegungen handelte, die denen nicht entſprachen, welche im Evangelium begründet ſind. Nur zu oft ſind mir auch geradezu entgegengeſetzte Methoden begegnet. Das ſcharfe Meſſer der Kritik wurde ſofort eingeſetzt, mit aller Ge-

ſchicklichkeit freilich und in der Abſicht des Dozierenden auch wohl mit aller Vorſicht; aber es war eben ein ſcharf ſchneidendes Meſſer. Mochte die Operation ſelbſt dann auch durchaus korrekt vollzogen werden und glänzend gelingen, ſo trat leider bei dem Operierten ſpäter doch nicht ſelten etwas Ähnliches ein, wie wir ja bei leiblich Kranken oft hören: Die Operation gelang vollkommen; aber der Patient ſtarb am nächſten Tage. — Für einen weiteren Leſerkreis iſt Ehrenfeuchters eigentümliche Begabung und Art wohl am zugänglichſten durch ſein Buch „Chriſtentum*) und moderne Weltanſchauung“ geworden. Selten oder nie habe ich in einer ausführlichen hiſtoriſchen Darſtellung ſo andauernd und durchdringend, ſo klar und ſo überwindend den beherrſchenden Gedanken des Reiches Gottes vertreten gefunden wie hier. Daß die gegenwärtige Kultur, daran wir uns erfreuen, einen natürlichen Quell hat in der Antike und einen anderen übernatürlichen, der jenen in ſich aufnimmt, verklärt und heiligt, im Evangelium, iſt Ehrenfeuchters Grundgedanke, und im „Reiche Gottes“ fand er die Einigung beider großen Mächte. „Wer**) erkannt hat, was es um das Reich Gottes ſei, hat den wahren Schlüſſel gefunden, welcher die Erkenntnis des Verhältniſſes von Kultur und Kirche aufſchließt. So wenig wir hoffen dürfen, daß dieſe beiden, ſich aneinander meſſend, jemals ſich vergleichen werden, deſto gewiſſer können wir ſein, daß ſie in der Anſchauung des gleicherweiſe über ihnen liegenden Reiches Gottes ihre Verſöhnung finden werden.“ Am nächſten berührte Ehrenfeuchter ſich offenbar mit Richard Rothe. Wenn er auf ihn zu ſprechen kam, geſchah es faſt immer mit einer beſonderen Bewegung in der Stimme. So iſt denn auch ſeine Charakteriſierung***) Rothes in „Chriſtentum und moderne Weltanſchauung“ eine ſehr eingehende und mit rührender Sympathie und Liebe geſchrieben. Verſchweigen kann ich dabei nicht, daß

*) Göttingen, 1876, 416 S.

**) Vergl. a. a. O. S. 416.

***) Vergl. a. a. O. S. 383—411. — Selbſt im Katechismusſturm konnte Ehrenfeuchter nicht umhin, Rothe nach beſtem Vermögen mit ſeinem Schilde gegen arge Mißdeutungen zu decken. Vergl. Ehrenfeuchter, die Katechismusfrage uſw., Göttingen 1862, p. 28—33.

Ehrenfeuchter nach meinem Eindruck nicht selten in Gefahr war, die Mächte in ihrem Wesen und ihrem Wirken zu unterschätzen, welche in „dieser Welt" dem Reiche Gottes entgegenstehen und daß er ebenso in seinem Gemüte manchmal chiliastischen Hoffnungen sich zu öffnen schien, die ich mit der heiligen Schrift nicht in Einklang zu bringen vermochte und denen die bisherige Erfahrung der Kirche widerspricht. Er bewegte sich auf christlichem Boden in einer Idealität der Anschauung, die den studentischen Hörer als solchen wohl in hohem Maße anzog, aber außerhalb des Kollegs im alltäglichen Leben nicht selten auf harten Widerspruch stieß. Die Werke von Harleß und Vilmar, von Rothe und Martensen, welche die Ethik behandelten, wurden mir in der Folge wertvoller, weil sie mir in einem zutreffenderen Realismus begründet zu sein schienen, obwohl bei Rothe die enge prinzipielle Verwandtschaft mit Ehrenfeuchter immer wieder zu Tage trat. Jedenfalls markierte Ehrenfeuchters Ethik für mich, als Studenten, einen Antrieb zu ethischen Studien, der nicht wieder aufhörte. —

Eine Eigentümlichkeit in dieser Vorlesung, die mich aufs stärkste anzog und der ich mich rückhaltlos hingeben konnte, war die außerordentliche Bedeutung, die Ehrenfeuchter dem Studium Shakespeares beilegte. Man konnte ja vermissen, daß er nicht, wie Harleß, Luther als Ethiker mehr anführte und uns in ihn einführte. Aber, was er dem gegenüber uns aus Shakespeare bot, war in gewisser Hinsicht ein Ersatz dafür und für den Horizont, in dem wir uns damals bewegten, vielleicht noch angemessener. Von meinem Knabenalter an war Shakespeare im Julius Cäsar, Lear, Coriolan, Macbeth mein Begleiter gewesen, und ich hatte, je nach Gelegenheit auch englische und deutsche Studien über ihn gelesen. Jetzt aber ging mir doch nach meinem Gefühl ein ganz neues Licht auf unter anderem über die einzigartige Bedeutung mehrerer seiner Dramen in ihrer Beziehung zum Dekalog und in ihrer psychologischen Entwickelung und Konsequenz. Die gleichzeitig bei Hermann Lotze gehörte Vorlesung über Psychologie half obendrein in hohem Grade dazu, die aus Shakespeare empfangenen Einzeleindrücke mehr zu allgemeiner anwendbaren Begriffen zusammenzufassen.

Wenn ich jetzt darauf zurückſehe, muß ich mich noch immer wundern, wie objektiv Ehrenfeuchter beſtimmte ethiſche Vorgänge und Probleme aus Shakeſpeare beleuchtete. Seit jener Zeit haben ja in Deutſchland*) und in England**) Shakeſpeare-Studien einen neuen großen Aufſchwung genommen. Indem ich nun manche dieſer neuen Arbeiten verglich, fand ich ſehr oft, daß, obwohl Ehrenfeuchter den Verfaſſern unbekannt war, ſie doch in ihren bezüglichen Grundanſchauungen und Schlußurteilen völlig, zuweilen nahezu wörtlich mit ihm übereinſtimmten. So verwies Ehrenfeuchter unter anderem darauf, daß Shakeſpeare in einer ſeltenen, großartigen Genialität faſt inſtinktiv jedem ſeiner großen Dramen eine durchaus eigentümliche Atmoſphäre mitgegeben habe, in die der Leſer ſich vorher eintauchen laſſen müſſe, wenn er das vorliegende Drama wirklich verſtehen und aneignen wolle. Als Beiſpiele dienten ihm die italieniſche Luft in Romeo und Julie und am entgegengeſetzten Extrem etwa die von Blut und Feuer rote nordiſche Nacht in Macbeth. Auch deutete er auf die eigentümliche Erſcheinung hin, daß der typiſche Charakter der Helden in den großen Dramen ein beſonderes Relief in einem gewiſſen Parallelismus mit ähnlichen Charakteren in demſelben Drama empfängt. Selbſt Othello und Jago ſind in beſtimmtem Sinne Parallelen; und von dem einen fällt ein Licht auf den andern. Deutlicher allerdings tritt dies Bemühen Shakeſpeares, ſtereoſkopiſch zu wirken, in Brutus und Caſſius und am meiſten in Lear und Gloſter zu Tage. Dann wieder kam zur Sprache, daß in der Einführung komiſcher oder relativ indifferenter Szenen

*) Von den vielen deutſchen Schriftſtellern, deren Anführung im einzelnen untunlich iſt, hat mir nach Goethe O. Ludwig, Shakeſpeare-Studien, herausgegeb. von M. Heydreich, 2. Auflage, 1901, am meiſten gegeben.

**) Auch hier verbietet die Zahl der Schriftſteller Nachweiſe im einzelnen. Vergl. z. B. Shakespeares myriad-minded attitude towards nature and human nature . . . His truest, subtlest, deepest expression of humanity. Oder: Richards III. fine address, buoyant spirits, self-command, predominant and masterly dissimulation . . . Imagination is a monopolising, exaggerating, exclusive faculty. Falstaffs imagination keeps up the ball, when the senses have done with it . . . Shakespeares natural magic seizes the secret of animals and plants and makes us participate in their life . . . Jago is an amateur of tragedies in real life etc. etc.

mitten in die erſchütterndſte Tragik nicht etwa, wie oft behauptet worden, der Dichter dem niederen Begehren der Maſſe unter den Zuſchauern nachgegeben habe, ſondern auch in dieſer Zuſammenfügung ein deutliches Bild davon biete, wie es im wirklichen Leben zuzugehen pflegt.*) Aber die Reihe würde zu lang werden, wenn ich weiter der Neigung nachgäbe, dieſe Eigentümlichkeit Ehrenfeuchters in ſeiner Vorleſung über Ethik zu beleuchten. —

In der Vorleſung über praktiſche Theologie ſchloß er ſich eng an Schleiermacher an, deſſen Bedeutung gerade für dieſe Disziplin er ins hellſte Licht ſtellte, wie es ſich gebührte. Meine Abneigung gegen Schleiermacher, als Theologen, mußte vor dieſen ebenſo eingehenden, wie klaren und überzeugenden Darſtellungen weichen, inſoweit es ſich um die wiſſenſchaftliche Erfaſſung und Disponierung theologiſcher Disziplinen handelte. Später, bei genaueren Studien in ſeinen Werken, beſonders auch in ſeiner Ethik und Pädagogik lernte ich ihn als Menſchenkenner und großen, genialen Gelehrten noch mehr ſchätzen. Auch ſeine Predigten gaben mir viel. Doch war ich nie imſtande, ihn unbefangen zu leſen, weil ich über das eigentliche Weſen ſeiner chriſtlichen Stellung mir nie ganz klar zu werden vermochte. Oft ſchien mir bei ihm eine eſoteriſche Theologie, die dem

*) Am 24. April 1864, als am 300jährigen Geburtstage Shakeſpeares hielt Erzbiſchof Trench von Dublin in Stratford-upon-Avon eine Gedächtnispredigt für ihn über Jak. 1. 17: „Alle gute Gabe und alle vollkommene Gabe kommt von oben herab, von dem Vater des Lichts.“ Dieſe Predigt dieſes ernſten Chriſten, hervorragenden Theologen und gründlichen Shakeſpeare-Kenners bietet wohl das Zutreffendſte und Beſte in ſeiner Würdigung vom ethiſchen Standpunkte aus, was wir beſitzen (vergl. Rich. Chevenix Trench, Sermons new and old. London 1892, p. 163—183). Trench hebt unter anderem die gründliche Bibelkenntnis Shakeſpeares hervor, ebenſo ſeine Sündenerkenntnis, wenn er einem Fürſten von makelloſem Leben die Worte in den Mund legt: „I am myself indifferent honest, but yet I could accuse me of such things, that it were better, my mother had not borne me . . . with more offences at my beck than I have thoughts to put them in, imagination, to give them shape, or time, to act them in. Er verweiſt auch auf ſeine Darſtellung der Erlöſung:

> Why, all the souls, that were, were forfeit once;
> And he, that might the vantage best have took,
> Found out the remedy.

Spinoza nicht nur Locken widmete, einer exoterischen gläubigen, oder doch nach Glauben suchenden Theologie hart zu widersprechen. Wenn ich bei seinen Schülern, direkten und indirekten, mich genauer über ihn zu orientieren bemüht war, nahm diese Verwirrung nur noch zu, da Positive wie Negative sich gleichermaßen auf ihn beriefen. So weit mein Blick reicht, ist es mir oft so vorgekommen, als ob er formell für den Neu-Aufbau der Theologie als Wissenschaft ebenso Großes gewirkt, wie materiell sie in ihren Offenbarungsgrundlagen erschüttert habe. Später las ich bei einem modernen katholischen Theologen die Bestimmung: Wahrheit ist kein Gegenstand, sondern die Gleichung zwischen dem Erkennenden und seiner Geistesstufe und Entwickelung einerseits und dem Ideal andrerseits. Ähnliche Grundanschauungen meinte ich bei Schleiermacher oft gespürt zu haben. Daß sie auf philosophischem Gebiete viel für sich geltend machen konnten, war nicht zu bestreiten. Als Theologen führten sie mich, zumal wenn ich die Betonung des Gefühls hinzunahm, wie Schleiermacher sie immer, laut oder leise, vertritt, in eine innerliche Trübung, Verwirrung und Nacht, daß ich davor zurückscheute. —

Im Seminar für praktische Theologie leitete Ehrenfeuchter die homiletischen und katechetischen Übungen. Von Erlangen aus hatte ich in St. Johannis vor Nürnberg bereits einmal gepredigt; und wenn äußerlich auch alles ohne Anstoß verlief, im stillen doch fast das Gelübde abgelegt, dies so bald nicht wieder zu tun. Meine Predigt war wesentlich eine matt populäre theologische Abhandlung gewesen, und in seiner Kritik hatte Professor Th. Harnack dies sehr nachdrücklich betont und kein gutes Haar daran gelassen. Dies beugte mich um so tiefer, als ich Harnack sehr hoch schätzte. Freilich hätte ich zu meiner Entschuldigung sagen können, daß ich, in einem dringenden Notfalle zur Stellvertretung herangezogen, fast wider Willen und ohne genügend Zeit zur Vorbereitung zu haben, diese Predigt schnell hinschrieb und hielt. Aber mir wurde beim Anhören der Kritik so schwer ums Herz, daß ich gar nicht daran dachte, um Milderungsgründe einzukommen. Ohnehin fühlte ich, daß ich auch bei gründlicherer Vorbereitung im wesentlichen doch nicht

viel Beſſeres zu Tage gefördert haben würde. — So war ich denn nicht leichten Herzens ins praktiſche Seminar eingetreten; und es ſtand mir feſt, mich ſo lange, wie irgend möglich, von einer Seminar-Predigt fern zu halten. — Inzwiſchen hörte ich Ehrenfeuchter predigen und zwar mit herzlicher Freude und „Erbauung.“ An den Zwiſchenſonntagen fand ich mich meiſtens unter der Kanzel von Superintendent Dankwerts in St. Albani, der in Einfachheit und Zeugniskraft viele Studenten anzog. Auch die Predigten der Kommilitonen im Seminar hörte ich und mußte ſie öfter rezenſieren. Dies wurde mir auch nicht ſchwer. Aber zu einer eigenen Predigt konnte ich keinen Mut wieder finden. Nur merkte ich allerdings von Anfang an, daß Ehrenfeuchter in ſeinen Kritiken der Seminarpredigten in großer Zartheit verfuhr und auch die erſten ſchwachen Verſuche faſt wie ein Heiligtum behandelte, vorausgeſetzt, daß der Prediger in der Hauptſache richtig zu ſeiner Aufgabe ſtand. Fehlte es daran, ſo wurde Ehrenfeuchter ſo ſcharf, als wenn er plötzlich ein ganz anderer Menſch geworden wäre. Doch habe ich nur ein einziges Mal eine derartig vernichtende Kritik von ihm gehört, als ein Student in unverantwortlicher Weiſe ſeinen Text geradezu entweihte. Unter einander pflegten die Seminarmitglieder ſich jedenfalls viel ſchärfer zu rezenſieren, als wir von Ehrenfeuchter zu hören gewohnt waren. — Endlich, gegen den Schluß des zweiten Semeſters und damit meiner Univerſitätszeit überhaupt, konnte ich mich einer Predig nicht mehr entziehen. Sie war ſehr verſchieden von der erſten in Nürnberg gehaltenen und eben doch mehr wirklich eine Predigt, auch unter Gebet und ernſter Arbeit entſtanden. Ich war nun, nachdem der Vortrag ohne weiteren Anſtoß ſtattgefunden hatte, ſehr geſpannt auf Ehrenfeuchters Kritik. Da ich aber dieſe Predigt zugleich als Examenspredigt einzureichen beabſichtigte und dies verlautet war, hielt der Abt ſich verpflichtet, von einer Kritik ſeinerſeits völlig abzuſehen, gab mir unter herzlichem Segenswunſche nur die Hand und fügte weiter nichts hinzu, als: „Sie gehen Ihren eigenen Weg!“ So waren meine beiden erſten Predigten an der Univerſität, ſoweit es ſich um fachmänniſche Kritik handelte, von einem ſehr verſchiedenen Geſchick

begleitet; und ich konnte nicht umhin, das Gefühl eines erheblichen Mangels mit mir zu nehmen. Ich predigte dann noch einmal zur Stellvertretung in Harste bei Göttingen und einmal in meiner Heimat in Lesum. Im ganzen genommen war mein ganzes geistiges Leben in jener Zeit viel zu sehr vom Empfangen und Bedenken auf theoretisch-wissenschaftlichem Gebiete eingenommen und beherrscht, als daß ich schon innerlich freier und freudiger zum Geben und Bezeugen geworden wäre. So spricht auch meine Erfahrung für die Notwendigkeit, jungen Theologen nach dem Schluß der Universitätszeit die Möglichkeit zu gewähren, in einem Prediger-Seminar den Aufgaben des Amtes näher zu treten und sich unter mehr konzentrierter Teilnahme ihres Personlebens in diese Aufgaben hineinzufinden. Jedenfalls stand das Ideal der Wortverkündigung so hoch vor mir, daß ich andauernd unter dem Widerspruch zwischen Forderung und Leistung in einer Weise litt, die mir große Not machte, wie sich diese Erfahrung ja in dem Herzen jedes ernsten Predigers wiederholt. So wenig ich auf dies Gebiet hier näher eingehen kann, so möchte ich doch, zugleich in Erinnerung an Äußerungen von Ernst Curtius,*) nicht unterlassen, einige Sätze anzuführen, in denen Tholuck**) die angedeuteten Probleme, wenn formell etwas schwülstig, so doch sachlich in einzigartigem Zutreffen mir zu charakterisieren schien. In der Einleitung zu seinem Kommentar zum Römerbrief bemerkt er: „Der Stil eines jeden ist ein Bild seines Geistes. Sind die Gedanken noch ozygische

*) Vergl. Lebensbild, p. 51, Skizzen 52—53.

**) Auslegung des Briefes Pauli an die Römer usw., Berlin 1824, p. XIII. sq. — Bei Tholuck las ich, wohl zum erstenmal in der neueren Literatur vollständiger wieder abgedruckt, Hieronymus' schönes Wort ep. 48, ad Pammachiam c. 13; ed. Vall.: Paulum proferam quem quotiescunque lego, videor mihi non verba audire sed tonitrua . . . Videntur quidem verba simplicia, et quasi hominis innocentis ac rusticani, et qui nec facere nec declinare noverit insidias, sed quocumque respexeris, fulmina sunt. Haeret in causa, capit omne, quod tetigerit, tergum vertit ut superet; fugam simulat, ut occidat. — Vergl. Chrysostomus, De sacerdotio I, IV, und dort die Beziehung zu 2. Kor. 10, 5. — Die cinq discours sur St. Paul von Adolf Monod boten mir später die beste Hülfe zu Einblicken in den Charakter des Apostels.

Statuen,*) aus denen kein Dädalus die Glieder herausgearbeitet, so gebricht sicher auch dem Worte die dädalische Kunst. Die Rede ist das Echo des Donners höherer Sphären. Auch in dem Stil des Apostels Paulus sehen wir den magischen Widerschein der Tiefen seiner Seele. Gibt es überhaupt Hierophanten des menschlichen Geschlechts, so sind es die Seelen unstreitig, welche zu ruhen wissen am eigenen Herzen und das Buch mit sieben Siegeln zu lesen, dann das entzifferte Wort wissen hinauszusprechen in die Nacht der Welt und es dort zu bannen, wie einen Stern, daß es zeuge und Licht ergieße nach allen Seiten. Solche Seelen, in denen die beiden Polaritäten des Geistes zum höchsten Lebensprozesse gleich kräftig wirken, sind lebendige Bilder des im Universum waltenden Gottes und vor allem geeignet, Sprecher des Verborgenen zu werden. Wenn in irgend einem Menschen, so sehen wir im Apostel Paulus jene Spannkraft des Geistes, die in der Tiefe des Gemütes ruht, elektrischen Stoff sammelnd sich gleichsam sättiget und dann hinausbricht in die Welt. Gerade dies nun offenbart auch sein Stil. Wie die Akkorde langsamer und gedehnter sich schwingend zu ersterben scheinen, dann aber erwachend auftönen und bald wie triumphierend auf dem Gipfel des Lebens schweben und stürmen, so sinkt oft die Sprache beim Apostel, während an dem in die Tiefe blickenden Gemüte gleichsam ein Sinn nach dem andern einschlummert und nur das Seelenauge wach bleibt, bis zu zerrissenen, nur halb verstandenen Tönen herab, und wir fühlen mit ihm, daß seine Seele verstummt, weil sie anschaut. Bald aber löst sich sein Geistesauge von der Anschauung los, mit der seine Seele eins worden war, und herauf sich schwingend aus den geheimnisvollen Tiefen des Schauens, wird immer reicher und voller das bunte Leben der Gedanken und immer lauter und immer schäumender der Rede Strom, bis er, im vollsten Gefühl der Sättigung, Welle auf Welle häuft. So vereint denn auch der

*) Nach dem griechischen Mythus war „Dädalus" der erste Künstler, welcher aus rohen Hermen, die nur mit dem Kopfe und mit undeutlichen Gesichtszügen aus dem Stein aufragten, eigentliche Bildsäulen mit offenen Augen, allen Gliedern, besonders freien Armen und Beinen herausarbeitete und ihnen Ausdruck und Leben, auch scheinbare Bewegung verlieh.

Stil Pauli eine doppelte Schwierigkeit. Schwer ist es, den Mystiker zu verstehen, welcher gleichsam in hellsehenden Schlummer verfallen, in Anschauungen ohne Zersplitterung der Gedanken und Gefühle, nur einzelne Laute spricht, gleichsam unerklärliche Dünste eines unterirdisch fließenden Stromes. Schwer ist es aber auch, den Geist zu fassen, der, getränkt in inneren unermeßlich reichen Anschauungen, die Herrlichkeit seines geheimnisvollen Schatzes in tausend mannigfache Farben auseinanderfaltet, durch welche alle der mystische Schimmer der Anschauung hindurchleuchtet, zu welcher keiner mit ihm hinabstieg. Beide Schwierigkeiten vereint die Sprache Pauli, und hierzu tritt noch diejenige, welche aus dem dialektischen Talente erwächst. Denn während einerseits allerdings die dialektische Schärfe, wie eine chemische, vermischte Stoffe zu sondern, zu zersetzen und dadurch klar zu machen weiß, so erschwert sie doch auch das Verständnis, namentlich, wenn von einem feurigen Geiste gehandhabt, indem dann überraschend der Sonderungs- und Zersetzungsprozeß von Punkten aus beginnt, wohin das Auge des weniger Weitsehenden nicht blickte." In diesen Hymnus hätte ich schon immer gern einstimmen mögen, wenn ich auch schmerzlich die Erinnerung an den heiligen Geist, in dem der Apostel redet, darin vermißte. —

Einen Mann des Wortes in natürlicher Bewegung hatte ich dann ja in Göttingen in Hermann Lotze vor mir, wie dies bis dahin und auch später mir nie wieder begegnet ist. Als ich diese Erinnerungen niederzuschreiben anfing, war es mir ein willkommener Gedanke, daß ich versuchen wollte, ihn in diesen Blättern vom Standpunkt eines Theologen genauer zu charakterisieren und in meinen eigenen Anschauungen die bleibenden, tiefen Spuren nachzuweisen, die er vor allem auf dem Gebiete der Psychologie bei mir hinterlassen hat, wie bei sehr vielen seiner Zuhörer und Schüler. Aber als ich der Sache näher trat, fühlte ich mich der Ausführung dieses Plans nicht gewachsen. Auch fehlte es an Raum, wenn ich Lotze nur einigermaßen gerecht werden wollte. Außerdem konnte ich auch bei ihm mir nicht verbergen, daß eine bestimmte Seite seines Wesens und Wortes, ein ironischer, satirischer Zug, der sich, wenn auch öfter im Verborgenen, so doch tatsächlich durch alles hinzog, mir manchmal zweifelhaft

machen wollte und will, wo eigentlich seine wirkliche Überzeugung zum vollen Ausdruck kommt und wo, wie Ernst Curtius bemerkt,*) der wirkliche Ernst bei ihm anfängt und aufhört. Er vereinigte ja in sich den Mediziner, den Naturforscher, den Philologen, den Philosophen. Lieferten diese vier sich in seinem Geiste auch manche Schlachten, so sehr sie sonst sich gegenseitig ergänzen und stützen mochten? Zuweilen, wenn er, nun zweifellos in tiefem Ernste, darauf hindeutete, das Christentum, das Evangelium sei allein imstande, die schweren Probleme im Seelenleben zu lösen, kam seinem Zuhörer wohl ein Wehe, daß dieser Ausblick bei ihm augenscheinlich nur ein Ausblick geblieben war, dem das Ja und Amen fehlte.**) Jedenfalls ist ein solcher Meister in der Rede, soweit es sich um akademische Vorlesungen handelt, und zwar sowohl im Inhalt wie in der Form, mir nie wieder vorgekommen. Freilich war dies nur eine einzelne Gattung der Rede; aber man hatte den Eindruck, er würde in jeder Rede das Hervorragendste geleistet

*) Ernst Curtius, Lebensbild, p. 304; Skizzen, p. 84.

**) Pascals Wort paßte zu Lotzes Verfahren: Wenn man jemanden mit Erfolg von seinem Irrtum überführen und ihn zu richtigen Anschauungen bringen will, so muß man die Sache zuerst von derselben Seite anzusehen suchen, wie er. Dort hat er meistens recht. Ist dann sein tatsächlich nur teilweises Recht anerkannt, so ist es am ersten möglich, ihn zu überzeugen, worin er andererseits unrecht hat. — Pascals Polemik gegen Carteſius wurde mir in der Folge sehr wichtig. Carteſius hatte sich fast gleichgültig über die Verbindung von Religion und Moral ausgesprochen. Pascal betont dagegen: „Il importe à toute la vie de savoir, si l'on est mortelle ou immortelle . . . Il faut vivre autrement dans le monde selon ces diverses suppositions: Si l'on pouvait y être toujours; s'il est sûr, qu'on n'y sera pas longtemps et incertain, si on y sera une heure.“ Wenn man bedenke, daß es eine bewegende Ursache vor uns, außer uns, über uns gibt, die alles bedingt; wenn wir weder den Anfang, noch den Lauf, noch das Ziel unseres Lebens in unseren Händen haben, so folgt daraus, daß es eine Grundlage und Gesetz für die Führung unseres Lebens gibt, eine einzige, eine gewaltige, die völlig unabhängig von uns ist. Diese Grundlage, Ursache, Gewalt müssen wir erkennen, und gegenüber dieser alles überragenden Verpflichtung „toute la philosophie ne vaut pas une heure de peine!“ — Im wissenschaftlichen Leben entbehrte ich sehr schmerzlich, daß Pascal kein System hinterließ. Nun war alles in allem genommen bei ihm nur von neuem wahr geworden: „Stat magni nominis umbra!“

haben, wenn er an ihrem Gegenſtande perſönlich ſo teilgenommen hätte, wie er am Gegenſtande ſeiner Vorleſungen perſönlich beteiligt war. Um wenigſtens einen Punkt aus dem Inhalt ſeiner Vorleſung über Pſychologie zu berühren, ſo war ſeine immer wiederkehrende Polemik gegen den Materialismus, ſo ſtreng ſachlich er darin verfuhr, doch ganz darnach angetan, unſere höchſte geiſtige Energie zur Überwindung dieſes geiſtigen Todfeindes zu wecken. Kamen etwa Spinozas Meinungen zur Beſprechung, daß Geiſt und Körper dieſelben Sachen ſeien nur unter der verſchiedenen Form als Denken und Ausdehnung, und war hieran die tatſächliche Verwandtſchaft des Pantheismus mit dem Materialismus, wenigſtens nach populärer Vorſtellung, nachgewieſen, ſo folgten die Gegengründe zunächſt in aller Ruhe, doch ſo, daß jeder Hieb ſaß und wir jeder neuen Argumentation allmählich in der höchſten geiſtigen Spannung entgegenſahen. Womöglich noch ſchärfer ſetzte Lotze ſeine Kritik ein, wenn Spinoza behauptete, der freie Wille ſei nur eine andere Form der Einſicht, und jeden Zweck leugnete, oder wenn er erklärte, Liebe ſei die Freude, welche durch die Vorſtellung einer äußeren Urſache geweckt wird. Am ſtärkſten indeſſen entwickelte Lotze ſeine Geiſteskräfte, wenn er ausgeſprochenen Materialismus ſich gegenüber hatte. Dabei war immer die Sache für ihn maßgebend, und ich erinnere mich keines Eindrucks, daß er jemals ſeine Perſon irgendwie in den Vordergrund geſtellt hätte. Man mochte bei ihm wohl an die Worte denken, die Fenelon den Demoſthenes in der Unterwelt zu Cicero ſagen läßt: Du lenkteſt die Aufmerkſamkeit deiner Zuhörer auf deine Perſon, ich die der meinen nur auf die Sache. Du wurdeſt von ihnen bewundert; mich vergaßen ſie und dachten nur noch an den Entſchluß, den ich in ihnen wirken wollte. Du gewährteſt geiſtreiche Unterhaltung; ich traf und zerſchmetterte. Wenn man dich gehört hatte, rief jeder: Wie ſchön hat er geredet! Wenn man mich gehört hatte, lebte in allen Hörern nur eins: Auf, Krieg gegen Philipp! —

Aus den übrigen Vorleſungen und Seminarien hätte ich noch manches zu erzählen, fürchte aber zu ausführlich zu werden. Doch muß ich hervorheben, daß ich D. Schöberlein eine Ein-

führung in den Kirchengesang verdanke, die sich mir als sehr wertvoll erwiesen hat. Zu meinem Schmerze mußte ich öfter wahrnehmen, daß sein großes Werk „Schatz des liturgischen Chor- und Gemeindegesangs", das er unter der musikalischen Mitredaktion von Friedrich Riegel von 1865 an herausgab, verhältnismäßig nicht die Verbreitung gefunden hat, die es vollauf verdient. Persönlich war Schöberlein als Dozent oft etwas zu sehr in sich selbst versunken. Wir hatten manchmal das Gefühl, als sähe er uns, sozusagen, nur durch einige dazwischen liegende Nebel und Wolken. Indessen sobald es galt, etwa einen alten lateinischen Hymnus in seiner Kraft und Schönheit uns vorzuführen nach Wortlaut und Inhalt, dann zeigte sich Schöberlein als der begeisterte und begeisternde Meister, der er war.*) Wir fühlten nun selber, daß jene alten Hymnen zuerst einem vorkommen, wie in feste, harte Formen gegossenes Erz; wenn aber ein sympathischer Stab darüber hinfährt, dann sprühen sie Feuer und man merkt, so fest und hart sie geworden sind, so sind sie doch niemals kalt geworden. Persönlich war es mir eine besondere Freude, aus diesen alten Hymnen, beziehungsweise alten liturgischen Gebeten der Kirche durchweg den Eindruck zu empfangen, daß die Kirche des Herrn in ihren Gebeten und Gesängen zu allen Zeiten, auch wenn sonst die verderblichsten Irrtümer im Schwange gingen, doch auch das reine Evangelium zum Ausdruck bringt. Da ich mich öfter eingehender mit der älteren Geschichte des Frankenreichs beschäftigt hatte und die kirchlichen und kulturellen Zustände jener Zeit mit einiger Deutlichkeit mir vorstellen konnte, mußte ich immer wieder mich

*) Ich führe nur als Beispiel an:

Volat avis sine meta,
Quo nec vates nec propheta
Evolavit altius!
Nunquam vidit tot secreta,
Tam implenda, quam impleta
Purus homo purius!

(Prudentius über den Apostel Johannes). — Die Passionshymnen „Salve caput cruentatum" usw. wurden damals noch allgemein auf die Verfasserschaft St. Bernhards zurückgeführt. Später (Vacandard, St. Bernhard) stellte sich dies als unhaltbar heraus.

verwundern, daß unter anderem die Pfingsthymnen*) von König Robert von Frankreich im elften Jahrhundert zuerst angestimmt waren und damit einen Siegeslauf anfingen, der bis heute nicht abnahm, sondern immer nur zunahm. Im deutschen Kirchenliede setzte Schöberlein manchmal zuviel Kenntnisse bei uns voraus, und wir schämten uns dann, ihm auszusprechen, daß wir meistens unglaublich wenig davon wußten. Doch auch hier führte er uns in das Kirchenlied wenigstens der Reformation und des siebzehnten Jahrhunderts gründlicher ein. Wir hatten es hier vor uns, warum man die lutherische Kirche die singende genannt hat. Doch auch die Psalmen- und Liederdichtung der reformierten Kirche und der Sekten kam zu gebührender Darstellung. Bei meinen lebhaften Interessen für englische Dichter fing damit eine Beschäftigung mit dem geistlichen Liede in englischer Sprache an, die mich durch mein ganzes Leben irgendwie immer begleitet hat. Aber wieviel treuer und freudiger gebraucht das englische Christenvolk seine geistlichen Lieder, als wir! Bei Besuchen in englischen Familien, die in Bremen lebten, konnte man wahrnehmen, daß das Gesangbuch wirklich ein Hausbuch war und zwar eben auch im Singen. Besonders am Sonntagnachmittag sammelten sich diese Familien mit den Kindern zum Gesange von Hymnen. Als ich später Reisen in England machte, traf ich fast in jeder Familie, die ich kennen lernte, dieselbe Sitte und erkannte darin eins der gesegnetsten Mittel, christliches Wesen und Leben für Jung und Alt zu wahrer und freudiger persönlicher Aneignung zu bringen. Dabei besitzt die englische Zunge unsern Choral ursprünglich doch eben nicht! — In Deutschland hat der eiskalte Winter des Rationalismus nach der vorangegangenen Schwüle des Pietismus auf diesem Gebiete viel getötet. Wenn nun das Glaubensleben wieder erwachte, kannte man seine eigenen Glaubenslieder nicht mehr, kennt sie zum Teil auch jetzt noch nicht. Wie oft sind mir Liedersammlungen in die Hände ge-

*) Im „Veni creator" war mir der Vers von einzigartig durchschlagender Gewalt:

Sine tuo nomine
Nihil est in homine,
Nihil est innoxium.

kommen, die in privaten christlichen Kreisen gesungen wurden und zum großen Teil Übersetzungen aus dem Englischen und obendrein recht schwache Übersetzungen recht schwacher Lieder brachten, während die wirklich schönen englischen geistlichen Lieder wenig berücksichtigt wurden! Wir freuen uns, daß unser Nationalgefühl wieder gewachsen ist. Es ist aber beschämend, wenn Christen den Schatz deutscher Gesänge und geistlicher Lieder unbenutzt liegen lassen und, wenn sie im Gesange sich vor Gott vereinigen, mit minderwertigen Gefäßen aus minderwertigen ausländischen Quellen schöpfen!

Das liturgische Seminar in Göttingen stand übrigens im Gesange nicht ganz auf der Höhe. Der rhythmische Gesang hatte bereits von Hermannsburg aus in manchen Gemeinden im Lande Eingang gefunden wenigstens in der Form, daß man nicht alle Noten gleich lang anhielt und nicht mehr schleppte. Mancher Widerstand war dabei zu überwinden gewesen. Unter anderem beklagte sich ein alter würdiger Organist, wenn der Pastor so rasch singen lasse, gehe das Schöne doch zu schnell vorüber. — Überhaupt war auch hierin an manchen Orten nicht mit der notwendigen Weisheit und Geduld verfahren worden. Immerhin gab es nicht wenige Gemeinden, besonders in der Heide, in denen herrlich gesungen wurde. Aber in den Göttinger Kirchen spürte man davon nur wenig; und so lag auch über den Übungen im Singen im Seminar eine gewisse Lebloſigkeit, die wir unangenehm fühlten, die indes zu meiner Zeit nicht mehr beseitigt wurde. — Als einmal die Rede auf den schönen Gesang in Neuendettelsau kam, erneuerte sich mein Verdruß, daß ich von Erlangen aus nicht dazu gekommen war, dort einen Besuch zu machen. Zweimal war alles dazu vorbereitet gewesen, und beide Male waren unüberwindliche Hindernisse in den Weg getreten. Löhes Verdienste indessen wurden uns bekannt, im besonderen auch seine erfolgreichen Bemühungen, den Psalmengesang in der Kirche wieder zu wecken. —

In meinen Privatstudien suchte ich den mir empfohlenen Weg, der sich bisher immer bewährt hatte, auch weiterhin innezuhalten. Ein sehr willkommener Wink lag für mich in dem Schiffstagebuch Kolumbus', das freilich sehr viele Mißgriffe,

Irrtümer und Fehler enthält, aber dabei faſt an jedem Tage die Bemerkung bringt: Er ſetzte ſeine Reiſe nach Weſten fort! — Zum Teil lagen aus meiner Erlanger Zeit noch unvollendete Aufgaben vor, die ich von neuem aufnahm. Oder ich fing auch neue Sachen an, die ſich mehrfach durch die folgenden Jahre hinzogen und eigentlich erſt ſpäter abſchließend beſprochen werden können. Indeſſen wie bereits an anderen Stellen dieſer Erinnerungen Vorgänge aus einer früheren Zeit zuweilen erſt ſpäter beſprochen werden und Vorgänge, die einer ſpäteren Zeit angehörten, wenigſtens berührt werden mußten, ſo ſehe ich mich hier zu demſelben Verfahren genötigt, wenn ich einigermaßen zutreffende und zugleich einigermaßen abgerundete Darſtellungen bringen möchte. —

So war ich bereits in Erlangen, wie früher bemerkt, auf Ferd. Chr. Baur aufmerkſam geworden, hatte aber dann ſeinen „Paulus“ und andere Arbeiten aus dem neuteſtamentlichen Gebiete als wiſſenſchaftlich unhaltbar erkannt und einen ſo abſtoßenden Eindruck von ſeinen willkürlichen Konſtruktionen empfangen, daß ich ihn ganz liegen ließ. Manche Göttinger Eindrücke indeſſen legten es mir doch wieder nahe, ſeinen Ideen auf dem Gebiete der Dogmengeſchichte nachzugehen, zumal da er zweifellos hierin Hegels Schüler war und Hegels Philoſophie der Geſchichte von mir in Erlangen mit großem Intereſſe geleſen war. Ohnehin war Baur grundſätzlich bemüht, das ethiſche Moment im Chriſtentum feſtzuhalten, und bei dem zeitweiligen Vorwiegen ethiſcher Intereſſen in meinen beiden Göttinger Semeſtern zog er mich von neuem an, und ich begab mich an ſeine Dogmengeſchichte, um wenn möglich von hier aus eine poſitivere Beziehung zu ihm zu gewinnen. Dies mißlang vollkommen. In meinen Auszügen finde ich etwa folgende Sätze: „Die Dogmen ſind nur Geſtalten des Bewußtſeins, die in demſelben Verhältnis immer wieder anders ſind, wie überhaupt jede Zeit ihr eigenes, in ſich ſelbſt zurückgehendes Bewußtſein hat.“ Oder: „Der Geiſt geht nur dazu im Dogma aus ſich ſelbſt heraus, um im Dogma ſich ſelber gegenſtändlich zu werden und eine ihm ſelbſt fremde und übernatürliche Welt zu ſchaffen, aus der er ſpäter ſich wieder in ſich ſelber zurücknimmt.“ Oder: „Die Geſchichte der Dogmen iſt nur

die Bewegung der absoluten Wahrheit, die sich in ihr zum subjektiven Bewußtsein aufschließt.“ Also überall Hegelsche Ideen; aber ich war außerstande, ihnen eine ernste Bedeutung in der Theologie einräumen zu können und zog mich gern und mit voller Beruhigung zu Thomasius zurück. Dies glaubte ich um so mehr tun zu können, als ich öfter den Eindruck hatte, es sei eigentlich jeder einigermaßen philosophisch gebildete Mensch ganz gut imstande, in die Artikel des christlichen Glaubens nach Belieben alle möglichen Philosopheme hineinzulesen. Der frühere Direktor der Leipziger Missionsgesellschaft, D. Graul, hatte uns in Erlangen ohnehin einige Einblicke in die indischen und sonstigen asiatischen Religions- und Philosophie-Systeme eröffnet, und bei aller großen Gelehrsamkeit und allem Scharfsinn, die mir sonst bei F. Chr. Baur sehr imponierten, konnte er, wenn es nun doch einmal auf bloße Phantasie ankommen sollte, mit jenen Indern es nicht aufnehmen! —

Außer F. Chr. Baur trat Albrecht Ritschl in den Kreis meiner Studien ein. Ich hatte bei einem Besuche in Bonn einige Stunden Vorlesungen bei ihm gehört und auf den Rat unserer Repetenten in Göttingen, die zum Teil seine Schüler waren, angefangen, sein Werk über die Entstehung der altkatholischen Kirche zu lesen. Dies wurde mir zunächst schwer. Seine ganze Schreibweise und Terminologie berührten mich sehr fremdartig und machten mir so große Mühe, daß ich manchmal das Buch weglegte, um es dann bald darauf doch wieder zur Hand zu nehmen. Im ganzen merkte ich, daß ich in völlig neue Auffassungen durch ihn eingeführt werde, die mein ganzes Interesse in Anspruch nahmen, zumal da er ja nun selber nach Göttingen kam und von seinen Schülern behauptet wurde, er rege in außerordentlichem Maße zu eigenen wissenschaftlichen Arbeiten an und verstehe in einzigartiger Weise, das positive Christentum mit dem modernen Leben und den darin vorherrschenden Anschauungen zu vereinigen. Eine gewisse Selbstherrlichkeit in seiner Vortragsweise war mir in Bonn aufgefallen. Er behandelte gerade einen Passus aus der Christologie der Konkordienformel, der kurz vorher von Thomasius ebenfalls besprochen war. Bei Ritschl nun regnete es Urteile, so daß man kaum so

ſchnell folgen konnte, zuweilen auch recht verächtliche und verwerfende Urteile über die Sätze der Konkordienformel. Wir konnten dies Verfahren weder für wiſſenſchaftlich noch für taktvoll halten. Thomaſius hatte uns eingehend über die Entſtehungsgeſchichte der bezüglichen Theſen orientiert und uns, wenn wir zuletzt das Ergebnis bei ihm und bei Ritſchl verglichen, jedenfalls weit mehr gegeben. So war ich mit einem Vorurteil an die neue Lektüre Ritſchls gegangen, fühlte aber, daß dies bald verſchwand. Freilich konnte ich ihm recht oft nicht beiſtimmen und geriet dann in Unruhe. Woher kam mein Widerſpruch? Ohne Zweifel nicht ſelten daher, daß ich die Dinge, die er beſprach, nicht ſo kannte und bedacht hatte, wie er in ſeiner großen Gelehrſamkeit und ſeinem durchdringenden Scharfſinn. Ich ſuchte daher von ihm zu lernen. Aber das Gefühl verließ mich nicht, mein Widerſpruch erwachſe auch noch aus anderen Wurzeln. In meiner Göttinger Zeit wurde ich mir indeſſen darüber nicht klar. Erſt als ich ihn ſpäter in ſeinen anderen Werken „Rechtfertigung und Verſöhnung“, „Theologie und Metaphyſik“, „Geſchichte des Pietismus“ u. a. genauer kennen lernte und vielfach Gelegenheit hatte, ihn auch in den Anſchauungen ſeiner Schüler, die ſie im Pfarramte vertraten, zu ſtudieren, fand ich die letzten Urſachen, warum ich ſchon in Göttingen mich immer wieder von ſeinen Darſtellungen abgeſtoßen gefühlt hatte. Seine Schüler machten eben kein Hehl daraus, daß ſie, von ihm überzeugt, der Schriftlehre von Sünde und Gnade, von der Verſöhnung durch Chriſti Blut, von dem Gnadenmittelcharakter von Wort und Sakrament, dem übernatürlichen Charakter des Evangeliums und des Reiches Gottes nur unter ſehr weſentlichen Begrenzungen, zuweilen auch überhaupt nicht zuſtimmen könnten. Es ſchien mir manchmal, als gingen ſie weit über ihn hinaus. Mit einem jüngeren Paſtor, der ſein begeiſterter Anhänger war, und von dem ich wußte, daß er in ſeiner ſchwierigen Gemeinde mit äußerſter Hingebung und Aufopferung vor allem in der Armen- und Krankenpflege arbeitete, war ich zufällig zuſammengetroffen, hatte bei ſtrömendem Regen ihn gebeten, mit unter meinem Schirm zu gehen, und wir waren dann auf ſeine Tätigkeit im Amt zu ſprechen gekommen. Er klagte darüber, daß ihm der

Konfirmandenunterricht ganz beſonders unerträglich ſchwer werde, wenn er über den zweiten und dritten Artikel des apoſtoliſchen Glaubensbekenntniſſes und über die drei letzten Hauptſtücke unterrichten müſſe. Jener Satz „vom Vater in Ewigkeit geboren“ habe z. B. doch gar keinen Wert für die Kinder. Dann könne er der allgemeinen Auffaſſung vom Gebete und ſeiner Erhörung nicht zuſtimmen uſw. Ich hatte bei einer ſeiner ſtarken Äußerungen unwillkürlich ſeinen Arm losgelaſſen; und er ſtand ſtill und ſagte etwas höhniſch, nun werde ich ihn wohl nicht weiter unter meinem Schirm mitnehmen wollen. Als er ſich beruhigt hatte und ich ihm mein Erſtaunen und meine Betrübnis über ſeine Äußerungen und ſeine Stellung ausſprach, erwiderte er zunächſt nur wenig, meinte dann, ich ſei wohl bei ſeiner Mutter geweſen, denn die pflege ihn immer mit denſelben Gründen zu beſtürmen, die ich eben geltend gemacht habe. Dies war natürlich nicht der Fall. Wir mußten uns dann bald trennen. Er war damals ſchon leidend und ſtarb im nächſten Jahre. Eine ſchwerkranke Frau in ſeiner Gemeinde, die er ſehr treu beſucht hatte, ſprach mit mir über ihn und rühmte ihn als einen ausgezeichneten Menſchen: „Nur eins konnte er nicht; er konnte nicht tröſten. Ich ſagte ihm das mal. Da wurde er ganz blaß! Er ging dann bald weg. Er iſt aber immer wieder gekommen!“ Dies Beiſpiel, welche Früchte Ritſchl bei denen erzielte, die ſich ihm ganz hingaben, ſtand nicht allein. Aber, daß ſie auch in den eben ſkizzierten Anſchauungen nichts anderes taten, als ihrem Meiſter folgen, erkannte ich eben erſt Jahre und Jahrzehnte ſpäter aus ſeinen obengenannten Schriften. — Am ſchwerſten wurde mir dies in Ritſchls Urteilen über die Reformation und den Pietismus, ſowohl hinſichtlich der äußeren, wie der inneren Geſchichte und Lehre derſelben. Auf beiden Gebieten hatte ich ſelbſtändig und aus den Quellen zu arbeiten geſucht und war dazu auch durch eine Examensaufgabe über den Pietismus beſonders angehalten worden. Eine ganze Reihe von Bearbeitungen dieſer Perioden ſowohl von Hiſtorikern, wie von Theologen war mir ebenfalls ziemlich genau bekannt geworden. Endlich hatten von meiner Kindheit an Luthers Katechismus, Stücke aus Arndts „Wahrem Chriſtentum“ und mehrere Gebete von ihm, ferner Heinrich

Müller, Scriver, Aug. Herm. Francke u. a. für mein persönliches Christenleben eine große Bedeutung gewonnen und waren zum Teil so damit verwachsen, daß mein persönliches Christentum nach meinem Eindruck mit ihnen stand und fiel. Durch Ritschls Anschauungen fühlte ich mich in diesem geistlichen Besitze aufs schwerste bedroht und mußte mich energisch wehren.

Am meisten kränkte mich seine Beurteilung Johann Arndts.*) Seine Schüler ließen keinen Zweifel darüber, daß seine Stellung zu Arndt und den Erbauungsschriftstellern jener Periode, die in Arndts Spuren gehen, durchweg eine völlig ablehnende sei, wie er denn dies später auch ja unumwunden genug ausgesprochen hat. Hatte er darin recht? Der Eindruck, den ich durch andere Werke und Schriften von seiner Bedeutung empfing, war ein zu starker, als daß ich an dieser Frage hätte vorüber kommen können. Auch mußte ich immer wieder bemerken, wie sehr er unter den Kandidaten und jüngeren Geistlichen in meiner nächsten Heimat Hannover sich eine erhebliche Zahl von Anhängern sammle und so auf unser kirchliches Leben direkten Einfluß gewann. Wenn ich nun hörte und später las, wie Ritschl seine Beurteilung Joh. Arndts begründete und von welchem Material er dabei ausging, wurde ich lebhaft an das Verfahren des englischen Historikers Macaulay erinnert, dessen Darstellung der Geschichte Englands unter den letzten Stuarts und dessen Essays auf der Schule und sonst von uns mit Begeisterung gelesen waren, bis wir einsehen mußten, daß er seine Schilderungen durch seinen Parteistandpunkt bestimmt sein ließ und das, was in den Tatsachen nicht dazu stimmte, entweder ausließ oder entstellte. So ging Ritschl unter anderem zweifellos von der Voraussetzung aus, daß die „Lebensanschauung", welche er für wesentlich reformatorisch und lutherisch meinte halten zu müssen, bereits am Anfange des 17. Jahrhunderts und besonders durch Joh. Arndt zersetzt worden sei, da dieser Bestandteile aus der mittelaltrigen Mystik von unlutherischem Charakter, die auch dem

*) Vergl. meine Schrift „Johann Arndt, Ausgewählte Predigten mit einer einleitenden Monographie," Leipzig 1894, in „Die Predigt der Kirche" herausgeg. von Gustav Leonhardi, 26. Band.

geistlichen Wesen der Reformation direkt widersprachen, in seine Darstellungen in seinem „wahren Christentum“ aufnehme. Um nur eins hervorzuheben, fanden Ritschls Schüler in voller Übereinstimmung mit ihrem Meister, daß Arndt, ein weltflüchtiger Charakter, auch eine „weltflüchtige“ Lehre vertrete, die wohl dem mittelaltrigen Mönchsideal, nicht aber dem Evangelium entspreche, wie die lutherische Reformation es wieder ans Licht gebracht habe. Ohne mich hier auf eine umfassendere Darstellung dieses Problems einlassen zu können, möchte ich nur betonen, daß bei dem Verfahren, das Ritschls Schüler innehielten, man alles beweisen kann, was man will, in Wirklichkeit aber einer wirklich wissenschaftlichen Forschung jeden Boden wegzieht. Wäre Arndt persönlich ihnen etwas gewesen, so würde die Ungerechtigkeit ihres Verfahrens ihnen gleich anfangs klar geworden sein. Aber selbst davon abgesehen, trat an dieser Stelle, wie sonst öfter, mir die unangenehme Tatsache vor Augen, daß sie ihren Richterspruch fällten, ohne die Akten genau gelesen zu haben. Wollte man Arndts Stellung zur Lehre der lutherischen Reformation zutreffend beurteilen können, so war es doch selbstverständlich, daß man dabei seine sämtlichen Schriften, nicht aber bloß sein „Wahres Christentum“ zum Ausgangspunkte zu nehmen habe. Die aber am besten unter uns orientiert waren, kannten kaum sein „Wahres Christentum“ etwas genauer. Von seinen übrigen Schriften war gar keine Rede. Man kannte nicht einmal die Titel. Dabei hatte Arndt selber aufs klarste ausgesprochen, daß er im „Wahren Christentum“ keine vollständige Darstellung des wahren Christentums habe geben wollen. Aus Beweggründen, die für ihn maßgebend waren und die von uns doch studiert sein wollten, habe er „das vornehmste Stück des wahren Christentums, die reine Lehre, in diesem Buche nicht prinzipaliter traktiert, wie solches reichlich und im Überfluß durch andere geschehen . . ., dagegen nur das christliche Leben vorgenommen.“ Wer nun in der Beurteilung der Lehrstellung Arndts prinzipaliter vom „Wahren Christentum“ ausging, konnte nach meiner Überzeugung keinen Anspruch mehr erheben, daß er wissenschaftlich verfahre. Endlich, wenn man wirklich nur vom „Wahren Christentum“ bei Beurteilung der Lehrstellung Arndts

ausging, war dann wirklich der Schluß begründet, daß Arndt unter anderem in mönchischer Weltflucht von der Lehre des Evangeliums und der Reformation über die positive Beziehung des Christen zur Welt und über den irdischen Beruf des Christen abgefallen sei und die evangelische Lebensanschauung durch Aufnahme von Elementen aus dem mönchischen Lebensideal zersetzt habe? Eine nicht geringe Anzahl von Aussprüchen im „Wahren Christentum" lag zweifellos vor, die das Gegenteil bewiesen. Unter anderem sagt er: „Es ist eines jeden Menschen Amt und Beruf, er sei hohen oder niederen Standes, er sei im geistlichen, weltlichen oder Hausstande, ja eines jeden Handwerksmannes Arbeit oder des geringsten Tagelöhners Arbeit ein Gottesdienst, wenn's im Glauben an Christum und in der Liebe des Nächsten geschieht . . . Vor Zeiten haben Pfaffen, Mönche und Nonnen sich allein für Gottes Diener ausgegeben und die armen Leute ausgeschlossen vom Gottesdienst, als könnten sie nicht Gottes Diener sein. Dagegen aber sollen wir wissen, daß unser lieber Gott alle diejenigen liebe, die aus Ordnung und Befehl Gottes und der Obrigkeit ihres Standes, Berufes und Arbeit getreulich abwarten." So unwiderleglich Arndts Stellung zum Beruf hierin als eine echt evangelische zutage trat, die Gegner waren doch nicht zu überzeugen. Besonders unangenehm war mir, wenn als Moment gegen den evangelischen Charakter des „Wahren Christentums" die Verbreitung dieses Buchs unter römisch-katholischen Christen geltend gemacht wurde. Mir war dies eine Ursache zur Freude und eine Glaubensstärkung. Arndt betont eben unter anderem die ersten und nachhaltigsten Seelenbewegungen der Menschen, die vor Gottes Angesicht ihre Sünde fühlen und nach Gerechtigkeit und Leben suchen in einer wahren Betätigung des Christentums. Fand er darin Verständnis und freudige Aufnahme außerhalb der Grenzen unserer Kirche, so war dies doch kein Beweis für seinen unevangelischen Standpunkt, sondern nur ein wertvoller Beweis, daß das Evangelium eine größere Gemeinde auf Erden hat, als die, welche von unsern Konfessionsgrenzen umschlossen wird. Sonst wurde mir wohl vorgeworfen, ich sei zu sehr konfessionell gebunden. Hier indessen fühlte ich einen falschen, argen Kon-

feſſionalismus bei den Gegnern, der mich abſtieß. Dagegen fand ich in Ehrenfeuchters Charakteriſierung Arndts durchweg eine volle Beſtätigung der Wahrheit und Berechtigung jener Eindrücke von ihm, die ihn mir als Seelſorger ſo lieb gemacht hatten. Eben hierin, in dem ſeelſorgerlichen Zweck lag offenbar das eigentliche Weſen des „Wahren Chriſtentums" vor mir. Ehrenfeuchter betonte dann eben auch beſonders, daß Arndt mit Macht die falſche Sicherheit bekämpfte, die ſich auf den bloß intellektuellen Beſitz der reinen Lehre verläßt, und ebenſo mit Entſchiedenheit auf die Selbſterkenntnis dringe, die ſich des Gegenſatzes zwiſchen dem alten und neuen Menſchen bewußt bleibt und in der Kraft der Wiedergeburt zu leben bemüht iſt. Wie ganz anders wurde außerdem der myſtiſche Zug in Arndt von Ehrenfeuchter gewürdigt, als von Ritſchl und ſeinen Schülern! Ich freute mich von Herzen, daß, um noch eins daraus zu berühren, Arndts offenes Herz und Auge für die Schönheit der ſichtbaren Schöpfung Gottes hier volle Anerkennung fand. — Die hier ſkizzierten und ähnliche Diskuſſionen trugen indeſſen oft unerquicklichen Charakter und ihre Erfolge befriedigten mich nur wenig. —

VI.

Im Großen und Ganzen hatten die beiden Semeſter in Göttingen, ſoweit es ſich um Studien handelte, überhaupt eine etwas epigonenhafte Natur. Wenn ich dementſprechend nur eine matte Beſchreibung davon zu geben vermochte, wolle man mir dies freundlich zugute halten. Überdies litt ich monatelang an einer Augenentzündung, die mir viel Not machte und meine Stimmung niederdrückte. Profeſſor Dr. Baum behandelte mich und hatte mir unter anderem verboten, beim Lampenlicht zu arbeiten. Als er in ſeiner großen Freundlichkeit und Fürſorge eines Abends noch zu mir kam und mich trotz ſeines Verbotes am Schreibtiſch fand, hielt er mir eine Standrede, die ich noch nicht vergeſſen habe, und bemerkte unter anderem, ich ſei Theologe und wiſſe doch nicht oder bedenke jedenfalls nicht, daß man Gott nicht nur mit Arbeiten, ſondern auch mit Leiden dienen könne und zu dienen habe. Wie einſt Thierſch in Erlangen, ſo war auch Baum bei allem ſachlichen Ernſte ein wahrer Freund und

auch ein Berater und Seelsorger für seine studentischen Patienten. Die unter seiner Behandlung gestanden haben, werden mit mir in dankbarer Erinnerung seiner gedenken. —

In diese stillen Krankheitswochen fiel aber nun die Nachricht von dem Tode des Dänenkönigs Friedrichs VII. und damit der Anfang einer patriotischen und politischen Bewegung im Volke, in der Stadt, in der Studentenschaft und bei mir selber von außergewöhnlicher Art und Kraft. Und in dieser Hinsicht trug meine Zeit in Göttingen durchaus keinen epigonenhaften Charakter, sondern führte sehr gewichtige neue Momente in meine Entwickelung ein, die andauernd weiter wirkten.

Zunächst tauchten selbstverständlich die Erinnerungen aus frühester Jugendzeit wieder auf, daß wir als Knaben bei der ersten Erhebung Schleswig-Holsteins und der nachfolgenden Eingriffe durch deutsche Truppen uns die Köpfe wundgeschlagen hatten, weil ein Teil von uns es mit dem hannoverschen General Halkett gegen die Preußen, ein anderer es mit den Preußen gegen den hannoverschen General Halkett hielt. Und ich mußte davor doch stille halten, daß damals von uns achtjährigen bis zwölfjährigen Knaben bereits nicht die Dänen als Feinde angesehen wurden, gegen die wir uns entrüsteten, sondern als richtige Deutsche prügelten wir uns untereinander. Dies konnte auch unmöglich aus unsern eigenen Eindrücken und Gefühlen erklärt werden. Wir hatten uns diese Knabenschlachten offenbar nur geliefert, weil wir unter den Erwachsenen in unserer Umgebung beständig von dem Zank zwischen den Kommandierenden der deutschen Truppen in Schleswig Holstein hörten und daraus für unser eigenes Verhalten die naheliegenden Konsequenzen zogen.

Außerdem wurden nun allerdings auch andere Tatsachen aus der Zeit der dänischen Bezwingung und harten Beherrschung der Elbherzogtümer in mir wieder lebendig. Im Pfarrhause zu Daverden, das ich von Verden aus oft besuchte, erzählte die Pastorin Büttner aus dem Kreise ihrer Verwandten in Holstein von den schrecklichen Leiden, denen die holsteinischen Kriegsgefangenen auf dem Schiffe Dronning Marie, das ihnen als Gefängnis diente, von den Siegern unterworfen seien. Dann waren so viele Prediger in Schleswig und später auch in Holstein

ohne irgendwelches disziplinarische oder richterliche Verfahren vom Amte gesetzt und aus ihrem Volk und Vaterlande vertrieben worden, nur weil sie Deutsche waren und Deutsche bleiben wollten. Mehrfach wurde erzählt, daß die Dänen in ihren gemischten Gemeinden ihnen bei Nacht ein Paar Holzschuhe vor die Tür zu setzen pflegten, um ihnen anzudeuten, daß, wenn sie nicht freiwillig gingen, man sie mit Gewalt vertreiben würde. Der deutsche Teil der Gemeinden war demgegenüber völlig entmutigt und machtlos. Diese vertriebenen schleswig-holsteinischen Pastoren waren nun über das ganze protestantische Deutschland zerstreut und trugen überallhin den tatsächlichen Beweis von dem Unrecht, das ihnen geschehen war. Mehrere ausgezeichnete Männer, darunter den Senior D. Rehoff in Hamburg, hatte ich persönlich in ihrer Predigt und Amtsführung genug kennen gelernt, um mich überzeugt zu halten, sie waren keine Rebellen, keine Revolutionäre und waren es auch nie gewesen. Sie machten nicht viel Aufhebens von ihren schmerzlichen Erlebnissen und gingen in stiller, christlicher Mannhaftigkeit ihren Weg weiter, öfter unter schweren Entbehrungen. Das dänische Regiment über die Herzogtümer, wie es nach dem Londoner Protokoll durchgeführt wurde, erklärten sie für einen Rechtsbruch und für Tyrannei. Wenn im dänischen Parlamente ein fanatischer Parteigänger ausgerufen hatte, man müsse den Schleswig-Holsteinern die Worte „Dansk Eiendom“ auf die Schulter einbrennen, so hatten derartige Ausbrüche naturgemäß in diesen Kreisen böses Blut gemacht und manchen harten Protest geweckt. So erzählte man sich in Hamburg, daß, als einem vertriebenen Schleswiger entgegengehalten wurde, es gebe doch auch nette Dänen, er ganz entrüstet herausgeschlagen habe in seiner schleswigschen Aussprache: „Haben Sie schon einen gesehen?“ Unter diesen persönlichen Erinnerungen ging mir besonders nahe, daß D. M. Baumgarten in der stürmischen Zeit in Schleswig vielen als christlicher Prediger und Seelsorger in großer Treue und Hingebung zur Seite gestanden hatte und von vielen in dankbarer Erinnerung geehrt wurde. Seine „Darstellung des Entwickelungsganges der Kirche von Jerusalem nach Rom“ auf Grund der Apostelgeschichte war mir Weihnachten 1862 von Freunden in der Verbindung ge-

ſchenkt worden und hatte mir außerordentlich viel gegeben, ſo daß ich als Theologe durch ihn zu beſonderem Intereſſe für den Gang der ſchleswig-holſteiniſchen Sache angeregt wurde. Zwei Jahre ſpäter hörte ich im Winterſemeſter in Kiel noch eine Reihe von Vorleſungen von ihm über Schleiermacher. Sein Lebensgang mit den in mehr als einer Hinſicht erſchütternden Vorgängen, die zum Teil ſchon damals eingetreten waren, erſchien und blieb mir vielfach ein unentwirrbares und ein ſehr trauriges Rätſel.

Aber auch abgeſehen von dieſen ſpeziellen Intereſſen für die Sache der Elbherzogtümer, die jetzt aktuell wurden, war meine Teilnahme für die öffentlichen Angelegenheiten in meiner engeren Heimat Hannover, in Deutſchland und jenſeits ſeiner Grenzen im ſtillen immer mehr gewachſen. — Um das Letzte zunächſt etwas zu beleuchten, ſo waren im Kreiſe der Seeleute und Kaufleute zu Hauſe und in Bremen oft bittere Klagen verlautet, daß Deutſchland im Auslande ſo gänzlich machtlos und verachtet daſtehe. Deutſche Tüchtigkeit und Energie hatte trotzdem die Flagge beſonders der beiden Hanſeſtädte an der Nordſee über alle Meere getragen und dem deutſchen Unternehmungsgeiſte viele Türen aufgetan; aber, wenn unter anderem Streitfälle in ſeemänniſchen und kaufmänniſchen Angelegenheiten vorkamen, ſo mußten die Deutſchen oft genug ſpüren, daß keine Weltmacht hinter ihnen ſtehe, und ihre Intereſſen vernichtet ſehen. Es war hart, zu merken, daß in ſolchen Fällen der Holländer ſelbſt und der Däne rückſichtsvoller behandelt wurden, als der Deutſche. In Bremen war dann ſeinerzeit erzählt worden, daß bei der erſten Weltausſtellung in London im Jahre 1851 deutſche Beſucher zunächſt vergebens nach der Abteilung ſich umgeſehen hätten, in der ſie die Erzeugniſſe der heimatlichen Induſtrie uſw. finden könnten. Alle anderen Völker, auch kleinere und kleinſte, hatten ihre Namen groß und deutlich über ihre Ausſtellungen geſchrieben. Deutſchland fand ſich nirgends. Man machte dieſe Beſucher dann darauf aufmerkſam, daß eine Abteilung die Überſchrift „Der Zollverein“ trug, und dieſe Abteilung enthalte die deutſche Ausſtellung. Etwas Unwürdigeres und Erniedrigenderes hatten dieſe Beſucher ſich kaum vorſtellen können, als daß auf dieſer erſten Vereinigung der Induſtrie aller Kulturvölker ſelbſt der

Name Deutſchland verſchwunden war. Derartige Eindrücke waren mir oft gekommen und hatten Wurzel bei mir geſchlagen. — Auf der Fußreiſe durch Tirol nach Oberitalien waren meine Freunde und ich dann unwillkürlich in manche engere Berührungen mit den Bewegungen und Kriegen eingeführt worden, die der öſterreichiſche Kaiſerſtaat in den letzten Jahren durchgemacht hatte. Bei einem Marſch über die Ötztaler Ferner war ein früherer Kaiſerjäger unſer Führer geweſen, der bei Magenta mitgefochten hatte und uns viel davon erzählte. Seinerzeit hatten mehrere unter uns es ſchwer empfunden, daß das übrige Deutſchland Öſterreich nicht zur Seite trat in ſeinem Kampfe wider Italien und Frankreich. — Darnach kam dann aber in Südtirol und Oberitalien das ſchwere Problem des Nationalitätsprinzips uns zum erſten Male handgreiflich nahe. Vor allem in Venedig mußten wir immer wieder wahrnehmen, daß die Italiener ſich grundſätzlich aufs ſtrengſte von den Öſterreichern getrennt hielten. Am Abend auf dem Markusplatze konnte man mit einem Lineal Striche zwiſchen beiden ziehen. Auf italieniſcher Seite lag dann offenbar ein unverſöhnlicher Haß gegen die Fremdherrſchaft vor, obwohl nach allem, was wir wahrnehmen konnten, die öſterreichiſchen Beamten und Offiziere ſich in hohem Maße rückſichtsvoll und zuvorkommend verhielten, wenn ſie auch andererſeits nicht im geringſten ſich etwas vergaben. Wir mußten uns fragen, wie wir ſelber gegen eine Fremdherrſchaft geſinnt ſein würden! So nahe hier die Antwort lag, ſo trat uns doch das Problem der Durchführung einer vollkommen berechtigten und ſittlich notwendigen patriotiſchen Geſinnung als ein ſehr ſchwieriges nahe. Im übrigen trafen wir unter den Beamten und Offizieren vorwiegend Deutſche und wurden wiederholt als deutſche Landsleute von ihnen mit patriotiſcher Wärme begrüßt und aufgenommen. Öſterreich war uns ein integrierender Teil unſeres Vaterlandes. — Aus den Verdener Kreiſen und anderen dienten manche Hannoveraner als Offiziere im öſterreichiſchen Heere. So waren auch hierdurch nicht wenige lebendige Brücken für Beziehungen zu Öſterreich gebaut. Was indeſſen über die bürgerliche und militäriſche Organiſation und Verwaltung in Öſterreich verlautete, fand, ſoweit mein Blick reichte, nirgends

wirkliche Anerkennung oder gar freudige Zustimmung. Sachkundige Männer verwiesen wohl auf die enormen Schwierigkeiten, die der dortigen Regierung aus der Verschiedenheit der Rassen, Sprachen, Religionen, Konfessionen, Bildungsstufen usw. im Kaiserstaate erwüchsen. Aber, wenn man dies auch anerkannte, so waren die tatsächlichen Mißstände, die dort vorlagen, doch so groß, daß es uns unnatürlich und unmöglich vorkam, Hannover in einer engeren Beziehung zu Österreich zu denken. Von anderen äußeren Hemmungen abgesehen, schien das religiöse, sittliche, kulturelle Niveau dort uns von dem in unserer Heimat zu sehr verschieden zu sein. Aus den politischen Kreisen indes, die am Hofe in der Residenz besser orientiert waren, und auch aus einigen Zeitungen mehr gouvernementalen Charakters machten sich damals in wachsendem Maße energische Stimmen geltend, die anfingen, unter den teils angeblichen, teils wirklichen Bedrängnissen, die von Preußen ausgingen, das Heil Hannovers allein im engsten Anschluß an Österreich zu finden. Sehr lebhaft steht mir noch in meiner Erinnerung, daß ich diesen Gedanken und Plänen keinerlei Geschmack abgewinnen konnte. Im Ganzen herrschte eine drückende Atmosphäre auf diesem Gebiete. — Zwei Bewegungen zeichneten sich indessen deutlicher ab. Auf der einen Seite trat in offiziellen Kreisen eine starke Überschätzung der Macht Hannovers zutage. Als im Abgeordnetenhause dies einmal von nationalliberaler Seite aus patriotischen und politischen Motiven mit schlagenden Nachweisen und Gründen bestritten wurde, fiel vom Ministertische die Äußerung, man würde im Notfalle sich auch Bundesgenossen von der anderen Seite des Rheins rufen können. Ein unheilvolles Wort, das selbst unter uns Gymnasiasten scharfen Protest erweckte! Aber es fand von höchster Stelle keine Zurückweisung! Man erzählte sich, daß eher das Gegenteil zur Tatsache geworden sei. Wir hingen in Verehrung und Liebe an unserm König, konnten aber nicht fassen, daß er einer solchen Politik eventuell zustimmen werde. Bei einem Manöver in der Nähe von Verden hatte ich den König zum ersten Male gesehen. Er ritt oft zu den Manövern hinaus und war eine so imposante königliche Erscheinung, daß er auch in der Mitte seines glänzenden Gefolges sofort als der Herr

erkannt werden mußte. Aber wir ſahen auch, daß neben den Zügeln in ſeiner Hand ein Zügel ſeines Pferdes zu dem neben ihm reitenden Offizier hinüberging und daß ſein Pferd von dieſem gelenkt wurde. Sehr ſchmerzlich traf uns dadurch die Veranſchaulichung des ſchweren Gebrechens, an dem er litt. Konnte man ihn aus der Nähe beobachten, ſo mußte man ſogleich wahrnehmen, daß ſeinen Augen das Licht fehle. Eine eigentümliche Haltung des Kopfes ſchien bei ihm das Beſtreben anzudeuten, durch den Sinn des Gehörs das mangelnde Sehen zu erſetzen. Alle königliche Majeſtät in ſeiner Erſcheinung und alle Herrlichkeit in ſeiner Umgebung umflorte ſich für uns und ward dunkel durch dieſen Eindruck. Wäre es möglich geweſen, würden viele ihm wohl gern eins ihrer geſunden Augen gegeben haben. In unſerer Gefühlsbewegung lag es dann auch nahe, ſeines Vorfahren Georgs III. zu gedenken, der im Alter blind und taub und auch ſeiner geiſtigen Geſundheit beraubt war. In ſeinen Skizzen über die vier engliſchen Könige des Namens Georg hatte W. M. Thackeray*) ein Bild des Lebensabends Georgs III. gebracht, das man nicht wieder vergeſſen kann. Und noch weiter gingen die Gedanken zurück. Vor 500 Jahren war der Lützelburger, der blinde König Johann

*) Georg III. war am ſchwerſten getroffen worden durch den Tod ſeines geliebteſten Kindes, der Prinzeſſin Amelia. Thackeray erinnert bei ihm an Lear:

Vex not his ghost — oh! let him pass — he hates him,
That would upon the rack of this tough world
Stretch him out longer.

In ſeiner Blindheit ließ der König ſich oft aus Händels Samſon vorſpielen und ſpielte ſelber Lieder daraus auf der Harfe. Als ſein Zuſtand ſich verſchlimmerte: All light, all sound of human voices, all reason, all the pleasures of this world of God were taken from him. Some slight lucid moments he had; in one of which, the queen, desiring to see him, entered the room and found him singing a hymn and accompanying himself at the harpsichord. When he had finished, he knelt down and prayed aloud for her, and then for his family, and then for the nation, concluding with a prayer for himself, that it might please God to avert this heavy calamity from him, but if not, to give him resignation to submit. He then burst into tears and his reason again fled (Thackeray, The four Georges. Tauchn. ed. vol. 580, pag. 104; Leipzig 1861).

von Böhmen, nachdem er vor Löwen eine Niederlage erlitten hatte, trotzdem seinem Freunde Philipp VI., Valois, zu Hilfe gezogen in seinem Kriege gegen die Engländer. Als man ihn wegen seiner Blindheit zurückhalten wollte, erwiderte er: „Haltet*) ihr mich für so blind, daß ich den so oft betretenen Weg nach Frankreich nicht wiederfinden könnte, und für so undankbar, daß ich einen König, der mein Freund und Bundesgenosse ist, in seiner Not verlassen sollte!“ Er fiel als Held in der Schlacht bei Crecy am 26. August 1346. Und von dem Schilde dieses blinden Königs war dann ja durch die Bindeglieder der Plantagenets, Tudors, Stuarts den Welfen auf dem englischen Throne ihr Wappenspruch: „Ich dien“ entstammt, der in unserm König wieder einen Blinden zum Träger fand. Aber unvergleichlich mehr, als diese Reminiszenzen bewegte uns die Tatsache, daß, angesichts des Königs in seiner Majestät und Herrlichkeit, das Gefühl des Mitleides mit ihm alles andere überwog und in den Hintergrund drängte. — Aus seinem Verhalten im Katechismussturm teilte ich bereits mit, was damals bekannt wurde und zum Teil auch durch die Zeitungen ging. In pastoralen Kreisen war man der Ansicht, der König habe nicht nachgeben wollen, und seine Minister seien darin ganz auf seiner Seite gewesen. Die Mitglieder des Konsistoriums dagegen hätten ihm die Sachlage so düster vorgestellt und so starkes Gewicht darauf gelegt, die Gabe des neuen Katechismus dürfe dem Volke nicht aufgezwungen werden, daß der König zuletzt in die Zurückziehung der bezüglichen Verordnung einwilligte. An der Aufrichtigkeit und dem Ernst seiner Stellung als lutherischer Christ zweifelte hier niemand. Wohl aber hörte ich zuweilen schwere Sorgen zu Worte kommen, ob der König recht beraten sei. Neben der auffallenden und überstarken Betonung seiner Machtstellung, die auf manchen seiner treuesten Untertanen sehr schwer lastete, liefen dann auch mehrere Erzählungen durchs Land, daß der König in bestimmten Dingen überhaupt keinen Rat annähme. Von glaubwürdiger Seite wurde unter anderem referiert, daß der König einmal einem der Hofprediger betont habe, er fasse keinen

*) Vergl. B. Röse, Johann von Böhmen, bei Ersch u. Gruber, Allg. Encykl., II. Sekt., 20. Teil, p. 183.

wichtigen Entſchluß, ohne vorher gebetet zu haben, ſei dann aber auch vollkommen klar und feſt in dem, was er zu tun habe. Der Hofprediger ſprach in aller Ehrerbietung ſeine Freude darüber aus, daß der König im Gebet Gottes Angeſicht und Hilfe ſuche, fühlte ſich dann aber verpflichtet, den König zu bitten, er möge die Entſchlüſſe, die er nach ſeinem Gebet faſſe, nicht als von Gott ihm eingegeben anſehen. Dies habe der König ungnädig aufgenommen und weiterhin nie wieder mit dieſem Hofprediger ein derartiges Geſpräch geführt! Solche und ähnliche Berichte und Gerüchte, deren Wahrheit niemand konſtatieren konnte, riefen tatſächlich viel Beunruhigung in den Gemütern hervor und bewirkten in jenen Jahren, daß in der Tat eine ſchwüle Luft im Lande herrſchte, wie vor einem nahen Gewitter. Dabei wurde, ſoweit ich wahrnahm, überall die ausgezeichnete Verwaltung im Lande auf allen äußeren Gebieten rückhaltlos anerkannt und im beſonderen gerühmt, daß Hannover ſich eines ſo vorzüglichen Beamtenſtandes in der Verwaltung und Juſtiz erfreute, wie dies kaum in einem andern deutſchen Staate der Fall ſein mochte. Auch befanden ſich die Finanzen in vorzüglicher Lage. Ein Wort des Kurators der Univerſität Göttingen, des Geh. Rats v. Warnſtedt, wurde oft zitiert, in dem er öffentlich erklärt hatte, er habe in ſeinem Leben im Dienſte mehrerer deutſcher und auch ausländiſcher Staaten geſtanden und nirgends eine ſo gute Verwaltung gefunden, wie in Hannover. — Neben dieſen verſchiedenartigen Stimmungen, die mir in konſervativen und kirchlichen Kreiſen begegneten und mich beeinflußten, ging indeſſen auch noch eine andere Bewegung durchs Land. Sie fand ihren Ausdruck je und dann auch wohl in den Zeitungen, weit mehr indeſſen in den Worten, die von Mund zu Mund gingen. Was am Hofe vorging und mit dem Hofe zuſammenhing, wurde gern beſpöttelt. Wenn der König unter anderem einem Naturarzte beſonderes Vertrauen ſchenkte und Kuren bei ihm durchmachte, oder wenn er ſonſt irgend etwas in ſeinen perſönlichen Angelegenheiten oder in geſellſchaftlichen Sachen durchführte, das irgendwie der Kritik offen ſtehen mochte, ſo fand dies ſicherlich bittere und verächtliche Beſprechung in weiten Kreiſen. Am meiſten fiel mir dies auf in der

bremiſchen Gegend, in der ich ja auch am beſten bekannt war. Bremen gegenüber war Hannover in der Tat eine große Macht, und Bremen hatte dies oft, ja andauernd fühlen müſſen. Allerdings war die Hanſeſtadt zuletzt doch immer imſtande geweſen, ihre Wünſche in kommerzieller Hinſicht, ſoweit ſie von der Genehmigung Hannovers abhingen, im weſentlichen durchzuführen. Aber, wenn ein anfängliches Entgegenkommen Hannovers Bremen zu Dank verpflichtet haben würde, konnten die mancherlei Schwierigkeiten, die Hannover der Erfüllung berechtigter bremiſcher Wünſche in den Weg legte, in der Stadt und Bürgerſchaft nur ſehr unangenehme Erinnerungen hinterlaſſen, die auch nicht verſchwanden, wenn man ſich zuletzt am Ziel ſeiner Wünſche fand. Die bremiſche Preſſe war daher grundſätzlich der hannoverſchen Regierung abgeneigt, und da dieſe Blätter auch weithin in der Umgebung auf hannoverſchem Gebiete verbreitet waren, gehörte es dort faſt zum guten Ton, Hannover in ſeinen eigenen Angelegenheiten einer ebenſo grundloſen, wie maßloſen ſpöttiſchen Kritik zu unterziehen und den kleinen Gernegroß in Bauſch und Bogen zu verhöhnen.

In dieſe Zeit fiel nun die Nachricht von dem Tode Friedrichs VII. Bekannte aus Holſtein hatten wohl davon erzählt, daß er faſt leidenſchaftlich der Sammlung altnordiſcher Altertümer und ganz beſonders dem Aufgraben von „Hünengräbern“ ergeben geweſen ſei. Nun war er ſelbſt ins Grab geſunken, und wenn auch niemand ahnte, was der Tod dieſes einen Menſchen in der Folge an ſchweren Erſchütterungen und Kriegen nach ſich ziehen würde, ſo war doch auch in der Studentenſchaft der Eindruck bemerkbar, daß eine neue Ära im politiſchen Leben unſeres Vaterlandes heraufſteige. Mit Begeiſterung begrüßte man die erſten Schritte des Bundestages, um wenigſtens Holſtein dem deutſchen Volkskörper wieder anzuſchließen. Als darnach Preußen und Öſterreich zum Kriege mit Dänemark kamen und das erſte Blut gefloſſen war, ſchien auch Schleswig wiedergewonnen zu werden. Doch für wen wurden die Herzogtümer wiedergewonnen? Die ſchleswig-holſteiniſchen Studenten hofften durchweg, daß die Herzogtümer unter dem Herzog von Auguſtenburg als ſouveräner Staat dem deutſchen Bunde angegliedert werden würden. Ein

Bekannter aus Westfalen, mit dem ich abends aus dem Kolleg kam, als gerade die Nachricht von einem Siege der preußischen Truppen über die Dänen bekannt wurde, rief aber mit freudestrahlendem Gesichte: Wenn wir die Herzogtümer doch kriegten! Auf die Gegenbemerkung, daß Preußen keinerlei Rechtsansprüche auf die Elbherzogtümer hätte und diese rechtmäßig doch dem Herzoge von Augustenburg zufallen müßten, erwiderte er: Nachdem einmal Blut geflossen sei, müßten die Gesetze schweigen; und er könne sich nicht dafür begeistern, die deutsche Kleinstaaterei noch weiter zu verstärken! Ähnliche Stimmen verlauteten mehrfach; und schleswig-holsteinische Studenten wurden bitterlich erregt und erklärten, sie seien keine bloße Sache, ihr engeres Vaterland ebensowenig, und niemand in den Herzogtümern käme es in den Sinn, nach dem Abtun des fremden dänischen Herrn einem fremden deutschen Herrn sich überweisen zu lassen. Sehr unerquickliche Besprechungen und Zusammenstöße waren die Folge. Noch kurze Zeit vorher hatten solche Fragen und politische Dinge überhaupt in unsern Kreisen kaum zu Debatten geführt. Jetzt traten mit einem Schlage die Grundanschauungen über Legitimität, über Kriegs- und Eroberungsrecht, über Volksabstimmung usw. in Widerstreit gegeneinander. Wir konnten in Frieden nicht damit fertig werden; und die Risse, die sie in unsern Kreisen im Kleinen verursachten, möchten wohl als Andeutungen gelten können, welche furchtbaren Erschütterungen und Spaltungen sie in der Folgezeit in den Familien und im Volke überall bei uns hervorrufen würden. —

Mein lieber älterer Freund, Repetent August Klostermann, unter dessen Leitung wir mehr in Augustin und Anselm eingeführt waren, hatte gefunden, daß ich in der letzten Zeit in Göttingen den Kopf etwas hängen ließ und mich wieder zu sehr in mich selber zurückzog. Er lud mich in seiner Güte daher ein, meinen Abschied von Göttingen in Hannover zu feiern und zwar als sein Gast. Meine eigene Kasse hätte mir solche Extravaganzen nicht mehr gestattet. Als ich alle meine ausstehenden Rechnungen, von denen mehrere mir ganz aus dem Sinn gekommen waren, die aber nun doch sehr pünktlich sich einfanden, richtig zu bezahlen hatte, war mir etwas schwül zu Sinne

geworden, und ich fürchtete, daß gar zu viele vergeſſene Schulden auftauchen würden. Zu meiner Freude war dies nicht der Fall. Ich konnte mit dem beruhigenden Gedanken abreiſen, keinen Pfennig Schulden zu hinterlaſſen. Freilich war mein Geldbeutel auch recht leicht geworden; aber ſoviel hatte ich ja noch, daß ich nach Hauſe kommen konnte. Unterwegs ſollte nun alſo in Hannover geraſtet und gefeiert werden. Kloſtermann überſchüttete mich mit allen möglichen Freundlichkeiten und Aufmerkſamkeiten, polemiſierte dazwiſchen mit ſiegreichem Humor gegen meine Weltflüchtigkeit und meinen Trübſinn, ſo daß ich ganz überwältigt wurde. An einem Abend waren wir dann noch im Theater; und obwohl ich ja das Bremer, Münchener und andere Theater kennen gelernt hatte, war ich doch erſtaunt über die vorzügliche Aufführung und über den Glanz, den ich vor mir ſah. Der Hof war zugegen, und die ganze Zuſchauermenge im Parkett und in den Logen blitzte von Orden und glänzenden Toiletten. Dort ſah ich den König und die Königin zum letzten Male! —

In Bremen ſollte das Vikariat am Dom vakant werden. Nachdem ich mein unmittelbar bevorſtehendes erſtes theologiſches Examen gemacht haben würde, wäre ich fähig geweſen, dies Amt zu übernehmen. Von bremiſchen Freunden wurde mir zugeraten, mich darum zu bewerben. Obwohl die Angelegenheit ſich erſt ſpäter abwickelte, möchte ich ihren Verlauf, der charakteriſtiſche Momente hatte, hier doch gleich erzählen. Meine Bewerbung, von einflußreichen Freunden ſehr energiſch unterſtützt, ſchien ſofort zum Ziele zu führen, zumal da ſonſt nur wenige Meldungen vorlagen und auch unter dieſen wenigen einige gleich als unmöglich bezeichnet wurden. Vor dem definitiven Abſchluß indeſſen war mir eine Reihe von Beſuchen bei den Bauherren am Dom u. a. als notwendig, im weſentlichen indeſſen nur als Formſache bezeichnet worden. Der erſte Beſuch führte mich zu dem Bauherrn Fr., dem Chef einer bedeutenden Weinhandlung. Er nahm mich ſehr freundlich auf und ſchien die Sache bereits als abgemacht anzuſehen. Plötzlich hielt er etwas inne und ſagte in fragendem Tone: „Ich ſetze voraus, daß Sie liberal ſind.“ Ich entgegnete: „Was verſtehen Sie unter liberal?“ Darauf fing er an zu lachen und meinte, das würde ich wohl ſelber wiſſen. Immerhin war

er dabei etwas befangen; und es möchte ihm wohl Schwierigkeiten gemacht haben, den Inhalt des Liberalismus, wie er ihn meinte, mir genauer darzulegen. So sagte ich ihm denn, daß ich orthodox gesinnt wäre und dies immer mehr zu werden hoffe. „Dann werden Sie allerdings kaum Erfolg mit Ihrer Bewerbung haben," war seine Entgegnung; und wir trennten uns. Nach wenigen Tagen fand die Wahl statt, und ich wurde nicht gewählt. Wiederum nach kurzer Zeit traf ich mit dem Bauherrn Fr. in einer Gesellschaft zusammen. Er erkannte mich auch sofort wieder, schien sich zu wundern, mich dort zu finden, und setzte mir dann auseinander, wenn er mir einen guten Rat geben dürfe, so möchte ich in Zukunft doch nicht so schroff auftreten, wie ihm gegenüber. Ich sei noch so jung und es würde meiner Karriere sehr hinderlich sein, zumal in Bremen, wenn ich schon jetzt glaube, meinen orthodoxen Standpunkt vertreten zu müssen. Es liege ja auf der Hand, daß ich mich noch ändern könne. Im kaufmännischen Leben, in dem er alt geworden und vorwärts gekommen sei, gelte jedenfalls, daß, wenn ein Geschäft zustande kommen solle, Verkäufer und Käufer in der Regel etwas von ihren Ansprüchen aufgeben müßten. Schließlich könne das Geschäft dann doch für beide Teile immer noch ein gewinnbringendes sein. Ehe ich ihm noch viel hatte erwidern können, wurden wir voneinander getrennt. Er war sehr freundlich gegen mich gewesen; und am folgenden Tage erhielt ich von ihm einen Brief, in dem er mir eine außergewöhnlich angenehme, in jeder Beziehung sehr vorteilhafte Stelle als Lehrer anbot, über die er verfügen konnte. Eine Lehrerstelle indessen hatte ich eventuell bereits angenommen; und so lehnte ich sein Anerbieten dankend ab. Zum zweiten Male mochte ich ihn nicht aufsuchen, obwohl es mir sehr unangenehm war, daß ich in jener Gesellschaft nicht genügend Zeit gefunden hatte, ihm meine Stellung zu der vorliegenden Sache wenigstens etwas genauer zu erklären. Allerdings war ich durch seine Frage, ob ich liberal sei, nicht angenehm berührt worden. Ich wußte ja, daß die überwiegende Mehrzahl der Prediger am Dom der negativen Richtung anhingen und hatte meine Bedenken gehabt, ob ich trotzdem mich um das Vikariat bewerben solle. Als nun aus jener Frage mir

klar wurde, daß die Männer, welche die kirchliche Versorgung der Gemeinde wesentlich in Händen hatten, grundsätzlich selbst für eine verhältnismäßig so unbedeutende Tätigkeit, wie die des Vikars, keine anderen, als negative Theologen zuließen, hatte mir dies wirklich einen Stich gegeben; und darauf war dann meine Antwort erfolgt. Für schroff konnte ich sie nicht halten, wenn ich auch vielleicht einen etwas anderen Ausdruck hätte wählen können. Ich erinnerte mich übrigens auch noch ganz wohl, daß es mir wie ein Blitz durch den Sinn schoß, unter keinen Umständen dürfe ich den Bauherrn in Ungewißheit über meine christliche und kirchliche Stellung lassen und am allerwenigsten ihm den Eindruck machen, als ließe ich in diesen Dingen mit mir handeln. Im großen und ganzen dankte ich Gott, daß die Sache so abgelaufen war; und ich hatte auch eine Herzensfreude daran, daß mein zukünftiger Dienst am Evangelium mir noch nie unter dem Gesichtspunkt einer „Karriere" entgegengetreten war und ebensowenig in dem Lichte eines kaufmännischen Geschäfts, bei dem man, um zum Abschluß zu gelangen, allerdings in der Regel die Wege des Kompromisses wird zu gehen haben. Sonst war mir sehr viel im Leben des Kaufmanns von großem Interesse und hohem Wert in sich selber und auch in seiner Gleichnisbeziehung für Christen und für Diener der Kirche. Im besonderen hat das Gleichnis vom Kaufmann, der gute Perlen suchte (Matth. 13, 45—46), für mich immer eine besondere Bedeutung gehabt. Nach meinen früheren Bemerkungen über Keim*) möchte ich hier doch einen Zusammenhang aus seinem „Jesus von Nazara" wiedergeben, in dem er dies Gleichnis und das vorangehende vom Schatz im Acker in selten ansprechenden und lieblichen Zügen charakterisiert. Er geht dabei aus von dem Gedanken, daß das Himmelreich in der Welt gefunden werde, sowohl von Leuten, die es nicht gesucht, als von solchen, die es gesucht haben, und fährt fort: „Die Mehrzahl kommt zum Himmelreich, wie zu einem glücklichen Fund. Zwar ist es verborgen in der Welt, wie der Schatz im Acker. Es macht keinen Lärm und Effekt im Stil des sinnlichen Messiasreichs, weil es kein Reich des Prunkes, auch nicht der

*) Vergl. Seite 107 d. B. u. Keim, Jesus von Nazara, II, 451.

Wunder, ſondern des Wortes iſt; aber doch kommt es dem Menſchen entgegen; und mühelos, ein Überraſchter, nimmt er, was ihm, ſobald er nur offenes Auge hat, ſofort als Schatz vom höchſten Werte entgegenſchimmert. Einige aber haben geſucht, wie die Kaufleute auf den Märkten, nach edlem, reinem, glänzendem Perlenſchmuck. Es ſind die Hungernden und Dürſtenden nach dem Reiche Gottes, nach der Gerechtigkeit, welche, wie die Propheten und Gerechten des Alten Bundes, ungeſättigt durch allen Schmuck des Weltmarkts in ſinnlichen oder geiſtigen Gütern mit Sehnſucht ausſchauten nach dem Troſt und Stolz ihrer Seelen und der Reinigung ihrer Gewiſſen. Dann aber iſt's ein Weg für die Findenden, die nicht geſucht haben, wie für die Findenden, welche ſuchten. Beiden geht die Ahnung auf von dem unendlichen Werte des Gutes, das ihnen vor Augen liegt. Der nicht Suchende und dabei doch Findende verbirgt das Verborgene, das er von ungefähr herausgeſchaufelt hat. Er kann es nicht leichtſinnig preisgeben, daß andere es ihm wegnehmen, während er es offen liegen läßt. Und er kann es nicht forttragen, bis er ein Recht darauf gewonnen hat. Der, welcher ſuchte und nun findet, kann nicht weiter eilen, um anderes oder um mehr zu ſuchen. Er kann nur eilen, um das Kaufgeld zu holen für den Händler, in deſſen feſten Händen die Perle liegt. So eilen ſie beide, der eine, um den Händler mit der Perle, der andere, um den Herrn des Ackers für den Acker mit dem Schatze zu bezahlen, und beide finden keine Summe zu hoch; ſie werfen ihr ganzes Vermögen hin. Das Anrecht ans Himmelreich und ſeine Genoſſenſchaft will mit der Hingabe aller Dinge, mit dem geiſtigen Verzicht auf alles Irdiſche, auf Haus und Hof, auf Vater und Mutter, auf die eigene Perſon zu gunſten des Reichsherrn gewonnen und errungen ſein."

Für die, welche das Himmelreich finden, ohne es geſucht zu haben, war mir ein eigentümlicher Beleg bekannt geworden und zwar aus der eigenen Erzählung deſſen, den es anging. Der Bootsmann, um den es ſich handelt, war auf der Reiſe nach Amerika bei einer Arbeit oben im Maſt beſchäftigt geweſen, als das Tau nachgab, an dem er ſich halten wollte, und er hinabſtürzte. Sein Fall war unterwegs zweimal aufgehalten

und abgeſchwächt worden durch Taue, die ſchräg liefen. Einmal hatte er auch ſogar ein Tau ergreifen und für kurze Zeit ſich daran hinabgleiten laſſen können. Zuletzt war er aber doch wieder geſtürzt und zwar auf einen hohen Haufen von Säcken, der an Deck lag, und dort beſinnungslos liegen geblieben. Als er nach einer Weile wieder zu ſich kam, ſah er die anderen Leute und den Kapitän im Kreiſe herumſtehen. Man hatte ihn für tot gehalten. Er konnte ſich indes aufrichten, konnte auch hin und her gehen, und nachdem er ein Glas Wein getrunken hatte, meinte er, es ſei nun wohl Zeit, wieder an ſeine Arbeit oben im Maſt zurückzukehren. Der Kapitän ſagte ihm indes, er ſolle ſich ſofort in die Koje legen. „Das tat ich denn auch und bin gleich eingeſchlafen. Als ich am anderen Morgen ſpät wieder aufwachte, wußte ich erſt nicht, was mir paſſiert war, beſann mich aber bald und befühlte und ſtreckte Arme und Beine, ob ich auch etwas gebrochen habe. Alles war geſund. Nur in einer Hand war die Haut aufgeriſſen, als ich mich an dem Tau heruntergleiten ließ. Das war aber eine Kleinigkeit. So dachte ich denn: Dit Maal is't noch good afgaahn! Weiter dachte ich nichts. Da ſehe ich aus meiner Koje den Segelmacher vor ſeiner Koje ſitzen und im Neuen Teſtament leſen. Es war ein Sonntagmorgen. Und auf dem Geſicht des Segelmachers ſehe ich, daß der Mann große Freude an dem haben mußte, was er da vor ſich hatte. Da mußte ich denken: De Mann hett enen Gott, und ick heff keenen! Nun fiel mir auch ein, daß ich noch mit keinem Gedanken Gott gedankt hatte, daß er mich wunderbar vor einem böſen ſchnellen Tode bewahrte. Un do mußt ick weenen!“ Er war als Seemann ſehr tüchtig, dabei von großer Schlagkraft der Fauſt und des Witzes. So erfreute er ſich einer großen Popularität. Bis dahin war er ohne alle Gottesfurcht, ohne Glauben und Gebet durchs Leben gegangen, in ſeiner Weiſe ein äußerlich gerechter Mann, der aber in Trinken und Spielen und unnützen Reden auch ſeinesgleichen ſuchte. Als es nun anders mit ihm geworden war und er den „Schatz“ gefunden hatte, mußte auch er verkaufen alles, was er hatte. Früher war es ihm über alles gegangen, wenn er luſtig und guter Dinge als König im Kreiſe ſeiner Kameraden an Bord und an Land

im Wirtshause gegolten hatte. Keine Ausgabe war ihm dafür zu groß gewesen, während seine alten Eltern zu Hause darben mußten. Jetzt hatte sein Leichtsinn, seine Eitelkeit, sein Genußleben und seine Verschwendung ein Ende. Aber es war ihm nichts zu kostbar, daß er es für den „Schatz" nicht gern dahingegeben hätte und stets von neuem dahingab. Am tiefsten berührte mich in seiner Erzählung, daß er zunächst nicht durch die Bewahrung vor dem Tode, sondern erst durch den Freudenausdruck auf dem Gesicht eines gläubigen Christen zur Einkehr geführt war und dann in der Tat als ein nicht Suchender den Schatz im Acker gefunden hatte. —

Seltsame Vorstellungen bedrängten mich indessen dabei. Der Herr hat in diesem Gleichnisse doch nicht etwa sagen wollen: Du brauchst das Himmelreich nicht zu suchen; es wird schon eine Stunde kommen, daß du es, ohne gesucht zu haben, doch findest! Der Herr hat offenbar hier nur eine Tatsache konstatiert und an dieser Stelle im Gleichnis keine Vorschrift gegeben. Es wäre auch Wahnsinn, wenn man darauf warten wollte, in irgend einer Weise oben aus dem Mast, unten auf einen Haufen Säcke zu fallen und mit dem Leben davon zu kommen, um dann dem Himmelreich sich nicht mehr zu verschließen! Schon damals war mir hier und da eine Auslegung der Gleichnisse zu meinem Verdruß bekannt geworden, die auf die Dinge im Gleichnis besonderes Gewicht legte, welche gerade keine Bedeutung für die Geschichte der Seelen im Himmelreich hatten und nur zu dem irdischen und leiblichen Vorgange gehörten, aus dem eine bestimmte Gabe für das Himmelreich veranschaulicht werden sollte. Wenn die Apostel die Wiederkunft Christi mit dem Kommen des Diebes vergleichen (1. Thessal. 5, 2; 2. Petri 3, 10), so wollen sie doch nicht sagen, daß er komme, um wie ein Dieb zu stehlen, sondern nur, daß er, wie ein Dieb, plötzlich, unerwartet, überraschend, bestürzend kommen wird. Das Gleichnis, die Bildrede, der Vergleich sind zu würdigen ausschließlich aus dem, was sie im Himmelreich veranschaulichen sollen, nicht aber nach dem irdischen Vorgange, den sie in ihren Dienst nehmen, um diesen Zweck zu erreichen. Dabei wies doch schon Augustin zur Ermöglichung einer richtigen Er-

kenntnis der Sachlage darauf hin, daß die einzelnen Beſtandteile des irdiſchen Vorganges im Gleichnis eben auf ihrem Gebiete notwendige Faktoren ſind, um dieſen Vorgang zu konſtituieren und ihm ſeine beabſichtigte Spitze zu geben. „Das Schwert wird nur zuſtande kommen, wenn zu ſeiner Schneide ein Handgriff gefügt wird; aber es ſchneidet nicht mit dem Handgriff, ſondern mit ſeiner Schneide. Der Pflug*) tut ſein Werk mit der Schar, aber um dies tun zu können, muß er noch eine ganze Anzahl von Beſtandteilen außer der Pflugſchar haben." Dieſe Erinnerungen waren in mir irgendwie vorhanden und bekämpften die etwa aufſteigenden Neigungen, das bibliſche Gleichnis und dieſe bibliſchen Gleichniſſe aus Geſichtspunkten zu beurteilen, die in Wirklichkeit unzuläſſig ſind. Homer verglich dann ja auch den Ajas, der aufs tapferſte ſich wehrend, langſam vor der anſtürmenden Übermacht der Troer zu den helleniſchen Schiffen zurückweicht, mit dem Eſel, der, ſchwerbelaſtet, unter den Schlägen des Treibers doch keine ſchnellere Gangart annimmt, ſondern langſam, langſam ſeinen Weg zur Mühle fortſetzt. Wollte Homer damit den Ajas einem geprügelten Eſel vergleichen? Faſt unglaublich wollte es mir vorkommen, wenn ich damals und in der Folgezeit immer

*) August. De Civ. Dei, XVI, 2: Non sane omnia, quae gesta narrantur, aliquid etiam significare putanda sunt, sed propter illa, quae aliquid significant, etiam illa, quae nihil significant, attexuntur. Solo enim vomere terra proscinditur, sed ut hoc fieri possit, etiam cetera aratri membra sunt necessaria. Et soli nervi in citharis atque hujusmoti vasis musicis aptantur ad cantum, sed ut aptari possint, insunt et cetera in compaginibus organorum, quae non percutiuntur a canentibus, sed ea quae percussa resonant his connectuntur. Ita in prophetica historia dicuntur et aliqua, quae nihil significant, sed quibus adhaereant, quae significant, et quodam modo religentur. — Vergl. Salmeron: Certum est gladium non omni ex parte scindere, sed una tantum. Nec enim per manubrium secat, neque per partem obtusam oppositam aciei, neque per cuspidem, sed tantum per aciem secat. Et tamen nemo sanae mentis dixerit, aut manubrium aut cuspidem etc. necessaria non esse ad scindendum . . . Ita in parabolis multa afferuntur quae etsi per se ipsa sensum spiritalem non efficiant, conducunt tamen, ut parabola per illam partem scindat et secet, ad quod praestandum ab auctore proposita fuerat. (Bei Trench a. a. O. p. 32, Anm. 2.) — Von älteren Arbeiten vergl. beſonders Salom. Glassius, Philol. Sacra, ad voc. Parabola.

wieder und zwar bei sehr gelehrten Männern ähnliche Tendenzen unumwunden hervortreten und verteidigt fand, die ich bei mir selber als Kinderkrankheiten erkannt und völlig überwunden hatte. Unter anderem wurde in einem großen und sehr gelehrten Werke über die Gleichnisse, das in einem bestimmten Sinne an der Spitze ihrer bisherigen wissenschaftlichen Erforschung steht, zu dem Gleichnis vom Schatz im Acker und von der kostbaren Perle bemerkt, sie seien ein schönes Gleichnispaar, aber in dem irdischen Vorgange, der darin erzählt werde, doch nicht makelfrei. Denn „der Kaufmann stand, wie Sirach 26, 28 lehrt, unter Israels Frommen nicht eben im besten Ruf; auch hier scheint er den Verkäufer, wenn schon nicht in grober Form, zu übervorteilen; und das Verfahren des Ackerkäufers ist nach den Begriffen der heutigen Moral keineswegs zu billigen, wenn auch die Alten und zwar Juden und Heiden darüber im Unklaren waren." Hier wird unleugbar zunächst angedeutet, daß Christus, als Jude, im Unterschied von den Begriffen der heutigen Moral doch im Unklaren über Mein und Dein, und so in der Lage gewesen sei, einen Vorgang unbefangen zu einem Gleichnisse zu gebrauchen, der uns sittlich wohl begründete Bedenken wecken muß. Sirach steht an der angeführten Stelle eigentlich doch wohl schon höher, als Jesus! Aber, wenn man nun diese Gedanken einmal fortsetzen wollte! Stehen nicht Könige, Väter, Hausherren, Hirten usw. usw. bei Israels Frommen ebenfalls nicht gerade im besten Ruf? Und zwar würde dafür nicht nur eine Stelle aus den Apokryphen, sondern eine Menge von Stellen aus den kanonischen Schriften angeführt werden können. Wie gefährlich ist es dann, wie mißverständlich, wenn Jesus z. B. Hirten, Hausherren, Weinbergsbesitzer, Väter, Könige usw. in seinen Gleichnissen verwendet! Würde dies nicht auch so erklärt werden müssen, daß Jesus von den Gefahren und Versuchungen, die an diese Berufstätigkeiten sich knüpfen, ebensowenig geahnt hat, wie von den Versuchungen, die dem Kaufmann nahe treten? Von dem allen indessen abgesehen, so sind die Gleichnisse vom Schatz im Acker und von der kostbaren Perle dann in der Tat auch noch aus einem anderen Gesichtspunkte angesehen nicht „makelfrei". Wird hier nicht unleugbar die Tatsache dargestellt,

daß das Himmelreich erkauft werden muß? Das Himmelreich hat hier zweifellos einen Wert, der nach dem Münzfuß von Mark und Pfennigen im Dezimalmaß zu bestimmen wäre! Die beiden Gleichnisse tragen demnach einen solchen „Makel“ an sich, daß man nicht mehr begreift, wie sie als „schönes Parabelpaar“ bezeichnet und sonst sehr hoch gerühmt werden können. —

Aus derartigen Störungen, die mir schon damals aus der prinzipiell „voraussetzungslosen“ kritischen Behandlung der Gleichnisse kamen und mir den Spruch „Je gelehrter, desto verkehrter“ recht peinlich illustrierten, griff ich gern zu der nächstliegenden und einfachsten Auffassung dieser Gleichnisse zurück und fand, wie schon bemerkt, bei meinen vielen Fragen nach dem Ursprung des christlichen Lebens in einer Menschenseele, hier klar eben die Tatsache konstatiert, daß unter anderem jemand das Himmelreich findet, ohne es gesucht zu haben, während ein anderer es findet, nachdem er es suchte. Ja, es kam mir auch so vor, als ob beide Tatsachen in einem und demselben Personleben abwechselnd sich verwirklichen können. Wieviel war in meiner Studentenzeit an christlichen und theologischen Gaben mir plötzlich und überraschend nahe getreten und kund geworden, ohne daß ich es suchte, während anderes erst dann mir bekannt und mein eigen wurde, nachdem ich lange darnach gesucht hatte! In beiden Fällen indessen stand fest, daß alles Eigene gegenüber dem Göttlichen für Schaden zu achten war, und zwar Freude in Wort und Tat begleitete dies Fürschadenachten. Nun war mir während meiner Studentenzeit von Anfang an, im ganzen Verlauf und jetzt wieder in dem Erlebnis in Bremen an ihrem Schlusse jenes Verkaufen und Fürschadenhalten in einzelnen unterschiedenen Vorgängen und auch andauernd als notwendig bewußt geworden. Viel hätte ich darum gegeben, wenn ich beim Rückblick auf meine nun abgeschlossene Studentenzeit auch von mir hätte sagen dürfen, daß ich jene Opfer immer mit Freuden gebracht habe! —

Sechſtes Kapitel.

Nachleſe und Schluß.

Ehe ich indeſſen den Schluß machen kann, muß ich noch eine Nachleſe halten. Dieſe Notwendigkeit iſt mir beim Aufzeichnen der vorſtehenden Erinnerungen ſchon recht oft entgegengetreten. Wollte ich die Zeitfolge in meinem Lebensgange wirklich innehalten, ſo waren die einzelnen Vorgänge zu erzählen, wann ſie ſtattfanden. Bei mehr äußerlichen und als Einzelheiten zu charakteriſierenden Dingen war dies möglich. Wenn es ſich dagegen um Momente handelte, die irgendwie zugleich als Prinzipien auftraten und den Lebensgang andauernd beſtimmten, wurde es ſchwer, ſie in ihrem einmaligen oder mehrmaligen Vorkommen zu erwähnen, ohne beſtändig Wiederholungen zu bringen oder abgeriſſene Fäden ſtets von neuem wieder anzuknüpfen. Die Darſtellung drohte mir unter den Händen an manchen Stellen zu einem Faden zu werden, der nahezu immer aus Knoten beſtand. Infolgedeſſen waren mehrere Dinge ganz auszuſcheiden, die mir zu guter Letzt doch als unwichtiger vorkamen. Andere allerdings waren zu tief mit meiner Entwickelung verflochten, um ſo behandelt werden zu können, und ich ſparte ſie auf, um ihnen in dieſer Nachleſe gerecht zu werden.

I.

Vor allem muß ich dabei meine Teilnahme für die Heidenmiſſion nennen. Sie war ſchon in meinen Knabenjahren im Elternhauſe ſo ſtark geweckt worden, daß ich ſeinerzeit mit dem

Gedanken, Theologie zu ſtudieren, ſofort den Wunſch verband, Miſſionar zu werden. Später iſt es mir unzählige Male begegnet, daß bekannte und befreundete Theologen und Paſtoren mir erzählten, ſie hätten in ihrer Kindheit auch denſelben Wunſch gehabt. Ich möchte auch nicht annehmen, daß nur das abenteuerliche Moment in der Miſſion derartige Wünſche weckt. Die chriſtlichen Bewegungen in einem Kindesgemüt, dem Berechnungen, Beſprechungen mit Fleiſch und Blut uſw. noch ferner liegen, können ſehr wahr und tief aus dem Evangelium erwachſen ſein, und wenn ſie ſofort zur Heidenmiſſion hinweiſen, ſo darf das auch als ein Fingerzeig angeſehen werden, wie wurzelhaft dieſe mit dem Evangelium verwachſen iſt, um bei gegebener Veranlaſſung, wie um die Mitte des letzten Jahrhunderts im Neuerwachen des Miſſionslebens vorlag, auch tatſächlich im Bewußtſein geweckt zu werden. Auch hat der alte Spruch ſeine Wahrheit: „Der Dorn, der dich nicht anfangs ſticht, der ſticht dich all dein Lebtag nicht!“

In Bremen hatte ich dann in Paſtor D. Rudolf Vietor einen Chriſten und Geiſtlichen vor Augen von einer ſo innigen und treuen Liebe zur Heidenmiſſion, wie mir bis dahin nicht vorgekommen war. Schon als Adjunktus in Blumenthal hatte er in der dortigen reformierten Gemeinde ein angeregtes Miſſionsleben geweckt, das für die benachbarten lutheriſchen Gemeinden vielfach vorbildlich wurde. Wenn man einmal hineinſehen konnte, welche Fülle von Arbeit ihm die Heidenmiſſion, die Redaktion des Miſſionsblatts, das Halten von Miſſionsſtunden, die Veranſtaltung und Leitung von Miſſionsfeſten, die Korreſpondenz in Miſſionsſachen uſw. verurſachten, ſo konnte man bedenklich werden, ob er dabei ſeinem Pfarramte genügend nachzukommen vermöge. Aber bei ihm erwies ſich offenbar die Miſſion wieder als ein Wurzelſproß des Evangeliums. Seine Kraft in Predigt, Katecheſe und Seelſorge wurde nicht zerſplittert und verringert, ſondern nur vermehrt und geſtärkt. Dabei war die Norddeutſche Miſſion Jahre und Jahrzehnte hindurch im höchſten Maße opfervoll und ausſichtslos. Hier galt es, im Gehorſam gegen das Wort des Herrn glauben, ausharren, ohne zu ſehen. Wenn wieder ſchwere Todesnachrichten von dem verſeuchten, fiebrigen Miſſionsgebiet in Weſtafrika im Miſſionsblatt abgedruckt werden

mußten, regten ſich in der Miſſionsgemeinde nicht ſelten Stimmen, es ſei Unrecht, die Miſſionare dorthin in den ſicheren Tod zu ſchicken, und auch Unrecht, die Gaben aus der Miſſionsgemeinde einem Zwecke zuzuwenden, der alles verſchlinge und doch keine wirklichen Erfolge zutage fördere. Vietor hatte dem gegenüber einen ſchweren Stand. Aber ſeine Liebe hielt aus und überwand alle dieſe Gegner. Er betonte, daß die Miſſionsgeſellſchaft niemanden zwinge, nach Weſtafrika zu gehen und verwies dann auch darauf, wenn Kaufleute, Naturforſcher, Entdecker ſich den größeſten Gefahren des Klimas ausſetzten, um dem Geſchäft und der Wiſſenſchaft zu dienen, ſo ſei es auch nicht Unrecht und keine Vermeſſenheit, wenn Diener Chriſti für ihren Herrn und ſein Evangelium an der Weſtküſte ihr Leben in die Schanze ſchlügen. Ebenſo machte er geltend, daß niemand gezwungen ſei, der Miſſion Gaben anzuvertrauen. Wer aber recht bete „Dein Reich komme“, werde auch ſchon getrieben werden, die Miſſion mit ſeinen Gaben zu unterſtützen. Auf dieſem letzten, dem finanziellen Gebiete herrſchte manchmal große Not. Das ſchlimme Wort Defizit hallte dann durch die ganze Miſſionsgemeinde und wurde mir als Knabe meines Wiſſens zuerſt in Verbindung mit der „Norddeutſchen Miſſion“ bekannt. Später lernte ich es auch noch in anderen Verbindungen kennen. Uns Knaben war es mitunter nicht leicht, wenn man uns dann andeutete, von unſerm nicht gerade großen Taſchen- oder Jahrmarktsgelde etwas für die Miſſion und im beſonderen zur Tilgung des Defizits zu opfern, das obendrein gar kein Ende zu nehmen ſchien. Bei alledem wog in uns das Gefühl vor, dies ſei eine heilſame Zucht für uns, und wir fügten uns dem entſprechend dieſen Winken, ohne weiter viel Aufhebens davon zu machen und ohne daß von anderer Seite viel darüber geſagt worden wäre. Dagegen konnten wir nicht ausſtehen, wenn einige Kameraden uns deswegen verſpotteten, und dies hatte mehrfach tätliche Auseinanderſetzungen mit ihnen zur Folge, die jedenfalls ein erhebliches Defizit an Geduld bei uns konſtatierten. — Im übrigen hätte es in einer reichen Handelsſtadt, wie Bremen, wohl nahe gelegen, durch ſonſtige Manipulationen der Miſſion neue Einnahmequellen zu öffnen. Die Bevölkerung ſtand in überwiegender Mehrzahl der

Miſſion teilnahmlos gegenüber und hatte für den chriſtlichen Heroismus, der ſich darin ausprägte, kein Organ. Wohl aber war man durchweg gutmütig und freigebig. Es würde leicht geweſen ſein, große Summen für die Miſſion flüſſig zu machen, falls man ſich entſchließen konnte, dem Weltſinne entgegenzukommen und Baſare und ſonſtige ähnliche Veranſtaltungen zu treffen, die den Leuten Vergnügen machten und deren Ertrag der Miſſion zugute gekommen wäre. Später erlebte ich einen ſolchen Baſar in einer großen mitteldeutſchen Stadt, der mit ſolchen Anziehungskräften ausgeſtattet war, daß man doch vorgezogen hatte, während ſeiner Dauer ein Gemälde zu verhüllen, aus dem der Herr unter dem Kreuze in den Saal des Evang. Vereins hineinſchaute. Aus meiner Jugendzeit iſt mir indeſſen auch nicht ein einziger Fall in Erinnerung, daß Vietor derartigen Beſtrebungen, die ſicherlich auch ihm nahetraten, irgendwie nachgegeben hätte. Er hielt den Schild der Miſſion rein. Ihm widerſtand es durchaus, etwas für den Dienſt Gottes zu nehmen, was nicht aus dem Vermögen Gottes ſtammte. Die Zeiten haben ſich darin ſehr zum Nachteil und Schlimmen geändert. Doch davon kann hier nicht weiter geſprochen werden. — Wie Rudolf Vietor ſein Leben in den Dienſt der Miſſion geſtellt hatte, ſo wünſchte er auch im Tode ihr noch zu helfen. Vor ſeinem Heimgange bat er darum, keine Kränze für ſeinen Sarg zu ſchicken, ſondern das Geld, das man dafür ausgegeben haben würde, der Miſſion zukommen zu laſſen. Das iſt geſchehen. Und Bremen hat wohl nicht viele Beerdigungen erlebt, bei denen der Sarg einer ſo großen Zahl ſeiner Bürger eine ſolche ſtille Predigt hielt von einer Chriſtenliebe zum Werke des Herrn, treu bis in den Tod und ſtärker, als der Tod. —

Rudolf Vietors Brüder, die Kaufherren Johann Karl und Friedrich Martin, waren ſeine Brüder und treueſten, opferfreudigſten Mitarbeiter auch in der Miſſion. Eine hohe Freude bereitete es ihnen, als ſie ein Schiff bauen laſſen und für die Fahrt nach der Weſtküſte Afrikas beſtimmen konnten, das zugleich den Intereſſen der Miſſion und beſonders zur Überfahrt der Miſſionare dienen ſollte. Ich durfte zu meiner großen Freude mit dem Schiff ablaufen, als es vom Stapel gelaſſen wurde,

und jener Tag gehörte zu den freudenreichſten meiner Knabenzeit. Das Schiff, ein kleiner Schuner, hatte den Namen Dahomey erhalten, um damit anzudeuten, wie Paſtor Mallet nachher beim Feſteſſen in ſeinem Toaſt auf die Firma ausſprach, daß, wie bremiſche Kaufleute einſt Chriſtentum und Kultur nach dem baltiſchen Oſten getragen und im heiligen Lande wunden und kranken Kreuzrittern Hoſpitäler erbaut und Pfleger geſandt hätten, ſo jetzt wiederum bremiſche Kaufleute mit den Mitteln und Waffen des Friedens einen Kampf auf Tod und Leben gegen eine der Hauptfeſtungen des Fürſten der Finſternis in Weſtafrika in ihre Glaubenshand nähmen! Die Flagge des Schiffs zeigte die bremiſchen roten und weißen Streifen und in der Mitte die Taube mit dem Ölzweig. Sie war von Fräulein Emma Noltenius in Verbindung mit Freundinnen geſtickt und wurde von ihr dem Kapitän Ludwig Saxer, der das Schiff führen ſollte, überreicht. Saxer, ein Sohn des Generalſuperintendenten, war ein ſeemänniſcher Zögling meines Onkels, ſtändiger Gaſt in ſeinem Hauſe, nannte ihn wohl ſeinen zweiten Vater und war uns wie ein älterer Bruder ſehr vertraut und lieb. Schon auf der erſten Reiſe der Dahomey iſt er, nachdem das Schiff von der Küſte die Rückreiſe angetreten hatte, an Bord am Fieber erkrankt und nach wenigen Tagen geſtorben. Die Dahomey hat, ſolange ſie im Beſitz der Firma nach Weſtafrika fuhr, ihrer Beſatzung und ihren Paſſagieren ſehr oft als Hoſpital dienen müſſen und manches ſtille und ſchwere, auch manches ſiegreiche Sterben erlebt. Die Flagge mit der Taube und dem Ölzweig iſt aber auch in dieſen ſehr ſchweren Erfahrungen nie wieder geſtrichen*) worden; und wenn ich jetzt des Tages gedenke, an dem das Schiff ablief, ſehe ich noch dieſe Flagge im hellen Sonnenſchein wehen und von dem Frieden und Leben zeugen, die den Kindern und Erben Gottes durch niemanden und durch nichts genommen werden. Die Heidenmiſſion muß, wie die Palme, den Fuß im Waſſer, das Haupt im Feuer, ihre Früchte zur Reife bringen. —

Auf den Miſſionskonferenzen, die ſpäter regelmäßig in

*) Vergl. den alten lübiſchen Spruch: „Latet uns dagen! Dat Fähnlein is licht an de ſtange gebunden werſt, awerts et koſtet veel, mit ehren wedder aff to nemen!“

Bremen und zwar im schönen Gartenhause von Friedr. M. Vietor gehalten wurden, fand diese Grundanschauung beständig ihre ebenso ernste wie glaubensfreudige Vertretung. Ich durfte oft daran teilnehmen und sah und hörte dort im Laufe der Jahre viele hervorragende Missionsleute aus allen Teilen Deutschlands, der Schweiz und auch Frankreichs. Wenn ich mich nicht irre, traf ich dort Josenhans aus Basel und Barth aus Calw. Jedenfalls weiß ich bestimmt, wieviel Anregung im Missionsleben ich Fabri, Wangemann, Wallmann, Plath, Hardeland, Warneck, Zahn u. a. verdankte. Die große Bedeutung dieser Missionskonferenzen für Theorie und Praxis in der Mission kann selbstverständlich hier nicht besprochen werden. Aber ich kann nicht unerwähnt lassen, daß, bei den hingebungsvollen Bemühungen unserer Zeit, neue theologische Formen und kirchliche Ordnungen im allgemeinen und dann auch im Missionsleben zu finden, jene Missionskonferenzen wiederholt ganz darnach angetan waren, aus allen mehr peripherischen und sekundären Bestrebungen zum eigentlichen Mittelpunkt und Herzen des Evangeliums und evangelischen Lebens zurückzuführen und dort festzuhalten. Darin liegen auch allein die göttlichen Kräfte zur Heilung jedes Zwiespalts, zur Erweckung aus jedem Tode und jeder Schwachheit. In seltenem Maße wurden jene Missionskonferenzen unternommen zu Gottes Lobe und so auch gehalten und ihrem Ziele zugeführt. —

In meinen letzten Semestern in Erlangen hatte ich die große Freude, D. Karl Graul, dem früheren Direktor der Leipziger Missionsgesellschaft, näher treten zu dürfen. In ihm traf ich nun zunächst einen Mann, der meiner ausgesprochenen Neigung für Studien in englischer und französischer Literatur, Geschichte und Theologie mit einer ganz außergewöhnlichen Sachkunde und geradezu genialem Blick und klarem, wohlbegründetem Urteil entgegenkam. Obendrein war er im Italienischen so zu Hause, daß er bereits vor zwanzig Jahren eine wertvolle Übersetzung Dantes veröffentlicht hatte. Graul war als kranker Mann nach Erlangen gekommen. Dies hinderte ihn aber nicht, einigen von uns, im besonderen dem stud. theol. German und mir ein Privatissimum über Mission zu lesen. Er lag dabei öfter auf dem Diwan. Mitunter waren seine Schmerzen so groß, daß er tagelang aus-

ſetzen oder auch mitten in einer Vorleſung abbrechen mußte. Einmal, als ſolch ein Paroxysmus raſcher vorüberging und ich allein bei ihm war, bemerkte er, auf ſeiner Reiſe in Indien ſei er einmal im Gebirge von feindlichen Eingeborenen mit ſeiner Begleitung heftig beſchoſſen worden und habe jeden Augenblick den Tod*) vor Augen gehabt. Aber die Aufregungen und Bewegungen jener Stunden ſeien doch gar nicht zu vergleichen mit der Angſt, die über ihn komme, wenn jetzt ſeine ſchweren Schmerzen in ſeinem Knie ſich von neuem anfingen zu melden. Nur des Herrn Gnade erhalte ihn aufrecht. Sein Sterbelied: „Mein Heiland, ich bin müde, bring du dein Kind zu Bett“ iſt wohl unter ſolchen ſchweren Leidenserfahrungen entſtanden.**) Wir jungen lebensfreudigen Studenten waren ſehr davon bewegt. —

Für Berichte aus fremden Miſſionsgeſellſchaften, z. B. der Wesleyaniſchen Miſſion auf den Fiji-Inſeln u. a., die Graul in den Halleſchen Nachrichten und ſonſt veröffentlichte, war ich

---

*) In der einzigartigen Biographie Boswells über Sam. Johnſon erzählt der Verf.: I told Johnson, that David Hume said to me, he was no more uneasy, to think, he should not be after his life, than that he had not been before he began to exist. „Sir,“ said Johnson, „if he really thinks so, his perceptions are disturbed; he is mad. If he does not think so, he lies. He may tell you, he holds his finger in the flame of a candle witkont feeling pain; would you believe him? When he dies, he at least gives up all he has.“ „Foote, Sir, told me, than when he was very ill, he was not afraid to die.“ „It is not true, Sir,“ said Johnson, „hold a pistol to Footes breast or to Humes, and threaten to kill them, and you'll see how they behave!“

**) Sam. Johnſon war mir aus der genannten Biographie und anderen Schriften als Charakter und Schriftſteller, Lexikograph uſw. beſonders intereſſant. Er ſelber mochte nie an den Tod erinnert werden. In ſeiner Anekdotenſammlung erzählt D'Israëli: When Boswell once in conversation persecuted Johnson on the subject of death, whether we might not fortify our minds for its approach, he answered in a passion: „No, sir, let it alone! It matters not, how a man dies, but how he lives. The art of dying is not of importance; it lasts so short a time.“ But when Boswell persisted in the conversation, Johnson was thrown into such a state of agitation, that he thundered out: „Give us no more of this!“ and further sternly told the trembling and too curious philosopher „don't let us meet to-morrow!“

auf seinen Wunsch gern bereit, die notwendigen Vorarbeiten durch Übersetzungen aus englischen Missionsblättern zu machen. —

Außerdem bildete sich zu jener Zeit ein studentischer Missionsverein in Erlangen, der besonders von Thomasius unterstützt und gepflegt wurde. —

Allerdings regten sich von anderer Seite auch Stimmen, die es für unrichtig erklärten, wenn Studenten zu solchen Vereinen zusammenträten, weil dadurch ihre Konzentration auf ihre nächstliegende wissenschaftliche Aufgabe gehindert würde. Diese Argumentation wollte mir als eine große Torheit vorkommen. Zunächst kamen wir etwa alle vierzehn Tage oder auch nur alle vier Wochen an einem Abend für etwa zwei Stunden zusammen, um einen Vortrag von einem Dozenten oder Kommilitonen über Missionssachen zu hören und zu diskutieren. Tatsächlich waren in einem ganzen Semester zwölf Stunden so vom studentischen Missionsverein in Anspruch genommen worden. Obendrein hatte in diesen Zusammenkünften immer nur ein Teil der Mitglieder sich eingefunden. Wie darin eine Störung ihrer sonstigen Studien liegen könne, war mir unbegreiflich. Dann kam etwa alle drei oder vier Semester nach unserer Berechnung ein Student einmal an die Reihe, selber ein Referat auszuarbeiten, ohne im übrigen dazu genötigt zu sein. Hierin konnte ebenfalls keine Beeinträchtigung sonstiger Studien erkannt werden. Endlich war doch die Beschäftigung mit der Mission sehr wohl geeignet, unsere sonstigen Studien vielmehr sehr wirksam zu unterstützen und zu beleben. Wie große und wesentliche Teile der Kirchengeschichte waren zugleich Missionsgeschichte! Wie viele Abschnitte der Bibel waren Missionsberichte und Missionstexte! Welche wichtige und neue Beleuchtung empfing dann z. B. eine Disziplin, wie die Symbolik, aus der Mission! Jene abratenden Stimmen schlugen daher bei uns nicht durch. Im ganzen trat auch zu klar an den Tag, daß durchweg die Studenten, die fleißig arbeiteten, auch fleißige Teilnehmer am Missionsverein waren. —

Graul,*) selber ein hervorragender Gelehrter und als

*) Unter anderem veröffentlichte er: „Dantes Hölle", übersetzt und mit theolog. Erläuterungen, 1843; „Hammerschläge in Dreizeilern" im selben

Sprachforſcher, Theologe, Hiſtoriker in ausgezeichneter Weiſe ausgeſtattet, legte den ſtärkſten Nachdruck darauf, daß die Miſſion und ihr Studium mit dem wiſſenſchaftlichen theologiſchen Studium verbunden werden müſſe. In Deutſchland iſt er wohl der erſte geweſen, der dieſen richtigen und zukunftsreichen Gedanken ebenſo energiſch, wie einleuchtend vertrat. Bei ſeiner ungemein ausgedehnten Sach- und Literatur-Kenntnis und der ausgedehnten Anerkennung, die er als Schriftſteller vor allem durch ſein fünfbändiges Reiſewerk über Indien (Leipzig, 1855) ſich erworben hatte, erreichten ſeine bezüglichen Bemühungen zunächſt in Univerſitätskreiſen und unter Studenten bemerkenswerte Erfolge. Von ſeiner Zeit an iſt zu datieren, daß man anfing, der Miſſion für das Leben der Kirche und der Theologie auch theoretiſch die gebührende Stellung einzuräumen.

Durch ihn wurden wir dann auch darin eingeführt, daß die Miſſionstätigkeit nicht ein irgendwie ſubjektiv beſtimmtes Chriſtentum nach eigenem Gutdünken, ſondern im Gehorſam des Glaubens das kirchliche Chriſtentum der Heidenwelt zu bringen habe. Macaulay freilich, ſelber ein Anglo-Indier, hatte erklärt: In Indien, einem Lande, in dem die Eingeborenen Kühe, Affen und Schlangen anbeteten, ſei der Unterſchied zwiſchen den einzelnen chriſtlichen Konfeſſionen von keiner weiteren großen Bedeutung. Graul wußte uns die Haltloſigkeit dieſer Behauptung aus der Schrift ſo einleuchtend nachzuweiſen und aus ſeinen Erlebniſſen in Indien ſo ſchlagend zu erhärten, daß jene von ihm vertretene Theſe mir immer gegenwärtig und nie wieder zweifelhaft geworden iſt. —

War kirchlich-lutheriſches, ſchriftgemäßes Chriſtentum den Heiden zu bringen, ſo betonte Graul andererſeits aufs ſchärfſte,

---

Jahre; „Unterſcheidungslehren", 1845; „Vorwärts oder Rückwärts in der Miſſion", „Die chriſtl. Miſſionsplätze auf der ganzen Erde", 1847; „Reiſe in Indien", 1853—55; „Bibliotheca Tamulica sive opera praecipua Tamulensium edita, translata etc.", 1854—56; „Kaivaljanvanita, a Vedanta poem", 1855; „Die Stellung der ev.-luth. Miſſion zu Leipzig zur Kaſtenfrage", 1861; „Die chriſtliche Kirche an der Schwelle des Irenäiſchen Zeitalters", 1860; „Über Stellung und Bedeutung der chriſtlichen Miſſion im ganzen des Univerſitätslebens", 1861; „Indiſche Sinnpflanzen und Blumen uſw.", im ſelben Jahre. Vergl. Luthardt in Herz.-Hauck, Real-Encykl., II. Aufl. Art. Graul.

auf seinen Wunsch gern bereit, die notwendigen Vorarbeiten durch Übersetzungen aus englischen Missionsblättern zu machen. —

Außerdem bildete sich zu jener Zeit ein studentischer Missionsverein in Erlangen, der besonders von Thomasius unterstützt und gepflegt wurde. —

Allerdings regten sich von anderer Seite auch Stimmen, die es für unrichtig erklärten, wenn Studenten zu solchen Vereinen zusammenträten, weil dadurch ihre Konzentration auf ihre nächstliegende wissenschaftliche Aufgabe gehindert würde. Diese Argumentation wollte mir als eine große Torheit vorkommen. Zunächst kamen wir etwa alle vierzehn Tage oder auch nur alle vier Wochen an einem Abend für etwa zwei Stunden zusammen, um einen Vortrag von einem Dozenten oder Kommilitonen über Missionssachen zu hören und zu diskutieren. Tatsächlich waren in einem ganzen Semester zwölf Stunden so vom studentischen Missionsverein in Anspruch genommen worden. Obendrein hatte in diesen Zusammenkünften immer nur ein Teil der Mitglieder sich eingefunden. Wie darin eine Störung ihrer sonstigen Studien liegen könne, war mir unbegreiflich. Dann kam etwa alle drei oder vier Semester nach unserer Berechnung ein Student einmal an die Reihe, selber ein Referat auszuarbeiten, ohne im übrigen dazu genötigt zu sein. Hierin konnte ebenfalls keine Beeinträchtigung sonstiger Studien erkannt werden. Endlich war doch die Beschäftigung mit der Mission sehr wohl geeignet, unsere sonstigen Studien vielmehr sehr wirksam zu unterstützen und zu beleben. Wie große und wesentliche Teile der Kirchengeschichte waren zugleich Missionsgeschichte! Wie viele Abschnitte der Bibel waren Missionsberichte und Missionstexte! Welche wichtige und neue Beleuchtung empfing dann z. B. eine Disziplin, wie die Symbolik, aus der Mission! Jene abratenden Stimmen schlugen daher bei uns nicht durch. Im ganzen trat auch zu klar an den Tag, daß durchweg die Studenten, die fleißig arbeiteten, auch fleißige Teilnehmer am Missionsverein waren. —

Graul,*) selber ein hervorragender Gelehrter und als

*) Unter anderem veröffentlichte er: „Dantes Hölle", übersetzt und mit theolog. Erläuterungen, 1843; „Hammerschläge in Dreizeilern" im selben

Sprachforscher, Theologe, Historiker in ausgezeichneter Weise ausgestattet, legte den stärksten Nachdruck darauf, daß die Mission und ihr Studium mit dem wissenschaftlichen theologischen Studium verbunden werden müsse. In Deutschland ist er wohl der erste gewesen, der diesen richtigen und zukunftsreichen Gedanken ebenso energisch, wie einleuchtend vertrat. Bei seiner ungemein ausgedehnten Sach- und Literatur-Kenntnis und der ausgedehnten Anerkennung, die er als Schriftsteller vor allem durch sein fünfbändiges Reisewerk über Indien (Leipzig, 1855) sich erworben hatte, erreichten seine bezüglichen Bemühungen zunächst in Universitätskreisen und unter Studenten bemerkenswerte Erfolge. Von seiner Zeit an ist zu datieren, daß man anfing, der Mission für das Leben der Kirche und der Theologie auch theoretisch die gebührende Stellung einzuräumen.

Durch ihn wurden wir dann auch darin eingeführt, daß die Missionstätigkeit nicht ein irgendwie subjektiv bestimmtes Christentum nach eigenem Gutdünken, sondern im Gehorsam des Glaubens das kirchliche Christentum der Heidenwelt zu bringen habe. Macaulay freilich, selber ein Anglo-Indier, hatte erklärt: In Indien, einem Lande, in dem die Eingeborenen Kühe, Affen und Schlangen anbeteten, sei der Unterschied zwischen den einzelnen christlichen Konfessionen von keiner weiteren großen Bedeutung. Graul wußte uns die Haltlosigkeit dieser Behauptung aus der Schrift so einleuchtend nachzuweisen und aus seinen Erlebnissen in Indien so schlagend zu erhärten, daß jene von ihm vertretene These mir immer gegenwärtig und nie wieder zweifelhaft geworden ist. —

War kirchlich-lutherisches, schriftgemäßes Christentum den Heiden zu bringen, so betonte Graul andererseits aufs schärfste,

---

Jahre; „Unterscheidungslehren", 1845; „Vorwärts oder Rückwärts in der Mission", „Die christl. Missionsplätze auf der ganzen Erde", 1847; „Reise in Indien", 1853—55; „Bibliotheca Tamulica sive opera praecipua Tamuliensium edita, translata etc.", 1854—56; „Kaivaljanvanita, a Vedanta poem", 1855; „Die Stellung der ev.-luth. Mission zu Leipzig zur Kastenfrage", 1861; „Die christliche Kirche an der Schwelle des Irenäischen Zeitalters", 1860; „Über Stellung und Bedeutung der christlichen Mission im ganzen des Universitätslebens", 1864; „Indische Sinnpflanzen und Blumen usw.", im selben Jahre. Vergl. Luthardt in Herz.-Hauck, Real-Encykl., II. Aufl. Art. Graul.

man dürfe den Heiden, im beſonderen dem Inder nicht zugleich die Sitten der Heimat, die ſich hier allmählich im Anſchluß an das Chriſtentum gebildet hätten, als notwendige chriſtliche Poſtulate aufnötigen wollen, und es ſei falſch und unverantwortlich, wenn Miſſionare im großen und ganzen den Inder, der getauft ſei, zu einem Engländer oder Deutſchen zu machen ſuchten. Damit kam dann der indiſche Kaſtenſtreit zur Verhandlung, der Graul perſönlich die ſchwerſten Angriffe und der Leipziger Miſſion in Indien immer wiederholt ſchwere Wunden verurſacht hatte. Graul erklärte den Urſprung der Kaſte in Indien aus nationalen, ſtändiſchen und gewerblichen Verſchiedenheiten unter den Eingeborenen, die durch Eroberungen und Einwanderungen ſtets neue Verſchärfung empfangen hätten. Um das Anſehen der höheren Kaſten mehr zu ſtützen, habe man im Laufe der Zeit nach heidniſcher Weiſe eine beſſere Grundlage darin geſucht, daß man die verſchiedenen Kaſten aus verſchiedenen Körperteilen der Götter oder in ähnlicher Weiſe ableitete und die Kaſtenunterſchiede demnach auf religiöſem Wege als Weſensunterſchiede unter den verſchiedenen Menſchenklaſſen hinſtellte. Dieſe in den religiöſen Anſchauungen der Inder vorwaltende Meinung ſei zweifellos weſentlich heidniſch und nicht zu dulden. Jeder Heide, der getauft werde, habe zu bekennen, daß dieſe Weſensunterſchiede unter den Menſchen nicht beſtehen. Davon abgeſehen gebe es aber auch Kaſtenunterſchiede im bürgerlichen Sinne; und wenn dieſe ebenfalls dem Evangelium manche Hinderniſſe in den Weg legten, ſo ſei doch hierin mit den neugetauften Chriſten Geduld zu üben. Graul hob noch beſonders hervor, daß auch bei uns das Connubium, das volle Commercium, die volle Commenſualität im gemeinſamen Eſſen uſw. durch die beſtehende Sitte engen Begrenzungen unterzogen ſei, und erzählte manche Vorgänge aus ſeinen Reiſen in Indien, um daraus zu beleuchten, daß die indiſche bürgerliche Kaſtenſitte nicht nur, wie bei uns allgemein angenommen werde, unerträglich enge, ſondern mitunter auch viel weiter ſei, als unſere Sitte. Unter anderem hatte beim Durchwaten eines Baches ihn einmal ein Skorpion geſtochen. Als er vor Schmerzen ſtöhnend am anderen Ufer ſitzt, ſtürzt ſein Koch,

ein Brahmine, ſich vor ihm nieder und ſaugt ihm das Gift aus der Wunde, ſo daß die Schmerzen doch erträglicher wurden und bald ganz verſchwanden. Dieſer Brahmine würde aber unter keinen Umſtänden mit ihm gegeſſen, ja ſeinen Reis weggeſchüttet haben, wenn nur der Schatten eines Nicht-Brahminen darüber hingeglitten ſei. Andererſeits, welcher Europäer wäre wohl bereit geweſen, ihm die giftige Wunde am Fuß auszuſaugen! Oder: Als ein ſehr armes, ehrbares, chriſtliches Mädchen geringſter Kaſte ihre Hochzeit in einer unſerer Gemeinden feiert, iſt die Frau eines Chriſten in der Gemeinde von hoher Kaſte ſofort bereit, ihren eigenen Hochzeitsſchmuck und ihre Juwelen dieſer Braut für acht Tage zu leihen! Welche europäiſche Chriſtin vornehmeren Standes würde bereit ſein, etwas ähnliches zu tun? Graul ſchloß öfter mit dem Hinweis, durch das Taufbekenntnis und durch die Kommunion werde der Kaſte die heidniſche Grundlage definitiv vernichtet. Wenn dagegen andere Miſſionsgeſellſchaften vor der Taufe ein gemeinſames bürgerliches Eſſen uſw. als Zeichen des Bruches mit der Kaſte von den erwachſenen Täuflingen forderten, ſo ſei dies ein unevangeliſches Vorgehen und verführe obendrein die Täuflinge zu allerhand Täuſchungen, denn es ſei Tatſache, daß dieſelben nach dem Vollzuge des ſogenannten Teſteſſens ſich von neuem in ihre alte Kaſte hätten aufnehmen laſſen. Dieſe Unterhaltungen mit Graul ſtellten uns in ihm ſtets einen Mann brennender Miſſionsliebe, aber auch nüchterner Reflexion und feinen, chriſtlichen Takts vor Augen. —

In einem Punkte allerdings vermochte ich ihm nicht ganz zu folgen. Er hatte offenbar als Hauptziel die Chriſtianiſierung des geſamten Tamulenvolkes im Auge und konnte dem gegenüber die Einzelbekehrung etwas zurückſtellen. Wie aber ſollte die Chriſtianiſierung des Volkes erfolgen, wenn nicht auf dem Wege der Einzelbekehrung? Ich mußte daran denken, daß Karl d. Gr. die Sachſen als Volk auch chriſtianiſieren wollte und auf dieſem Wege in Halsmühlen bei Verden 4500 Sachſen den Kopf abſchlagen ließ. Wenn wir Graul auf dieſem Gebiete Einwendungen zu machen uns erlaubten, ſo ſchien es mir übrigens doch auch, daß er im Blick auf die ſchließliche Chriſtianiſierung des Volkes vor allem das Schonen der natürlichen Eigen-

tümlichkeiten des Volkes betonen wollte und zu guter Letzt der Einzelbekehrung ihre grundlegende und unerläßliche Bedeutung jedenfalls nicht in dem umfassenden Sinne absprach, wie wir anfänglich annehmen zu müssen gemeint hatten.

Wenn ich sie zu zählen versuche, so waren es nur wenige Stunden, die mich mit Dr. Graul zusammenführten. Doch wie klar steht sein Bild vor mir! In seiner natürlichen Begabung und als Christ, in der Festigkeit seines mannhaften Charakters und in großer Milde, als großer Theologe und selbständiger Forscher auf vielen Gebieten und in allem kindlich demütig vor Gott und seinem Wort und immer bereit, die Schmach Christi zu tragen, — in allem ein seltener Mann. Obwohl er bereits im Jahre 1860 sein Amt in Leipzig niedergelegt hatte und körperlich schwer litt, wie ich schon erwähnte, war er geistig von einer staunenswerten Frische und manche große Pläne zukünftiger Arbeiten schwebten ihm vor, wenn er sich besser fühlte. Der Rat des Herrn war anders. Schon im fünfzigsten Lebensjahre kam ihm der Abschied. Mit seinem Namen und der Zeit vor seinem Heimgang möchte ich hier einige Verse von D. Friedrich Uhlfeld*) in Leipzig verbinden, mit dem er eng befreundet war, Verse, die mir auch Grauls damalige Stimmung treffend wiederzugeben scheinen:

Der Bach muß fort ins weite Meer,
Er hat nicht eher Frieden;
Irrt im Gebirge hin und her
Nach Norden oder Süden,
Bis sich die Pforte aufgetan,
Wo er zum Meere wandern kann.

Muß er hinab den Felsenhang,
Zersplittert er im Staube,
Wird er auch unten meilenlang
Dem trägen Sumpf zum Raube:
Er pocht und probt, fragt überall:
Wo sind ich nach dem Meere Fall!

Mein Herz, du mußt auch fort ins Meer,
Ins Meer von Gottes Gnade,

*) Ich verdanke dies Gedicht der Güte von Frau Auguste Felix, geb. Kritz, in Leipzig.

Haſt nirgends Ruh, bleibſt ewig leer,
'S iſt eitel Seelenſchade,
Bis du an ſeinem Herzen ruhſt,
Er alles und du nichts mehr tuſt!

Drum fürchte nicht den Felſenhang,
Wo's eigene Ich zerſplittert!
Im trägen Sumpf verzeuch nicht lang,
Wo's neue Ich verwittert!
Ja, geh' und frage früh und ſpat:
Wo geht an Gottes Herz der Pfad?

Der Unterſchied zwiſchen den Eindrücken, die ich in Erlangen, und denen, die ich in Göttingen, zu Hauſe und bei Wanderungen im Lande über Weſen, Aufgaben, Methoden der Heidenmiſſion empfing, war faſt zu groß.

In Göttingen ſelbſt gab es damals keinen ſtudentiſchen Miſſionsverein, und ich weiß mich nicht zu erinnern, daß einer von unſeren Dozenten in dieſer Hinſicht uns beſondere Anregungen geboten hätte. Wenn in den Vorleſungen, im Seminar, in den Predigten die Miſſion berührt wurde, ſo trat das kirchlich-lutheriſche Moment dabei völlig zurück. Auch der tatſächlich vorliegende Beruf Gottes, daß ſeine Kirche und die Gläubigen Miſſion zu treiben haben, und der Umſtand, daß die gegenwärtige Zeit und Weltlage in außergewöhnlichem Maße die Durchführung dieſes Berufs ermöglichen, fand keine eingehendere und eindringlichere Berückſichtigung wenigſtens, ſoweit ich wahrnahm. Dagegen verſagte die chriſtliche Wärme auch hier nicht, wenn die Miſſionstätigkeit etwa bei der Lehre vom Beruf in der Ethik oder zur Zeit von Himmelfahrt und Pfingſten in der Predigt berührt wurde. Immerhin ſtand das alles unter dem Lichte der Reflexion, nicht der Aktion.

Während der Ferien dagegen, die ich zu Hauſe verlebte und zugleich mehrfach zu Fußwanderungen durchs Land benutzte, konnte es einem mitunter ſo vorkommen, als ob die Miſſionstätigkeit geradezu ein und alles im Leben der erweckten einzelnen Chriſten und im Leben der erweckten Gemeinden ausmache. Louis Harms in der Gewalt ſeiner Bußpredigt und in ſeiner ganzen perſönlichen Art, in der man ihn wohl als einen Propheten nach Maßgabe

des Neuen Teſtaments bezeichnen konnte, ſtand überall im Mittelpunkte dieſer Bewegung, und ſein Miſſionsblatt fing an, in immer weitere Kreiſe zu dringen und dort Wurzel zu ſchlagen. Neben ſeinen Predigten übten ſeine im Miſſionsblatt abgedruckten Gebete einen ſehr ſtarken Einfluß aus. Er war ja in ſelten hohem Maße auch ein Mann und Held des Gebetes.

Ohne mich weiter auf einzelnes einlaſſen zu können, muß ich doch hervorheben, daß der große geiſtliche Segen, der von Hermannsburg ausging, nach zwei Seiten ſich im ſichtbaren Leben mit einer faſt elementaren Gewalt verleiblichte, ſoweit mein Blick reichte: Gottes Wort und das Kirchen- und geiſtliche Lied kam in einer bisher unbekannten, ja ungeahnten Weiſe im Hausgottesdienſt der Gemeindeglieder zur Geltung; und der Gemeindegottesdienſt gewann im liturgiſchen Teil, in der Katecheſe und Predigt einen weit lebendigeren Charakter und trat in eine viel ſtärkere und direktere Beziehung zu allen Lebensgeſtaltungen außerhalb des Gotteshauſes. Als ich damals an einem Abend im Herbſt durch ein kleines, abgelegenes, armes Dorf mühſam meinen Weg ſuchte, hörte ich aus etwa ſechs Häuſern von den etwa zwanzig, die am Wege lagen, geiſtliche Lieder herausklingen. Bei einer Fahrt mit der Poſt kam ich damals nachts gegen zwölf Uhr in der Poſthalterei eines Fleckens an, in der die Pferde gewechſelt werden mußten. In der Gaſtſtube fanden wir den Wirt in einem kleinen Verſchlage in Harms' Predigten leſen. Wollte ich auch Belege anführen, die mir nur vom Hörenſagen bekannt wurden, ſo wäre eine Menge Material zur Hand. Dann fiel es mir mehr als einmal auf, daß, während früher der Geſang einer Gemeinde im Gottesdienſt ſich träge und gleichgültig hinſchleppte und die Liturgie ihre Reſponſorien nur im Chor fand, jetzt unter allgemeiner, lebendiger Beteiligung geſungen wurde. Wenn eine ſolche Gemeinde anſtimmte „Gott, der Vater ſteh' uns bei" oder „Nun ſinget und ſeid froh" oder „Mein Herz, ach rede mir nicht drein", ſo war das etwas geiſtlich ſo Mächtiges, daß man körperlich faſt davon emporgehoben wurde. Aus der praktiſchen Wirkung von Katecheſe und Predigt nenne ich nur einen Fall. In einer Moorgemeinde ſollte ein neuerbautes Haus gerichtet und nach ſeiner

Fertigſtellung von einem jungen Paar bezogen werden, das nahe vor der Hochzeit ſtand. In der kirchlichen Katecheſe über die vierte Bitte war von den guten und auch von den böſen Sitten beim Richten eines Neubaues gehandelt worden. Bis dahin hatten bei den Koloniſten die böſen Sitten weit überwogen. Unter anderem enthielt der übliche gereimte Richteſpruch neben einer Art von Gebets- oder richtiger Zauberformel die ſchamloſeſten, ſchmutzigſten Sätze. Auch galt kein Haus für recht gerichtet, wenn nicht Branntwein in Maſſe dabei getrunken war und eine allgemeine Betrunkenheit geherrſcht hatte. Jetzt, beim Ausgang aus dieſem Gottesdienſte, trifft der Bräutigam, der Beſitzer des Neubaues, ſeine Braut, geht eine Weile ſchweigend neben ihr her und erklärt dann, bei dem Richten ſeines Hauſes wolle er den genannten Spruch nicht zulaſſen und keinen Branntwein ſchenken. Die Braut iſt völlig einverſtanden damit. Aber die Eltern beider Brautleute verweigern ihre Zuſtimmung. Die Angelegenheit wurde auch in weiteren Kreiſen beſprochen. Da zeigte ſich zum allgemeinen Erſtaunen, daß, von einigen verkommenen Leuten abgeſehen, das ganze Dorf gegen die Abſicht des Bräutigams kaum etwas einwendet. Einflußreiche Leute treten ſogar entſchieden auf ſeine Seite. Die Eltern geben nun ihre Zuſtimmung. Beim Richten des neuen Hauſes hat der Paſtor einen Poſaunenchor aus einer benachbarten Gemeinde herangerufen. Die Feier verläuft in angemeſſener, ſchöner Form. Schließlich erklären die Leute im Dorf, eine ſo ſchöne Hausrichte hätten ſie noch nie gehabt, und in Zukunft ſolle es beim Hausrichten immer ſo gehalten werden, wie hier nun ein neuer und chriſtlicher Anfang gemacht ſei. Solche Tatſachen wurden dann weit herum beſprochen und übten eine ſehr nachhaltige Wirkung zum Guten aus. Man lernte, ſich zum Evangelium in ſeiner ganzen Lebensführung bekennen und fand darin große Freude und Befriedigung.

Von derſelben Moorgemeinde erzählte nun der Paſtor, daß an jedem Sonntage ſich im Klingelbeutel eine ganze Anzahl von erheblichen anonymen Gaben für die Miſſion fänden, darunter auch nicht ſelten Goldſtücke. Dies wollte um ſo mehr ſagen, als dieſe Gaben eben anonym kamen und die Gemeinde

keineswegs reich zu nennen war. In der Tat war in allen dieſen Kreiſen die Liebe zur Miſſion mit der neuen Erweckung zu chriſtlichem Glauben und Leben ſofort mitgeſetzt und blieb in einzigartiger Weiſe damit verbunden. Ihren Höhepunkt erreichte dieſe Miſſionsliebe darin, daß eine immerhin anſehnliche Zahl von jungen Männern ſich perſönlich zum Dienſte in der Miſſion meldete. In mehr als einem Falle wurde erzählt, daß dieſe zugleich ihren ganzen Beſitz der Miſſion überwieſen hätten.

So hatte man überall Frühlingseindrücke.*) Auch waren dieſe Kreiſe während des Katechismusſturms feſt geblieben und hatten nicht wenig dazu beigetragen, wenn die ſchlimmen Folgen jener böſen Zeit in den Gemeinden verhältnismäßig raſch überwunden wurden. Allerdings begegnete mir wiederholt, daß die eigentümliche Ausprägung lutheriſchen Weſens, wie ſie in Hermannsburg vorlag und durch das Erweckungsleben beſtimmt war, für dieſe Kreiſe eine zu große Bedeutung in Anſpruch nahm und manche Einſeitigkeiten und bedauerliche Mißgriffe im einzelnen zur Folge hatte, auf die ich früher ſchon hindeutete. Immerhin zog das Wehen eines geiſtlichen Frühlings durchs Land, vielen frommen Herzen zum Troſt und zur Freude.

Es galt indeſſen, die Grundanſchauungen, welche Graul vertreten und die ich von ihm mir angeeignet hatte, nun dieſem durchaus urſprünglichen und eigentümlichen Miſſionsleben gegenüber von neuem auf ihre durchſchlagende Berechtigung und allgemeine Anwendbarkeit zu prüfen. Dies wurde mir ſchwer. Aber im großen und ganzen kam ich, wenigſtens in Hauptſachen, zu dem Ergebnis, daß die Prinzipien Grauls vor allem hinſichtlich der Ausbildung und Ausſendung von Miſſionaren, der Wahl eines Miſſionsfeldes, der Miſſionsmethode u. ſ. w. ſich mir bewährten; wenn ich auch andererſeits hier in der Hermannsburgiſchen Atmoſphäre eine von ſo brennender perſönlicher Liebe

*) In der Folge erlebten wir in unſerer Familie einen ſtarken Beweis vom Segen der Miſſion. Mein älterer Bruder Hinrich hatte als Kapitän der Bark „Friedrich Martin“ an der Inſel Rarotonga im Großen Ozean Schiffbruch gelitten und war mit ſeiner Beſatzung von dem dort lebenden Miſſionar Krauſe und den chriſtlichen Eingeborenen in großer Liebe und Freundlichkeit aufgenommen worden. Die Eingeborenen waren früher als Heiden Menſchenfreſſer geweſen.

zur Miſſion getragene Begeiſterung vor mir hatte, daß zeitweilig jene Prinzipien, wie überhaupt alle Reflexion und nüchterne Prüfung, davor zurücktraten.

Zugleich indeſſen mußte ich mir, jetzt als Theologe eigentlich zum erſten Male, angeſichts von allgemeiner auftretenden tatſächlichen Vorgängen, über das Weſen und die Bedeutung der Erweckung klar werden und möchte wenigſtens die erſten Ergebniſſe dieſer Bemühungen noch anfügen. Es trat mir immer wieder entgegen, daß mit der Erweckungsbegeiſterung ſich eine Unterſchätzung*) und auch wohl Nichtachtung aller ſonſtigen Bewegungen in der Seele des Chriſten zu verbinden pflegten. Augenſcheinlich konzentrierte ſich die Aufmerkſamkeit eben ausſchließlich auf die Erweckung, als äußerlich wahrnehmbaren Vorgang. Chriſten, die von ihrer Jugend an in aller Stille in der Bekehrung zu wandeln bemüht geweſen waren, konnten ſich mit dieſen Anſchauungen nicht befreunden. Es kam ihnen ſo vor, als würde in der ausſchließlichen Betonung der Notwendigkeit der Erweckung doch etwas außerordentliches zum ordentlichen gemacht, und wenn dies außerordentliche ſich nicht immer gleich konſtatieren laſſe, ſo folge ſofort das harte Urteil, es geſchehe

*) Erſt ſpäter ſtieß ich auf Beweiſe, daß eine der ſchwerſten und verderblichſten Selbſttäuſchungen mit der Überſchätzung der Erweckung darin verknüpft iſt, daß der Erweckte ſofort annimmt, er habe nun das Ziel der Heiligung erreicht. Unter anderem kam, als ich meine Antrittspredigt in meinem erſten Pfarramte gehalten hatte, ein Zimmermann aus meiner Gemeinde in meine Stube und fragte mich, nachdem er ſeine Zuſtimmung zur Predigt ausgeſprochen hatte, ob ich geſtatten würde, daß er mit mir bete. Auf meine Einwilligung kniete er nieder und betete inbrünſtig für mich und die Gemeinde. Ich war ſehr bewegt davon und dankte ihm. — Etwa ein Jahr ſpäter wurde mir vom Amtsgericht eine von den bezüglichen Akten begleitete Aufforderung zugeſchickt, dieſen Zimmermann, der im Begriff ſtehe, einen Meineid zu leiſten, vor dem Termin zu verwarnen. Ich traute meinen Augen nicht, mußte mich aber überzeugen, daß es in der Tat ſo ſtand, wie der Amtsrichter darſtellte. Ein Betrüger wollte dieſen Zimmermann um ſein ſauer erworbenes Vermögen von etwa 3000 Talern bringen. Um dieſem abgefeimten Betrüger ſeinen Plan zu verderben, hielt nun der Zimmermann jedes Mittel, auch einen Meineid für gerecht. Nach unſäglich ſchmerzlichen Verhandlungen kam er von ſeiner Abſicht zurück. Dabei war auch hervorgetreten, daß er unter ſchweren Einwirkungen vom Geiz ſtand. — Sein Vermögen wurde ihm dann auf andere Weiſe gerettet.

nichts nach Gottes Willen. Von allen den großen anderen Gütern und Bewegungen in der Kirche und im Reiche Gottes außerhalb der Erweckung wußten die Erweckten nicht nur wenig, sondern wollten auch nicht davon wissen. So sehr sie sonst Louis Harms als ihre höchste Autorität in geistlichen Dingen ansahen, so schöpften sie aus seinen Predigten eben die Gaben nicht, welche diese Einseitigkeit nicht zugelassen haben würden, wohl aber waren einzelne Aussprüche von Louis Harms, die ihrer Einseitigkeit dienten, ihnen ganz besonders willkommen und wurden immer wieder zitiert. Ich befand mich in einem Widerspruch gegen diese Anschauungen, der mir selber peinlich war, den ich aber eher stärker, als schwächer werden sah. Unwillkürlich mußte ich mir einen Feldherrn vorstellen, der alles Gewicht ausschließlich auf die Begeisterung seiner Truppen legt und der Ansicht ist, alles andere, ob das Heer gut ernährt, mit guten Waffen ausgerüstet, gut eingeübt sei im Gebrauch der Waffen, im Manövrieren usw. sei überflüssig und Nebensache! Wenn er auch einzelne große Erfolge erreichen kann, den Feldzug wird er verlieren! Die christliche Kirche ist eben auch ein Heer und nicht nur für eine Schlacht oder einige Schlachten im Dienst ihres Herrn berufen, sondern für einen Feldzug, lang und schwer ohnegleichen. Zur Konstituierung dieses geistlichen Heeres gehört eine allseitige Ausrüstung. Keine göttliche Gabe und Wirkung darf dabei außer Acht gelassen oder gar verachtet werden. Sonst müssen schwere Niederlagen folgen! — Eine ebenso große Schwierigkeit lag mir darin vor, daß diese erweckten Kreise es für unbedingt notwendig hielten, sich und die Gemeinden in einem andauernden Erweckungszustande zu erhalten. In Wirklichkeit liegt dies aber in keines Menschen Macht. Gott läßt sich nicht vorschreiben, wann und wie und in welcher Zeitdauer Erweckungen eintreten. Mit menschlichen Mitteln Erweckungen erzwingen und gar andauernd erzwingen wollen, erschien mir als vermessen, als unwahr und führte zu schmerzlichen Störungen und argen Mißgriffen. Unter anderem fing es nun an, daß „Hermannsburger", wiederum gegen die Ermahnungen von Harms, von den Gottesdiensten in ihrer eigenen Gemeinde sich fernhielten und andere, benachbarte Pastoren hörten, nicht weil in

ihrer eigenen Gemeinde ihnen Gottes Wort nicht gepredigt worden wäre, sondern weil es ihnen dort nicht in der Hermannsburgischen Terminologie und so gepredigt wurde, daß die Erweckung darin ohne weiteres deminierte. Auf einzelne Predigten wurde dabei ein sehr großes Gewicht gelegt und ganz besonders auf plötzliche Bekehrungen, die infolge derselben eingetreten waren. Und gewiß! Gott der Herr kann plötzlich eingreifen und greift plötzlich ein. Aber, wenn das erste Pfingstfest als die größeste und wunderbarste Erweckung zu gelten hat, welche lange Vorbereitung und Erziehung im äußeren und inneren Leben Israels war dieser Erweckung vorangegangen! Obendrein waren wir auf neue Pfingsten nicht angewiesen! —

Meine langjährige lebhafte Teilnahme für das Missionsleben der Kirche führte mich demnach während der Ausgangssemester meiner Studentenzeit in der Beobachtung eines vor mir sich entfaltenden, an sich genommen sehr erfreulichen Missionslebens doch auch vor manche Probleme, die ich hier in einigen Zügen wenigstens meinte andeuten zu sollen. Ich glaube sagen zu dürfen, daß ich nicht von einem kalten kritischen Geiste dabei bestimmt war, sondern in Wirklichkeit mich nur freute, wenn ich zustimmen konnte, und traurig wurde, sobald ich dazu nicht imstande war. —

II.

Wie das Interesse an der Mission, so zog sich das Interesse an dem sozialen Problem durch meine ganze Studentenzeit hin.

An einer Stelle verbanden sich beide Aufgaben offenbar miteinander. In der volkstümlichen Missionsbewegung wie auf sozialem Gebiete hatte ich vor mir, daß die Volksseele sich bewegen und bestimmen läßt durch unmittelbar gewonnene Einzeleindrücke, die ihr ohne weiteres fest stehen und maßgebend werden. Die Volksseele reagiert auf Grund von Intuition,*) nicht

*) Ein schwerer Mißgriff schien mir schon damals darin zu liegen, daß man die sozialistischen Bewegungen ausschließlich als Resultat von Agitationen erklärte, welche eine allgemeine Unzufriedenheit erweckt hätten und zwar durch wesentlich intellektuelle Aufreizungen. Der tiefste Grund dieser Bewegung lag offenbar in der tatsächlichen Erfahrung der Lebenslast,

aber nach Reflexion. Als charakteristisch auf beiden Gebieten trat mir damals und später entgegen, daß die Volksseele auch durchweg geneigt ist, ihre Urteile in einer gewissen Ungeduld zu bilden und auszusprechen. Sie kümmert sich nicht viel um die Verbindung von Ursache und Wirkung, überhaupt nicht viel um Kausationen. Während der einzelne, für sich genommen, vollkommen zugänglich dafür sein kann, auch in seinen privaten z. B. Geldangelegenheiten nichts weniger als naiv ist, so wird er, als Glied der Menge und einer allgemeinen Bewegung ausgesetzt, sofort unzugänglich für alles, was dieser Bewegung entgegensteht, und derartig naiven Anschauungen unterworfen, als ob er nicht im wachen, sondern im Traum-Zustande lebe. Denn in solchen Bewegungen werden, wie im Traume, irgendwelche Ereignisse miteinander verbunden, die in Wirklichkeit auseinanderklaffen, und die Weise ihrer Verbindung ist obendrein eine tatsächlich unmögliche. Die Volksseele wird nicht beunruhigt, wenn sie die unwahrscheinlichsten und widerspruchsvollsten Dinge neben einander statuiert. Kommen im wirklichen Leben nicht auch unwahrscheinliche und widerspruchsvolle Sachen vor? Dazu operiert man hier im stillen, bewußt und unbewußt, viel mit der Vorstellung, daß die psychologischen Motive der Handlungen zu dunkel seien, als daß man sich viel darauf einlassen könne. Die Handlung, als solche, muß allein als entscheidend angesehen werden, ohne sich dabei zu viel um die so-

die erdrückte. Man sprach nicht nur davon, daß diese Last zu schwer sei, sondern man fühlte das auch. Denn die Seite des menschlichen Personlebens, welche dieser Welt angehört, ist eben tatsächlich nur zu oft unter erdrückenden Nöten bis zum Verzagen niedergebeugt. Wer nun kein andres Leben kennt und hat, als das irdische Leben, kann unter Umständen das Übel in der Welt so stark fühlen, daß er das Gute in der Welt nicht mehr fühlt. Er hat dann je nach seiner Natur das Bedürfnis, wenigstens noch sein eigener Rächer zu werden und opfert eventuell sein eigenes Leben, wenn er nur andere, Feinde, mit in seinen Untergang hinunterreißen kann. — Non elevari, est labi. — Im übrigen ist auch nicht zu verkennen, daß die Intuition oft die Dinge in ihrem tiefsten Wesen erfaßt! Daher behält es seine Wahrheit: La vérité de l'histoire est souvent dans le cri d'un poète. Les gros livres ont leur parti pris, leurs systèmes. Les mémoires mentent . . . Écrivant, nous sommes de sang froid. Celui, qui chante, ne se possède plus.

genannte ideelle oder poetiſche Anſchauung über Wahrheit, Recht uſw. zu kümmern. Bei dieſen Tendenzen, die mir mehr oder weniger klar ſowohl in der ſozialen wie in der Miſſionsbewegung entgegen traten, war zuletzt aber doch ein ſehr großer Unterſchied und Abſtand zwiſchen beiden nicht zu verkennen. Die Miſſionsbewegung war durch Selbſtloſigkeit und Liebe, die ſoziale Bewegung durch Selbſtſucht und Haß beſtimmt! —

Perſönlich war ich durch den ſehr ſchroffen Wechſel der Umgebungen, in denen mein bisheriges Leben verfloſſen war, auf eine beſtimmte Seite im ſozialen Problem nachdrücklich aufmerkſam gemacht worden. War die Perſönlichkeit des Menſchen das, was ſein Leben beſtimmte, oder mußte man dies Beſtimmende in ſeiner Umgebung und in den Verhältniſſen ſuchen, in denen er lebt? Schon früh wurde mir obendrein der ſozialiſtiſche Grundſatz bekannt, daß die menſchliche Geſellſchaft nicht nur über dem einzelnen ſteht, ſondern daß der einzelne nur in ſeiner gliedlichen Gemeinſchaft mit der Menſchheit einen Zweck, nicht aber als Individuum einen Selbſtzweck hat. Sah ich dann die Verſchiedenheit meiner Umgebung uſw. im Elternhauſe, in Bremen, Verden, Erlangen, Göttingen und auf Wanderungen und Reiſen an, vergegenwärtigte ich mir den verſchiedenen Einfluß, der darin auf mich wirkte, und den, welcher Bekannte und Freunde in meiner Umgebung wiederholt vernichtete, dann ſtieg eine dunkle Wolke vor mir auf, eben jene Behauptung: Nicht die Perſönlichkeit, nicht das Gewiſſen und der Wille in ihrer natürlichen Begabung und Ausrüſtung, ſondern die Verhältniſſe, die Umgebung, das Milieu, in dem er lebt, üben den entſcheidenden Einfluß auf das Leben des Menſchen in dieſer Welt aus.

Am früheſten war mein Augenmerk durch Carlyles „Franzöſiſche Revolution“*) auf dieſe Probleme gerichtet worden. Er

*) Später lernte ich ſeine Schriften Frederic the Great, Sartor resartus, Past and Present, Oliver Gromwells Letters and Speeches with Elucidations kennen. Dem Herausgeber von Past and Present, H. D. Traill (London 1899), mußte ich zuſtimmen, wenn er erklärt, daß die eigentümliche hohe Kunſt Carlyles, wodurch er vergangene Ereigniſſe ins volle gegenwärtige Wahrnehmen verpflanzt, nirgends in ſeinen Schriften in ſo hellem Glanze aufſtrahlt, wie in den beiden Kapiteln, in denen er die Wahl des Subſakriſtans Samſon zum Abt von St. Edmundsbury beſchreibt. Vergl. z. B.

war kein offenbarungsgläubiger Chriſt. Meine ſonſtige hiſtoriſche Lektüre, beſonders in Ranke, zeigte mir auch deutlich genug, daß er kein Hiſtoriker im eigentlichen Sinne des Wortes war. Aber abgeſehen von ſeiner großen Kunſt als Schriftſteller, die ihm, wenn er ſelber ſie auch verachtete, in der Literatur einen bleibenden Ehrenplatz bereitet, machten zunächſt einzelne ſeiner Ausſprüche einen ſo tiefen Eindruck auf mich, daß ich ſie beſtändig mit mir herumtrug und mich bemühen mußte, immer mehr in ihr Verſtändnis einzudringen und ſie auf ihre Wahrheit und Anwendbarkeit zu prüfen. Er erſchien mir als ein Prophet im natürlichen Leben oder, wenn man es lieber ſo bezeichnen will, als ein Geſchichtsphiloſoph, der imſtande war, die in den Tatſachen vorliegenden geiſtigen Bewegungen, Entwickelungen und Kataſtrophen in Feuerworten in die Welt hinauszuſprechen. Unter anderem blieb ein Satz von ihm mir unvergeßlich, in dem er ſagt: „Unter allen irdiſchen Beſitztümern und Erwerbungen des Menſchen ſind bei weitem das größeſte und wertvollſte die Symbole, die göttlichen oder als göttlich erſcheinenden Symbole, unter die er ſich ergibt, unter denen er marſchiert und kämpft. Sie bilden für ihn realiſierte Ideale. Vor allem gehören dazu: Die Kirche und der König! Sie ſtellen dem Menſchen durchweg etwas vor Augen, das beſſer iſt, als er ſelber. In der Ehrerbietung gegenüber dieſen realiſierten Idealen beſitzen die Menſchen ein nahezu

---

die Stelle, als die andern Kandidaten beſeitigt ſind und die Mönche nun den Subſakriſtan präſentieren: The King's Majesty (Henry II), looking at us somewhat sternly, then says: „You present to me Samson, I do not know him. Had it been your Prior, whom I do know, I should have accepted him. However I will now do, as you wish. But have a care of yourselves. By the true eyes of God, per veros oculos Dei, if you manage badly, I will be upon you!“ Samson, therefore, steps forward, kisses the kings feet; but swiftly rises erect again, swiftly turns towards the altar, uplifting with the other Twelve, in clear tenor-note, the fifty-first Psalm: Miserere mei Deus, After thy loving kindness, Lord, Have mercy upon me, with firm voice, firm step and head, no change in his countenance whatever. „By Gods eyes,“ said the King, „that one, I think, will govern the Abbey well!“ — Carlyles „Cromwell“ hat auf dem Kontinent wohl keine beſſere Würdigung als von Prof. D. C. Hilty gefunden.

unzerstörbares, ewiges, heiliges Gut. Dennoch kommen Zeiten, in denen das, was darin seit Jahrhunderten in Krieg und Frieden langsam gewachsen ist und reif wurde, plötzlich sein Ende erreicht und verwelkt. Glaube und Untertanentreue sinken dann zusammen dahin und begraben in ihrem Falle das Volk mit sich." Die Konstatierung dieser Tatsache gerade von Carlyle bestimmte dann nachhaltig meine geistigen Bemühungen, auf diesem Gebiete zu klaren Anschauungen zu kommen. Speziell trat mir die Tatsache nahe, was wir in der sozialistischen Entwickelung zu erwarten haben, wenn die dämonischen Gewalten, die im natürlichen Menschen schlummern, nicht mehr durch Gottesfurcht und durch Gehorsam gegen die Obrigkeit gebändigt und zurückgehalten werden.*) —

In anderen Studien war und wurde mir die Erkenntnis zugänglicher, daß sozialistische Prinzipien, besonders in der Hinaushebung der Bedeutung der Gemeinschaft über die Bedeutung der Person, schon sehr früh in der Geschichte auftreten. Obwohl im klassischen Altertum der Begriff der menschlichen Gesellschaft noch

*) Vergl. Brunetière, L'œuvre de Taine, Rev. d. II. Mond., 1. Sept. 1902 und dort das Zitat aus Taine, Orig. de la France contemporaine: Aujourd'hui, après dix-huit siècles le christianisme est encore pour 400000000 de créatures humaines l'organe spirituel, la grande paire d'ailes indispensables pour soulever l'homme au-dessus de lui-même . . . Toujours et partout, depuis dix-huit cent ans, sitot que ces ailes defaillent ou qu'on les casse, les mœurs publiques et privées se degradent. En Italie pendant la Renaissance, en Angleterre sous la Restauration, en France sous le Directoire on a vu l'homme se faire païen . . . La cruauté et la sensualité s'étalaient, la société devenait un coupe-gorge et un mauvais lieu. Quand on s'est donné ce spectacle, et de près, on peut évaluer l'apport du christianisme dans nos sociétés modernes. Ni la raison philosophique, ni la culture litteraire ou artistique, aucun gouvernement ne suffit à la suppléer dans ce service. Il n'y a que lui pour nous retenir sur notre pente natale . . . Le vieil Evangile, qu'elle que soit son enveloppe présente est encore aujourd'hui le meilleur auxiliaire de l'instinct social. — Hinsichtlich der im Texte berührten Abhängigkeit des Menschen von seiner Umgebung fügt Brunetière hinzu: Je suis de ceux, qui croient avec Pascal contre Spinoza, que l'homme est dans la nature comme un empire dans un empire, borné, si l'on le veut, dans tous côtés par elle, mais indépendant d'elle et soumis à ses lois à lui!

ein enger, und wesentlich auf die freien Bürger des Staates beschränkt ist, vertritt z. B. Plato in seinem „Staate“ unverkennbar sozialistische Ideen in seinen Bestimmungen über die Ehe, die Kindererziehung usw. Das Recht des Individuums unterliegt darin dem Rechte der Gemeinschaft. Ähnliche Gedanken treten immer wieder auf und werden energischer und umfassender, je mehr der Begriff der Menschheit, als solcher, aus dem Evangelium entstammend, sich im Geistesleben der Menschen Bahn macht. Allerdings meinte ich auch zu sehen und fand später noch mehr Ursachen, diese Anschauung für richtig zu halten, daß eine Hemmung dieser Bewegungen in dem zeitweiligen Mangel der Vorstellung von einem allgemeinen Kulturfortschritt vorliegt. Die heidnische Welt sah eben zurück zum goldenen Zeitalter, die christliche zurück zum Paradiese. Das apostolische Wort gewann nur langsam eine stärkere Wirkung: „Ich lasse, was dahinten ist, und strecke mich nach dem, das da vorne ist.“ Ohnehin sah man den Fortschritt der Kultur nicht so sehr im Gemeinleben, wie in dem einzelner hervorragender Persönlichkeiten. Und diese mußten ja immer sterben! In ihren Worten lagen dann auch der menschlichen Gemeinschaft immer Erinnerungen auf dem Herzen nicht etwa von Kulturfortschritt, sondern davon, daß, was Griechenland gebaut hat, unterging, was Rom gebaut hat, unterging und somit Höhepunkte im natürlichen Leben immer wieder der Nacht des Vergehens und Todes verfallen. Später steht das Mittelalter Jahrhunderte hindurch unter dem beherrschenden Eindruck von Roms Fall. Erst sehr spät, vielleicht erst im 18. Jahrhundert wendet sich der Blick der Menschheit im allgemeinen von der Vergangenheit ab, der Zukunft, der irdischen Zukunft und damit der Vorstellung eines allgemeinen Kulturfortschritts zu, in welcher dann auch sofort sozialistische Prinzipien sich aufs stärkste geltend zu machen anfangen.

Noch andere Studien setzen bei Augustin ein. Auffallenderweise hat er in seinem „Gottesstaat“ den Blick bereits nach vorn gerichtet. Die Masse des Verderbens in der Menschheit wird, durch Christi Erlösung und Gnade gereinigt und geheilt, sich in menschlicher Freiheit zu einem von Gott bestimmten Ziele entwickeln und vorwärts bewegen. Denn Gott erfüllt die Welt

immer mit seiner gegenwärtigen Macht und mit seiner nie abwesenden Natur. Weder im Helfen noch im Richten läßt er die Welt je allein. Die Menschen, welche die Welt regieren, dienen in Wirklichkeit nur seinen Gedanken und Zwecken. Die Größe Augustins sprach eindringlich zu mir, wenn ich hie und da, gesucht und ungesucht, deutliche Spuren vor mir sah, daß sein Geist die Gedanken, die im Mittelalter die Theologen erfüllen und regieren, auch auf diesem Gebiete andauernd bestimmt. Sozialistische Prinzipien waren mir bei ihm nicht zum Bewußtsein gekommen. Ich erklärte mir dies daraus, daß ich ihn nicht genau genug gelesen hatte. Jedenfalls fanden sie sich schon bei seinem Ausgangspunkte in Plato und fanden sich wieder in Rabelais und Morus, in Campanella uud Baco. Am stärksten und modernsten traten sie in Morus „Utopia" auf. Hier kann man nicht nur sozialistische, sondern auch sozialdemokratische Grundsätze finden. So werden z. B. alle Bewohner Utopiens, Männer und Frauen, zum Ackerbau oder Handwerk in bestimmten Stunden angehalten und dabei beaufsichtigt. Der Ertrag aller Arbeit fließt in die Staatskasse, aus der jedem das Nötige zuerteilt wird. Auch der Handel wird ausschließlich vom Staat verwaltet. Die Häuser werden sodann den Bewohnern durchs Los zugewiesen und alle zehn Jahre aufs neue verteilt. Die Staatsverfassung erbaut sich auf breitester demokratischer Grundlage. Die Anwendung der Mathematik und der mathematischen Methode auf die Soziologie ist schon bei Morus in ausgedehntem Maße vorhanden. Nach dem dekadischen System werden in arithmetisch bestimmten Proportionen die einzelnen Gruppen im Staatsleben gebildet, wie denn auch das Lineal den Bau der Städte im Lande bestimmt und jedes Haus dem andern gleich ist. Die Einwohner haben Religionsfreiheit*), doch kann niemand Bürger werden, der nicht an Gott glaubt und die Unsterblichkeit

*) Morus, ein Mann so reicher Bildung, großer innerer Freiheit und Heiterkeit, großer Charakterfestigkeit, konnte dabei den Rechtsgelehrten James Bainham, der protestantische Neigungen haben sollte, in seinem eigenen Hause geißeln und foltern lassen. Bainham berente und widerrief; aber auf Morus' Urteil wurde er in Smithfield verbrannt!

der Seele annimmt. Ohne Zweifel hat Baco in seiner „Atlantis“ diese Arbeit von Morus auch vor sich gehabt und wenn sein eigenes Werk ein Torso geblieben ist, so ist es wohl naheliegend, die Ergänzungen sich bei Morus zu suchen. Jedenfalls bringt Baco in seinen Phantasiebildern aufs stärkste die Bewegung der Menschheit nach vorn, den Kulturfortschritt zum Ausdruck. Seine geniale Bemerkung beweist dies zur Genüge, wenn er betont: „Was wir das Altertum nennen, ist in Wirklichkeit die Jugend der Menschheit; und ihr Alter ist dagegen die Zeit, in der wir leben.“ Baco ging dann offenbar über Morus hinaus, indem er in seinem Idealstaate größeren Nachdruck auf die genaue, allseitige und weitreichende geistige Ausbildung der Bewohner legt und die Bedürfnisse ihres Lebens nicht nach dem Maßstabe mehr des bloß Notwendigen bestimmt, sondern auch Schönheit und Fülle dabei berücksichtigt wissen will. Je mehr ich ihn las, desto höher stieg meine Bewunderung für ihn, fand ich doch nun auch selber, daß er in seiner Neuen „Atlantis“ eine ganze Reihe von Entdeckungen, ja von neuen wissenschaftlichen Disziplinen darin voraussieht, die erst später, zum Teil erst in der Gegenwart*) verwirklicht wurden. Um so mehr kränkte es mich, in ihm wieder einen Beleg vor mir zu haben, daß die genialste Begabung nicht vor tiefer sittlicher Nichtigkeit und niedriger, gemeiner Gesinnung zu schützen vermag.

Zu feststehenden positiven Ergebnissen führten mich diese Studien nicht. Sie waren obendrein oft unterbrochen worden. Immerhin erschien es mir als ein Gewinn, wenn ich mich überzeugt hatte, daß die sozialistische Bewegung in der Gegenwart nicht modernen Ursprungs ist, sondern in ihren prinzipiellen Anschauungen im ganzen Verlauf der Menschheitsgeschichte auftritt. Zweifellos hat die moderne sozialistische Bewegung in den modernen Wirtschafts- und Lebens-Verhältnissen auch wieder besonders starke, eigentümliche Antriebe empfangen. Ebenso ist ihr ein bewußt irreligiöses Element eingepflanzt, das früher in dieser Entschiedenheit und weiten Verbreitung nicht vorlag. Sonst

*) Z. B. Telephon und Phonograph.

aber gilt auch vom Sozialismus: „Es gibt nichts neues unter der Sonne!“*)

Außerdem hatten diese Studien indessen noch den Erfolg, daß ich die Notwendigkeit einer wirklichen christlichen Gemeindebildung klar vor mir sah. Der gerade auch in den erweckten Kreisen hervortretende Hang, sich abzusondern und gar zu separieren, erschien mir als höchst gefährlich. Andererseits geschah aber auch von kirchlicher Seite viel zu wenig, um eine wohl begründete soziale Gemeinschaft zu bilden, in der die kirchliche Gemeinde wirklich eine einheitliche Heimstätte für alle ihre Glieder wurde. Als etwas besonders dringend Notwendiges auf diesem Gebiete sah ich die Neubelebung und zeitgemäßere, zweckmäßigere Organisation der kirchlichen Armen- und Krankenpflege an.

III.

Wenn ich endlich noch einen charakteristischen Zug hier hervorheben darf, der meine Studentenzeit und mein ganzes späteres Leben beherrschte, so ist dies, wie ich keinen Augenblick bezweifeln kann, mein Bemühen, die Stellung, welche ich als Christ zur heiligen Schrift einnahm, auch wissenschaftlich zu begründen. In den vorstehenden Blättern ist diese Aufgabe freilich auch schon wiederholt berührt worden; aber ich fühle doch die Verpflichtung, ehe ich schließe, noch einige mehr zusammenfassende Bemerkungen darüber anzufügen.

Zunächst befestigte sich in meiner Studentenzeit mir die Erfahrung, daß die heilige Schrift mir immer größer wurde und eine immer größere Bedeutung für mich als Theologen gewann, je mehr

*) Charakteristische Anfänge der irreligiösen und unsittlichen Tendenz der modernen Sozialdemokratie liegen in der ersten französischen Revolution zu Tage. So beschreibt z. B. Camille Desmoulins (Brissot devoilé, 1792) die Revolutionen des 15. und 17. Jahrhunderts als Bewegungen, die ihren Ursprung in der Tugend, im Gewissen, ihre Kraft im Fanatismus und in der Hoffnung auf ein ewiges Leben gefunden hätten. Er fährt dann fort: Notre révolution purement politique n'a ses racines que dans l'égoisme et dans les amours propres de chacun, de la combinaison desquels s'est composé l'interêt général.

ich mich mit ihr selbst beschäftigte und sie selbst kennen lernte. — Oft trat mir bei mir selber und bei anderen entgegen, daß die Unkenntnis der Bibel, selbstverständlich für jeden Christen ein unersetzlicher, verderblicher Mangel, für den Theologen Folgen nach sich zieht, an denen er, wenn nicht Gottes Gnade eingreift, rettungslos scheitern muß. Dabei war ich in einem christlichen Elternhause von Jugend auf in die Bibel eingeführt, auch in der Volks- und Privatschule weiter in Bibelkenntnis gefördert und im Konfirmandenunterricht auch auf diesem Gebiet bereichert und befestigt worden. In dem allen brachte ich relativ doch mehr zum theologischen Studium mit, wenn auch meine Gymnasialzeit bei mir manche empfindliche Lücken hinterlassen hatte. Bei manchen Mitstudierenden stand es ebenso. Bei anderen fehlten diese Grundlagen und zwar zuweilen in einem kaum glaublichen Maße. Sie waren dann wiederholt auf dem Gymnasium mit so vielen Anfeindungen und Angriffen gegen die Bibel bekannt und zum Teil von derartigen Gedanken eingenommen und überwunden worden, daß sie ihr theologisches Studium nicht nur in Unkenntnis der Bibel, sondern auch in Voreingenommenheit gegen die Bibel begannen und weiterführten. Mußte ich derartige Vorgänge beobachten, so wollte mich nicht selten der Eindruck übermannen, welche furchtbare Verschuldung auf uns ruht, daß wir nicht mehr dafür tun, den Studierenden wenigstens ein einigermaßen genügendes Wissen um den Inhalt der Bibel auf den Gymnasien zu ermöglichen und mitzugeben. Denn ich konnte mir nicht verbergen, daß bei der vorhandenen Unkenntnis der Bibel das theologische Studium sehr oft nur formalen Charakter annahm. Irgendwelche menschliche Meinungen über die Bibel, gute Meinungen und schlechte Meinungen, gewannen obendrein über den Studenten eine Gewalt, die ihn ohne weiteres unter sich zwang. Er war nicht imstande, sich irgendwie persönlich zu behaupten. Er wurde zu einer Sache. Mehrfach trat dann ihm selber die Unerträglichkeit dieses Zustandes so nachdrücklich nahe, daß er sich einem anderen Studium zuwendete. Blieb man Theologe, so war in einzelnen traurigen Fällen nicht zu verkennen, daß man seinen Beruf mehr vom Standpunkt eines Geschäftsmannes ansah, oder man warf sich

auch wohl auf philologiſche, philoſophiſche, kritiſche Einzelſtudien, wie ſie möglich waren, um dem peinlichen Problem einer perſönlichen Stellung zur Bibel, die dem Chriſtentum und dem kirchlichen Amte entſprach, ſo lange es irgend tunlich war, zu entgehen.

Bei dieſem Schriftſtudium konnte ich, ſo ſelbſtändig ich dabei vorzugehen ſuchte, doch Hilfe nicht entbehren und zwar bewies ſich dieſe Hilfe mir als ebenſo notwendig in chriſtlich-religiöſen, wie in wiſſenſchaftlich-theologiſchen Aufgaben. Jede mutwillige Iſolierung nach beiden genannten Seiten erwies ſich mir als unrecht und gefährlich. — Die heilige Schrift iſt eben der Kirche Chriſti primär und ſekundär dem einzelnen, als Glied der Kirche, gegeben. Die kirchliche Auslegung der Schrift, wie ſie auf Grund beſtimmter zeitgeſchichtlicher Veranlaſſungen in ihrem Bekenntniſſe vorliegt, war mir öfter in Widerſpruch gegen meine eigene Auslegung getreten; aber, wenn ich dann tiefer zu graben ſuchte und beſonders, wenn ich an Erfahrung reicher wurde, überzeugte ich mich in jedem, bis dahin mir vorgekommenen einzelnen Falle, daß meine Privatmeinung unrichtig, wenigſtens unzutreffend geweſen war, während das kirchliche Bekenntnis ſich als wirklich ſchriftgemäß erwies. Ich gewöhnte mich in die Situation hinein, daß das kirchliche Schriftverſtändnis mein perſönliches Verſtändnis in allen großen entſcheidenden Aufgaben zu korrigieren, zu leiten, zu vervollſtändigen befugt und befähigt ſei. Ebenſo: Daß meine Aufgabe darin beſtehe, in das ſchriftgemäße Bekenntnis immer mehr hineinzuwachſen. Aber die Schrift blieb höchſte Autorität. Die Grundtvigſche Theorie, welche durch ſkandinaviſche Studenten auch in unſeren Kreiſen bekannt wurde, daß man im erſten Bekenntnis der Kirche die höchſte Autorität erſehen müſſe, erſchien mir als unhaltbar. — Der kirchlichen Schriftauslegung und der kirchlichen Schriftwiſſenſchaft wurde ich zu immer tieferem Danke verpflichtet. Es waren immerhin nur Anfangseindrücke, die ich daraus empfing; aber ich hatte ſehr große Freude daran. Manchmal leuchtete mich an, daß ich hier das Geheimnis der Welt und der Menſchen wirklich verſtehen lerne; aber das erſchien mir dann doch wieder als Nebenſache gegenüber der Hauptſache, daß mir das Geheimnis der Gnade Gottes zum Troſt meines Gewiſſens

und zum Heil meiner Seele bezeugt und zugeeignet wurde. Vor allem schien mir die innere Harmonie der Gaben Gottes im Glauben, in der Hoffnung und Liebe oft zu einem großen Hymnus werden zu müssen, dem ich in meinem ganzen Leben zu dienen habe. Die Ethik von G. Chr. A. v. Harleß wurde mir hierin immer mehr zu einem kostbaren Schatze, besonders, weil ich hier zugleich eine Einführung in Luther erlebte, die den Reformator mir von neuen Seiten zeigte und sehr lieb machte. Dabei mußte ich oft wahrnehmen, daß die kirchliche Theologie in ihren Bestimmungen und Ablehnungen das Geheimnis Gottes selbst ehrfurchtsvoll als ein unwandelbares intakt bewahrte für den Glauben, den allein der heilige Geist durch die Gnadenmittel wirkt. — Wurde ich dem Wesen, der Entstehung und Geschichte der heiligen Schrift näher geführt, so fing ich an, ihre göttliche und ihre menschliche Seite mir nach Maßgabe der göttlichen und menschlichen Natur in der Person des Herrn vorzustellen. Ich war durch einen theologischen oder sonstigen Schriftsteller, dessen ich mich nicht mehr erinnere, auf diesen Parallelismus aufmerksam gemacht worden. Ich kannte aus Erfahrung, daß man die göttliche Seite der Schrift allein gelten lassen wollte. Dabei wog die Meinung vor, auf diesem Wege am meisten Gott ehren und alles Fleisch vor ihm demütigen zu können. Bei etwaigen Mißgriffen beruhigte man sich mit der Vorstellung, es sei eben doch nur ein Irren durch Übertreiben der Wahrheit und könne keine weiteren schlimmen Folgen nach sich ziehen. In Wirklichkeit aber war nun ein unabläßiger, ebenso peinlicher, wie verderblicher Streit mit dem in seiner Weise und auf seinem Gebiete vollkommen berechtigten natürlichen Wahrheitssinne notwendig geworden. Und griff ich zu jener Parallele, dann kam mir die ausschließliche Betonung der göttlichen Seite der Bibel ebenso irrig und auch ebenso verderblich vor, wie die ausschließliche Betonung der göttlichen Natur in Christo. Von der ausschließlichen Hervorhebung der menschlichen Seite der Bibel und ihren Folgen brauche ich ja nicht weiter zu sprechen. Dagegen wurde mir das Problem am schwersten, wenn man unter voller Anerkennung einer göttlichen und einer menschlichen Seite der Bibel sich den Beruf und die Verpflichtung beilegte, beide nicht

nur zu unterſcheiden, ſondern auch voneinander zu trennen. Lag hier nicht auch die Notwendigkeit vor, die Bibel als ein Ganzes zu faſſen, ohne für die ſchließliche Würdigung derſelben ſich das Vermögen beizulegen, die menſchliche Seite auszuſcheiden und ſo nur die göttliche als das bleibende, wertvolle und autoritätvolle hinzuſtellen? Dieſe Fragen beſchäftigten mich viel. Die Zuſammenfaſſung der beiden Naturen in Chriſti Perſon und ihre Einigung in derſelben gaben mir willkommene Winke. Auch hielt ich mir vor, daß die Jünger wider alle Angriffe gegen ihren Herrn, gegen ſein Reich und ſein Wort nicht dadurch gewappnet und Sieger in dieſem Kampfe geworden ſeien, weil ſie von Anfang an etwa tiefere Erkenntnis, als die Feinde, beſaßen oder ſonſt mit hohen Gaben, mit Heldenmut und Standhaftigkeit, oder mit einem Schatz an allen guten Werken ausgeſtattet waren. Vielmehr blieben ſie Sieger, weil ſie beſtändig in der Gemeinſchaft mit dem Herrn lebten, von ihm immer mehr Liebe empfingen, ihr Herz ihm immer rückhaltloſer öffneten und in ſeiner Gnade und Wahrheit ganz und gar Leben und volles Genüge fanden. Durch ihr Beharren beim Herrn auch in ſeinen Anfechtungen und ihre Gemeinſchaft mit ihm wurde ihr anfänglich zagendes Vertrauen auf ihn, ihre anfänglich zitternde Liebe zu ihm, die nicht ſelten am Verzagen war, allmählich zum göttlich gewiſſen, weltüberwindenden Glauben, zu einer Liebe, ſtärker, als der Tod, und zu einer Hoffnung, die ſie nie zu Schanden werden ließ. Darin lag noch manche Aufgabe, mancher Kampf vor mir. Soviel mir darin unklar war und mir auch Sorgen machen wollte, ſo hatte ich im letzten Grunde auch als Theologe in dieſer grundlegenden Beziehung gute Zuverſicht, der Herr werde mich nicht verlaſſen und mich ſtärken, daß ich ihn nicht verlaſſe! —

IV.

Das erſte theologiſche Examen war vor dem Generalſuperintendenten in Stade abzulegen. Die Reiſe dorthin mit der Poſt führte mich durch einen Teil des Herzogtums Bremen, den ich bis dahin noch nicht kennen gelernt hatte, und brachte wieder allerlei Erlebniſſe. Aber es fehlt mir jetzt doch an Friſche,

weiter darauf einzugehen. — Das Examen ſelbſt beſtand im weſentlichen darin, daß der ehrwürdige Generalſuperintendent Sarer, der uns in väterlicher Freundlichkeit und Milde und auch in väterlichem Ernſte aufnahm, mit jedem unter uns ſeinen Studiengang durchſprach und daran die Fragen an ihn und die andern knüpfte, die ihm zur Konſtatierung unſeres theologiſchen Wiſſens und Urteils notwendig zu ſein ſchienen. Seine gründliche und umfangreiche theologiſche Bildung, ſeine ſeltene Klarheit in allem, was er behandelte, ſeine große Geduld machten ihn zu einem vorzüglichen Examinator. Nichts lag ihm ferner, als in mehr peripheriſchen Dingen etwa Gewicht darauf zu legen, daß wir wiſſen müßten, was er wußte. Er gab vielmehr den Examinanden vollen Spielraum, ſich über ihre theologiſche Bildung frei auszuſprechen und ſelbſtändig nachzuweiſen, worin ſie am meiſten zu Hauſe waren. Dabei behielt er doch immer das Heft in der Hand, kam immer wieder durch ſehr geſchickte Zwiſchenfragen auch auf die Hauptſachen in den einzelnen Disziplinen zu ſprechen und veranlaßte dann von ſich aus zu beſtimmten Erklärungen. Eine rührende Liebe und Herzensdemut lag in ſeiner Erſcheinung, ſeinem Auftreten, ſeinen Worten. Für jeden, der ihm näher gekommen iſt, mußte er ein Friedensbote werden, wenn nur einigermaßen die Vorbedingungen dazu vorhanden waren. —

In der Zeit vor dem Examen war ich mehrfach mit Johannes S. Büttner zuſammengetroffen, der bei meinem Onkel in Vegeſack zu Gaſte war. Manche ernſte Beſprechungen hatte ich mit ihm gehabt. Er war damals Paſtor adjunktus bei ſeinem Vater in Daverden, erhielt dann die Pfarre in Horneburg bei Stade und ſtand zuletzt faſt vier Jahrzehnte dem Diakoniſſenhauſe „Henriettenſtift“ in Hannover vor, einer Stiftung der Königin Marie, von der Segensſtröme ins ganze Land ſich ergoſſen. Büttner war in ungewöhnlichem Maße im beſonderen auch für ſeinen Beruf am Diakoniſſenhauſe ausgeſtattet. Er iſt mir oft als Repräſentant des Beſten erſchienen, was eine vorzügliche häusliche Erziehung in Verbindung mit guter philologiſcher und vortrefflicher theologiſcher Durchbildung in der letzten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts der ev.-lutheriſchen Landeskirche

Hannovers und weit über ihre Grenzen hinaus unter des Herrn Gnade und Segen zur wahren Erbauung seiner Gemeinde zu bieten und zu leisten vermochte. In seiner großen Liebe und Treue ist er mit Rat und Tat mir lebenslang ein teurer, unvergeßlicher Freund geblieben. — Ihn kannte ich damals schon länger. In Stade sah ich dann während meines dortigen Aufenthalts beim Tentamen eine auffallend hohe und hagere Gestalt in wiegendem Gange die Straße hinunter wandern, Wilhelm Becker. Bis dahin kannte ich ihn noch nicht. Eine lebenslange Freundschaft hat mich auch mit ihm verbunden, in der nicht nur seine Gestalt vor meinen Augen an Fülle zunahm, sondern seine Persönlichkeit, um von ihm, als einem Lebenden, nicht mehr zu sagen, meinem Herzen ebenso gewichtig wie teuer wurde. Büttner und Becker bringen mir aber nun, wenn ich die Erinnerungen aus meiner Studentenzeit schließe, alle die Freunde*) wieder vor die Seele, die teuren Gefährten in jenen bewegten Jahren, die mir beim Schreiben geistig so oft gegenwärtig waren. Dies bewegte und bewegt mich um so mehr, als ich späterhin nur in sehr seltenen Fällen neue Freundschaften schließen konnte. Aber viele von ihnen weilen schon nicht mehr auf Erden! Wenn ich die Namen auf dem weißen Blatt vor dem Griechischen Neuen Testament ansah, das der Wingolf jedem Mitgliede zu Weihnachten zu schenken pflegte, so füllen sie die ganze Seite. Die Überlebenden würden nicht mehr viele Zeilen in Anspruch nehmen.

*) Aus dem Bremischen Kreise möchte ich nennen: Konr. Noltenius, Eduard, Heinr. und Wilh. Rodatz, Gottl. Kulenkampff, Herm. Tiedemann, Heinr. Meyer, Gust. Bicker; aus dem Verdener Kreise: Fr. Plathner, Ferd. Martens, Alb. Lührs, H. v. Hammerstein, Aug. u. Ad. Philippi, Langelotz, Stisser, die Brüder Brünjes, Ernst und Karl Wyneken; aus der Erlanger Zeit: K. Tappen, J. Möller, M. Genschen, Heydrich, Haardt, Weyland, Stöckhardt, die Brüder Zucker, Drechsler, Wollbrecht, Siegfr. Göbel, Joh. Remmers, Mie, Eilers, Guyon; aus der Göttinger Zeit und später: Raydt, die Brüder v. Lüpcke, Stadtländer, Preu, Otto u. Gust. v. Hanffstengel. — Ich wage zu hoffen, die unter ihnen, welche die vorstehenden Erinnerungen lesen, werden die Überzeugung gewinnen, daß ich bemüht gewesen bin, ein einigermaßen zutreffendes Bild zu entwerfen von den Vorgängen, die wir gemeinsam erlebten, den Personen, denen wir näher traten, und den Bewegungen, die unsere Gemüter durchzogen.

Bei den Bildern an der Wand meines Zimmers und in meinem Album muß ich ähnliche Wahrnehmungen machen. Es war ein großer Kreis, dem ich in der Verbindung und außerhalb ihrer Grenzen unendlich viel Liebe, Treue, Freude und Hilfe verdanke. Mein letzter Gedanke hier am Schlusse meiner Studentenzeit muß sich Euch zuwenden, liebe Brüder und Freunde, mit Händedruck und Herzensgruß im Herrn:

Vivat Academia!

Lehmann & Bernhard, Hofbuchdrucker, Schönberg i. Meckl.

Perſonen- und Sachregiſter.

A.

Abälard 23.
Abendmahl 174, 198.
Abgötterei 39, 162.
Abiturienten 37.
Abitur.-Examen 14.
Abſchiedskneipe 170.
Adiaphora 132.
Äſthet. Wirkung 121.
Äſthet. Lebensanſchauung 162.
Agitation 99, 200, 273.
Agnoſtiker 46.
Ahlfeld, Fr. 91, 266.
Alpenwanderungen 163.
Alſterdorf 121.
Altes Haus 172.
Altruismus 6.
Ambroſius 23.
Anbetung 88.
Aneignung 40.
Anknüpfungen 45.
Anmerkungen 12, 129.
Anonymität 5.
Anſtoß 132.
Apologetik 194.
Arbeit 83, 89, 125, 177, 208, 254.
Architektur 157.
Arndt 232.
Atmoſphäre 18, 216, 240.
Aufatmen 18.
Aufblaſen 46.
Aufrichtig 117, 145, 205.
Augenentzündung 235.
Auguſtin 23, 59. 71, 76, 126, 166, 252, 278.
Auslachen 85.
Autorität 9, 37, 82, 137, 141, 146.

B.

Bach 72.
Baco 78, 279.
Baken 124, 155.
Bagynski 33.
Bamberg 157.
Barrett, Roſa 33.
Baſar 258.
Baum, Dr. 235.
Baumgarten, Dr. 237.
Baur, Fr Chr. 92, 104, 107, 228.
Beerdigung 153, 175.
Beck, Tobias 40.
Bekehrung 271.
Bekenntnis 77, 192.
Bengel, J. A. 41, 57, 95. 107, 174.
Beruf 53, 72.
Beſuche 246.
Betrunkener 56.
Bewunderung 39.
Bewußtſein 198.
Bibelſtudien 38, 281.
Bibliothek 41.
Bibliſche Weisſagung 196.
Blödſinnige Kinder 121.
Bootsmann 1, 249.
Bremen 114, 246, 256.
Brown, J. E. 129.
Brüderliche Liebe 189.
Brünetiere, F. 11, 277.
Burggraben 1.
Burſch 114.
Burſchenſchaft 66.
Burſchenzeit 170.

C.

Campagna 161.
Carbyle 275.
Catull 24.
Charfreitag 97.
Chiliasmus 42.
Chriſt 147.
Chriſtentum, undogmatiſches 49.
Chriſtentum u. moderne Weltanſchauung 214.
Chriſtl. Prinzip 148, 151.
Chriſtl. Heroismus 258.
Chriſtologie 137.
Chriſtſein 194.
Collenbuſch 16, 17.
Cowper 126.
Curtius, Ernſt 18, 208, 220

D.

Dänenkönig Friedr. VII. 236.
Dahomey 259.
Dannhauer, J. K. 194.
Dante 128, 262.
Defizit 257.
Deismus 137, 204.
Delitzſch, Franz 21, 109, 169.
Deutſchland 238.
Dialektiſche Schärfe 222.
Diebſtahl 31.
Diligence 114.
Disziplinierung 94, 188.
Disziplinarrecht 188.
Diskuſſion 193, 107.
Dogmatiker 143.
Dogmen 228.
Dogmengeſchichtl. Studien 168.
Druck 19.
Duell 67, 183.
Durchſchnittsnatur 58.

E.

Ebbe 122.
Egoiſt. Literatur 128.
Ehre 69.
Ehre Gottes 35.
Ehrenfeuchter 199, 212, 235.
Eidgenoſſenſchaft 178.
Eigenliebe 2, 248.

Eigentumsvergehen 181.
Eindruck 17, 25, 30, 34, 59, 45, 55, 64, 70, 92, 111, 120, 136, 160, 173, 184, 197, 225, 241, 270.
Einleitung 92.
Einnahmequellen 257.
Einzelbekehrung 265.
Einzeltugend 49.
Elbe 122.
Elbherzogtümer 236.
Elend 140, 162.
Eltern 17, 141, 146, 173.
Entſcheidung 76.
Erbe 144.
Erfahrung 11, 29, 71, 144, 196, 283.
Erfolg 90.
Erholung 132.
Erinnerung 28, 31.
Erkenntnistheorien 181.
Erlangen 35, 61, 87, 112, 187.
Ernſt Curtius 18, 209, 220.
Erweckung 271.
Erziehung 81, 99, 101.
Eſoteriſche Theologie 217.
Ethik 213.
Evangelium 141, 234.
Examen 14, 129, 286.
Examenspredigt 219.

F.

Falſchmünzerei 145.
Familie, chriſtl. 19, 154.
Familienverbindungen 179.
Feindesliebe 145.
Fenelon 127.
Ferien 114, 135.
Feſtung 197.
Finden 137, 141, 248.
Fleiß 147.
Flut 122.
Forſcher 7.
Forſchung 8, 81, 254.
Frank, v. 151, 196.
Francke, A. H. 107.
Franklin, Benj 205.
Freiheit, akad 87.
Freiheitsgefühl 17, 19.
Freude 26, 55.
Freundſchaft 117, 189, 287.
Friedrich VII. 236.
Frühling 112, 270.
Fundament 58.
Fundamentalpunkte 206.
Furcht 98, 261.
Fußreiſe 156.
Fußwanderung 184.
Fux 61, 92, 151.

G.

Galgenreue 165.
Gebetserhörungen 174.
Gedächtnis 22, 24, 27, 148.
Gefühl 48.
Gefühlseindrücke 166.
Geheimnis 7.
Geiz 44.
Geldſorten 61.
Gemeinde 164, 200, 281.
Genialität 161.
Genugtuung 37, 96.
Genuß 84
Georg III. 241.
Gerhardt, Paul, 37.
Gerichtsverhandlung 33.
Germania 186.
Geſang 54, 67, 225, 268.
Geſellſchaft 132
Geſetzespredigt 165.
Geſetz 141.
Geſchichtswahrheiten 138.
Geſichtskreis 10, 85.
Gewiſſen 22, 69, 83, 198, 213, 216.
Gewohnheitschriſt 141, 145.
Glaube 40, 141, 193, 198, 256.
Gleichnis 248, 251.
Glück 15, 131.
Gnomon 41.
Gotteshülfen 174.
Göttingen 183, 185, 211.
Graul, Karl 229, 260.
Grauſamkeit 32.
Groten, Bremer, 62.
Guizot 9.
Güter, himmliſche, 5.
Gymnaſium 3, 7, 19, 21, 71, 190.

H.

Hafen 189.
Hagenbach 144.
Hall, Clarke 33.
Halkett 236.
Halbgebildet 105.
Hamburg 114.
Handwerker 46, 50.
Hannover 240.
Harms, Klaus 131.
Harms, Louis 154, 267.
Harnack, Th. 218.
Hausandacht 133, 268.
Hauslehrer 151.
Hebräiſch 109.
Heidentum 49, 166.
Heidenmiſſion 256.
Heimkehr 17.
Heiligung 151.
Heimweh 71.
Heiland 135.
Helgoland 123.
Helmbold, Ludw. 178.
Herbart 34, 40, 150.
Herdfeuer 19.
Hermann Lotze 222.
Hermannsburg 133.
Herrnhuter 46.
Herzog, Prof. 90.
Hierophanten 221.
Himmelreich finden 254.
Hilty, C. 5, 276.
Hingabe 249.
Hochſchule 71, 81.
Hofmann, v. 39, 91, 147.
Hoffnung 154.
Holſtein 244.
Howard-Aſſoziation 33.
Hugo, Viktor, 4, 70
Humor 3, 21, 44, 56, 246.

J.

Jagd 51, 130.
Ich 127.
Ich-Literatur 31.
Ich dien' 242.
Ideal 148.
Inkonſequenz 21.
Indien 263.
Individualität 187.
Innere Miſſion 122.
Inſchriften 165.
Inſtitutionen 81, 99, 167
Inſpiration 37, 96.
Intellekt 94, 137.
Intellektualismus 195.
Interregnum, ſittl. 85.
Intuition 273.

Johann Arndt 168.
Joh. v. Müller 178.
Iſoliertheit 49, 66, 71.
Juden 115.
Jugendfreude 87.
Jünger 285.
Jünglingsalter 8.
Juvenal 15.

K.

Kahnſchiffer 2, 52.
Kalkulieren 57.
Kämpfe 54, 70.
Kapitän 115.
Kartenſpiel 130.
Kaſte 264.
Katechismus 152, 198.
Katechismusſturm 198, 242.
Kathedralen 118.
Katholiken 99.
Katholizismus 163, 200.
Kaufmann 247, 259.
Keim 107, 248.
Kenoſe 143.
Keulenſchläge 165.
Kindernot 31.
Kinderkrankheiten 253.
Kindlichkeit 136.
Kirche 101, 276.
Kirchhof 175.
Kirchengebäude 118.
Kirchengeſang 90, 268.
Kirchenlied 226.
Klaſſiſche Ereigniſſe 18.
Kleinkunſt 11.
Kleinſtaaterei 245.
Kliefoth 12.
Kloſtermann, Aug. 245.
Knabenſchlachten 236.
Knecht 37.
Knödel 133.
Komment 82.
Kondolieren 3.
Konfeſſionalismus 235.
Konfeſſionen Auguſtins 126.
König 202, 240.
Konkordienformel 230.
Kopie 18.
Konſervativ 99, 103, 243.
Konſiſtorialerlaſſe 207.
Konſtantin d. Gr. 100.
Kontinuität, ſittl. 83.
Krankheit 73.
Kraus, Fr. Xav. 160.
Kreatur 26.
Kriſtalle 110.
Kultur 214, 278.
Kunſt 133, 157, 163.
Kuhlemann 33.
Küſtenfahrt 122.

L.

Lactanz 22.
Leben 19, 83.
Lebensglück 19.
Lebenstüchtigkeit 86.
Leben Jeſu 105.
Lebenswandel 191.
Lebenszeit 89.
Lechler 107.
Lehrer 32, 34.
Lehrenentwicklung 143.
Leſſing 137, 143, 144, 154.
Leuchtturm 124.
Liberalismus 99, 247.
Licht 125.
Lichtſtrahlen 60.
Liebe 46, 37, 43, 50, 117, 268.
Liebhaberei 52.
Liturg. Seminar 227.
Löhe, Wilh. 227.
Logau 131.
Lotze 149, 222.
Lowell 19, 155.
Ludwig, O. 216.
Luhrs, A. 201.
Luthardt 97 263.
Luther 20, 71, 108,, 146, 166, 168.
Lutheraner 87, 201, 247, 263.

M.

Magee, Erzbiſchof 48.
Malchus 162.
Maler 11.
Mallet 259.
Martenſen 6.
Marterlen 165.
Materialismus 28, 149, 224.
Meliſſande 25.
Mendelsſohn, Moſes 6.
Menſur 65.
Menſchenopfer 183.
Menſchwerdung 76, 120.
Milton 10, 160.
Miniſtertiſch 240.
Miſſion 255.
Miſſionskonferenz 259.
Miſſionieren 151
Miſſionsverein 262.
Mitteldinge 46, 152.
Möhlers Symbolik 167.
Monarchien 120.
Monod, Ad. 220.
Montaigne 157.
Montesquieu 159.
Moorgemeinde 269.
Morus, Thom. 279.
Morgenſtunden 25.
Mozarabiſche Liturgie 182.
Mühlenteich 1.
Müller, Joh. v. 178.
Mulus 14, 43, 58.
Muluszeit 14.
Muſik 152.
Muſſet, Alfr. de 86, 140, 204.
München 159, 169.
Münkel 201, 207, 209.
Myſtik 168, 222.

N.

Nachahmung 33.
Nachleſe 255.
Nächſter 131.
Näherkommen 149.
Nathan 137.
Nationalitätsprinzip 239.
Naturgefühl 161.
Nebenſachen 48.
Neumann, Karl 160.
Niederſachſen 19.
Niederſchreiben 129.
Nihilismus 83, 128.
Nürnberg 157.

O.

Obrigkeit 100, 277.
Offenbarung 140.
Operation 214.
Opfer 97.
Originalität 18.
Oſtern 97.
Öſterreich 239.

P.

Pantheismus 224.
Partei 99.
Pascal 95, 139, 223.

Pastor 37, 51, 52, 55, 138, 231, 256, 267.
Paulus, Apostel 47, 49, 220.
Person 39, 149, 275.
Pestalozzi 127.
Petri, L. A. 175.
Pfarrhaus 58, 152.
Pfeifenrauchen 154.
Pfingsten 275.
Pflichtbewußtsein 88.
Philister 188.
Philistrosität 87.
Pietät 82.
Pietistisch 45.
Pietismus 251.
Piraten 137.
Plaß, Direktor 57.
Plato 22, 154, 215.
Plitt 91.
Politik 98.
Prakt. Theologie 127.
Prädestination 35.
Predigt 218.
Prediger-Seminar 220.
Presse 205, 244.
Preußen 236.
Prinzip 150.
Privatfehde 182.
Privatstudien 129.
Problem 77, 94.
— sozial. 273.
Prozeß 33.
Psychologie 224.
Publizität 149.
Pumpversuch 170.

Q.

Quellenauszug 136.

R.

Radulphus Glaber 164.
Ranke 101, 276.
Rationalismus 204.
Rationalistische Weltanschauung 162.
Rauhe Haus 122.
Raumer, K. v. 126.
Realismus 157, 215.
Rechtfertigung 77.
Reflexionen 185.
Reformation 231.
Reich Gottes 214.
Reisen 23, 36, 125.
Reisebeschreibung 167.
Reiseeindrücke 169.
Reisegeld 169.
Religion 162.
Renan 105
Repetitionen 177.
Revue d II. Mond. 105.
Rietschl, Albr. 59, 229.
Robertson 180.
Romane 128.
Römische Kirche 166.
Römer 11, 33—36, 173.
Ronzelen, v. 124.
Rothe, Rich. 57, 214.
Rousseau, J. J. 127.
Rudern 1, 72.
Rumor- und Wachtordnungen 180.
Ruperti, Friedr. 24.
Ruperti, Justus 53.
Ruskin 160.

S.

San Marco 160.
Satisfaktion 67.
Sayer 259, 286.
Schelling 72, 134.
Schenkel 105.
Schicksal 173.
Schiffbruch 153.
Schleiermacher 125, 131, 213, 217.
Schluß 255.
Schmeichelei 40.
Schmidt, Heinr. 102.
Schmidt, Erich 145.
Schöberlein 224.
Schopenhauer 28, 139.
Schönheit 162.
Schrift, heil. 42, 128, 143, 166, 193, 281.
Schuld 205.
Schüler d. heil. Schrift 42.
Schulordnung 17.
Schulsachen 20.
Schwermut 140, 153.
Seele 84, 221, 254.
Seelsorger 209.
Selbstbiographie 5, 29, 127, 255.
Selbständigkeit 18, 39, 41, 93, 143, 248.
Selbsttötung 128, 153.
Selbstvergötterung 128.
Selbstverleugnung 51.
Selbstvernichtung 128.
Semester 110, 113, 150.
Seminar 34, 219.
Seminarpredigt 219.
Shakespeare 215.
Shelley 19.
Sitten 176, 263.
Sittlichkeit 162, 213.
Skat 133.
Smidt, Joh. 34.
Soziales Problem 273.
Sonntagsfeier 174, 178.
Spencer, Herb. 162.
Sphinx 78.
Spekulation 138.
Spezielle Seelsorge 209.
Spiel 130.
Spinoza 213.
Spitzfindigkeiten 195.
Staat, christl. 100.
Stellung, kirchliche 248.
Stelzengang 17.
Stille 154.
Strafmündigkeit 33.
Strauß, Dav. Fr. 104.
Studenten 3, 64, 147, 156, 190, 193.
Studienplan 35, 125.
Suchen 137, 141, 248.
Süddeutsche Studenten 56.
Sünde 22, 26, 35, 44, 77, 128, 137, 140, 165, 197, 250.
Sully Prudhomme 209.
Surrey 4.

T.

Tacitus 20, 179.
Tagebuch 148.
Tempel Gottes 119.
Testessen 265.
Tennyson 79.
Tertullian 22.
Text 104.
Thackeray 241.
Theater 146.
Theologie 51, 55, 65, 91, 129, 135, 208, 283.
Thiersch 75, 235.
Tholuck 30, 220.
Thomas v. Aq. 9.
Thomasius 90, 135, 140, 165, 229.
Tiberius 21.
Tichonius 23.

Todesnot 154, 261.
Trauer 3, 172.
Trauerfall 175.
Trauerſitten 176.
Trench 10, 217, 252.
Troſt 76, 97, 124, 273, 132, 261.
Typiſcher Charakter 216.

U.

Übel 71.
Übergangszeit 8.
Überſetzung 20.
Übermaß 40.
Übungen im Seminar 219.
Uhlhorn 146.
Unabhängig 147.
Unbegreiflichkeit Gottes 174.
Undogmatiſches Chriſtentum 49.
Unevangeliſcher Standpunkt 234.
Unglück 16, 71.
Unheil 173.
Univerſität 3, 15, 35, 81, 151.
Univerſitäts-Gottesdienſt 90.
Univerſitätszeit 190.
Unnatur 177.
Unterhaltung 131.
Unterordnung 147.
Unwiſſenheit 47.
Unzeit 56.

V.

Vaterland 62.
Venedig 159.
Verantwortung 33.
Verbindung 112, 147, 186.
Verbrechen 33.
Verdener Lehrer 184.
Verdienſt 125.
Vereinſamung 66.
Verführung 32.
Verkehr 114.
Verleiblichung 120.
Vernunftwahrheiten 138.
Verſöhnung 96, 261.
Vertrieb. Paſtoren 237.
Verwaltung 253.
Vietor, Rudolf 44, 256.
Vietor, Joh. Karl und Friedr. Martin 44, 258.
Vikariat 246.
Vilmar 215.
Viollet le Duc 160.
Volk 81.
Volkskirche 102, 122.
Volkslied 72.
Volksreden 201.
Voltaire 168.
Vorleſung 65, 147, 208.

W.

Wahres Chriſtentum 233.
Wahrheit über Gott 50.
Wahrheitſagen 117.
Wanderungen 25, 31.
Warnſtedt, v. 243.
Wartburg 112.
Waſſerbauten 156.
Wechſel 43, 84, 169, 246.
Weihnachten 75.
Weltanſchauung 14.
Weltausſtellung 120, 238.
Weltgewandtheit 81.
Weltregierung 101, 84.
Werke 166.
Whiſt 130.
Whiteing 163.
Wicher 33.
Wille 141.
Willkür 5.
Wingolf 112, 147, 186, 191.
Wiſſen 46, 50.
Wiſſenſchaft 81, 94, 109, 137, 144, 196.
Wucherer 100.

Z.

Zeit 56.
Zeitbewegung 9.
Zeitgenoſſen 178.
Zeremonien 164.
Ziegler, Theob. 83.
Zigarrenrauchen 134.
Zither 10, 67, 252.
Zollverein 238.
Zufallserſcheinung 141.
Zuſammenhang 47, 57, 108
Zuſammenſtöße 245.
Zuſammentreffen 193.
Zweifler 138, 144.
Zweikampf 182.

Hans Bartholdi, Verlagsbuchhandlung, Wismar.

„Aus der Jugendzeit eines alten Pastors"

von

Professor D. Fr. Hashagen.

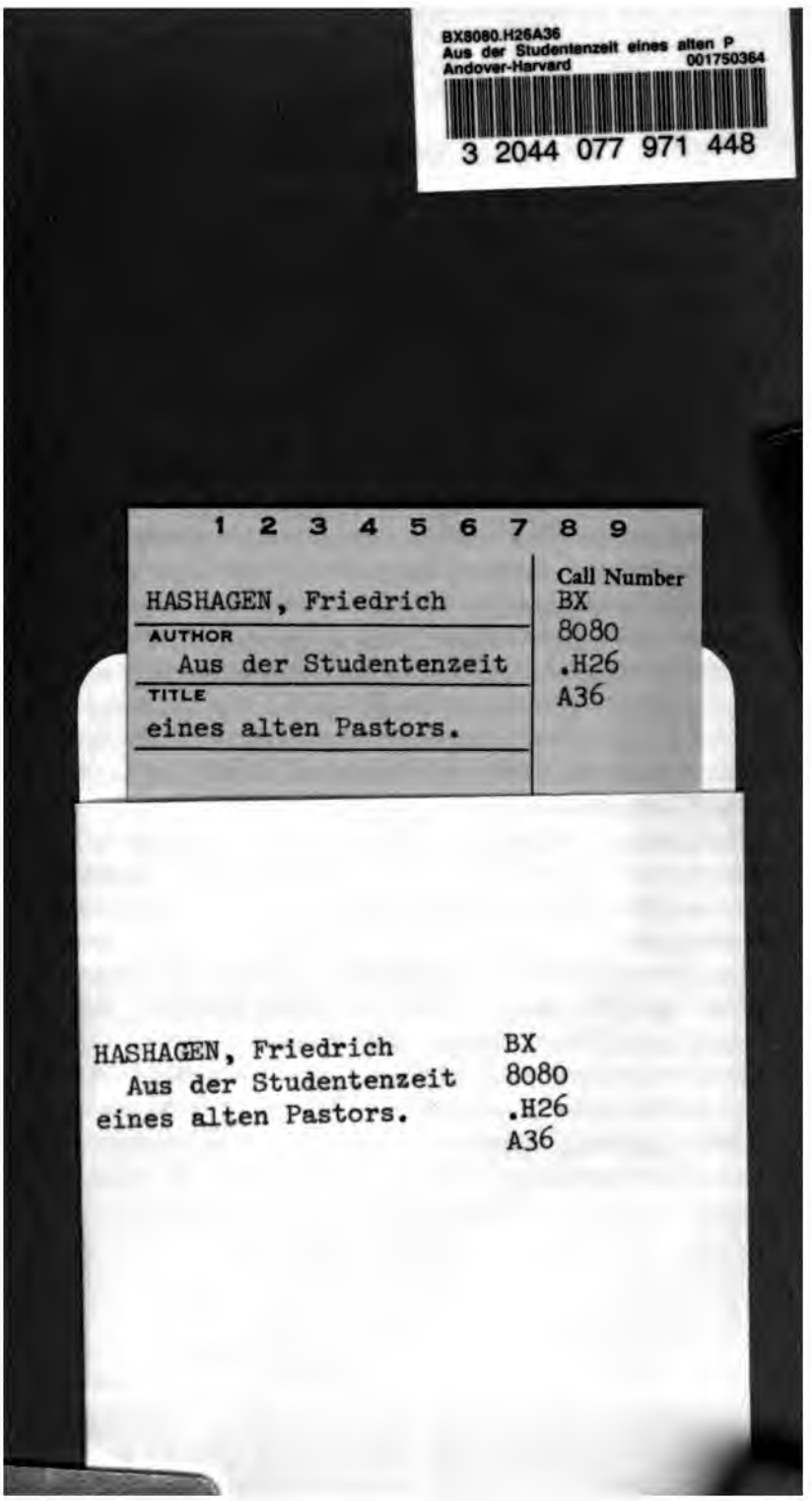
2. Auflage.

Preis brosch. Mk. 4.—, hocheleg. gebd. Mk. 5.—.

Theologischer Literaturbericht: „Was ist das für ein Buch! Viele Lebensbeschreibungen und Autobiographien erscheinen Jahr um Jahr, eine solche aber erscheint wahrlich nicht alle Jahre! Ich habe sie zweimal gelesen, so lieb habe ich sie gewonnen. Und ich werde sie noch öfter lesen. Ich wünschte, daß das Buch in jeder Lehrer-, in jeder Primaner-Bibliothek wäre, ich wünschte es in die Hand jedes Geistlichen und Erziehers und aller, die es werden wollen. Es ist ein goldenes Buch."

Neue Westfäl. Volkszeitung: „Zur Empfehlung dieses einzigartigen Buches möchte ich nur sagen: es wird seinen Weg finden in viele, viele Häuser, wie Kügelgens „Erinnerungen eines alten Mannes". Solche Bücher wie dies Buch werden in hundert Jahren nur wenige geschrieben. Professor D. Hashagen, der an der Unterweser wohnt, schreibt seine Jugenderinnerungen, die von dem Dufte der poesiereichen Jugend umflossen sind, und vertritt dabei die erfahrungsmäßig erworbenen Grundsätze, die er für richtig und unerläßlich hält, sei es, daß es sich um das Leben des einzelnen oder der Familie, um das Leben in der Gesellschaft, im Staate oder in der Kirche handelt. Er bittet, das in Liebe zu lesen, was er in Liebe zu schreiben bemüht war, in Liebe zunächst zur Jugend, zu ihren Erziehern und Freunden, in Liebe vornehmlich zum guten Hirten und zu seiner Herde. Was sind alle Bücher eines Frenssen und ähnlicher Männer, deren Werke in so viel tausend Exemplaren verschlungen werden, gegen solch ein Buch! Was ist ihr poetischer Gehalt gegen diese wahre Poesie eines wirklichen Jugendlebens; was ist ihr moralischer Erfolg gegenüber der Wirkung, die von diesem Buche ausgehen wird! Möchte dieses prächtige Buch von vielen Pastoren, Lehrern und Erziehern gekauft werden! Auch die Frauen werden es nicht verachten, und vieles können die Mütter ihren heranwachsenden Kindern vorlesen."

Hannoversches Sonntagsblatt: „Mit mir werden viele das Buch mit innerer Freude begrüßen, die ihre Kirche und ihre Heimat lieb haben. Der ungenannte Verfasser, der als Sohn eines Seemanns in der Gegend von Osterholz geboren und auf den Gymnasien zu Bremen und Verden herangewachsen ist, hat mit seinen 70 Jahren noch genug Jugendfrische behalten, um ein anziehendes lebensvolles Bild der Tage seiner Jugend zu zeichnen und uns vor die Frage zu stellen, welche Vorzüge und Nachteile das damalige kirchliche und sonstige Leben gegenüber unserer Zeit gehabt hat."


BX8080.H26A36
Aus der Studentenzeit eines alten P
Andover-Harvard
001750364
3 2044 077 971 448
1 2 3 4 5 6 7 8 9
HASHAGEN, Friedrich
AUTHOR
Aus der Studentenzeit
TITLE
eines alten Pastors.
Call Number
BX
8080
.H26
A36
HASHAGEN, Friedrich
Aus der Studentenzeit
eines alten Pastors.
BX
8080
.H26
A36